MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80354-12

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

HOFSTAETTER, WALTHER

TITLE:

DEUTSCHKUNDE

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1921

Master Negative #

91-80354-12

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943.01
H678

Hofstaetter, Walther, 1883-
Deutschkunde; ein buch von deutscher art und kunst ... hrsg. von Walther Hofstaetter. 3. aufl. Leipzig, Teubner, 1921.
240 p. illus., 42 plates. 23cm.

Contents.--Das deutsche land und seine bewohner, von Karl Mahler.--Pflanzen- und tierwelt und ihre unterwerfung, von Martin Braess.--Rasse und volk, von R. von Hoff.--Der vorgeschichtliche mensch auf deutschem boden, von Albert Kiekebusch.--Vom Germanen zum Deutschen, vom herausgeber.--Ländliche siedlung und bauern[illegible]haus, von Oskar Brenner.--Häusliche altertümer, von Otto Lauffer. Kriegs-
(Continued on next card)

14962S

943.01
H678

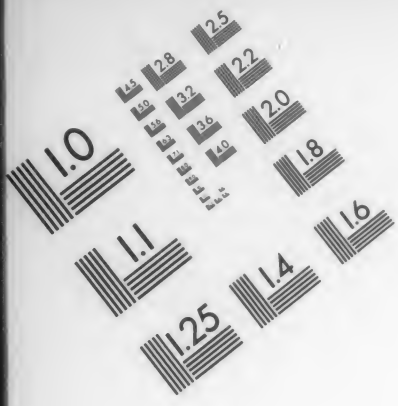
Hofstaetter, Walther, 1883- Deutschkunde. 1921. (Card 2)

altertümer, von Otto Lauffer.--Entwicklung des wirtschaftlichen lebens, von Rudolf Jentzsch.--Soziale entwicklung, von Rudolf Jentzsch.--Rechts- und staatsentwicklung, von Alfred Hönger.--Ausbreitung des deutschums, von Alfred Hönger.--Religion, märchen und sage, volkslied, von Emil Lehmann.--Sitte und brauch, vom herausgeber.--Die deutsche sprache, von Otto Behaghel.--Die deutsche schrift, von Karl Brandi.--Die deutsche kunst, von Franz Bock.--Die deutsche [illegible]musik, von Hermann Abert.--Das theater, von Christian Gaehde.--Die geistige entwicklung in ihren hauptzügen, von Robert Petsch

Restrictions on Use:

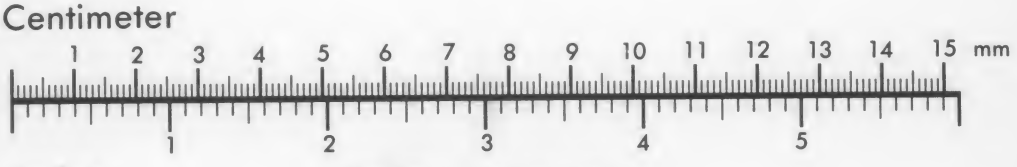
TECHNICAL MICROFORM DATA

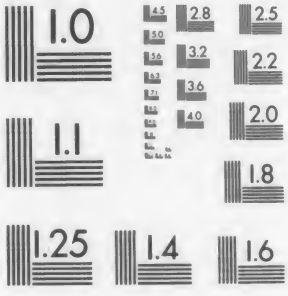
FILM SIZE: 35 MM REDUCTION RATIO: 12X
IMAGE PLACEMENT: IA [IIA] IB IIB
DATE FILMED: 12-6-91 INITIALS AT
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



AIIM

Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Deutsch Kunde

Ein Buch von deutscher Art und Kunst

B. G. Teubner / Leipzig und Berlin

943.01 H678
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Bought From
the
Carl Schurz Fund
for the
Increase of the Library
1900

Deutsche Kunde

Ein Buch von deutscher Art und Kunst

Mit 42 Tafeln und 2 Karten

Herausgegeben
von
Walther Hofstaetter

Dritte Auflage

Verlag und Druck von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin. 1921

21-5379

Inhalt.

Seite
Das deutsche Land und seine Bewohner. Von Dr. Karl Mahler in Hersfeld 5
Pflanzen- und Tierwelt und ihre Unterwerfung. Von Prof. Dr. Martin Braeß in Dresden . . . 18
Rasse und Volk. Von Dr. R. von Hoff in Bremen . . . 27
Der vorgeschichtliche Mensch auf deutschem Boden. Von Dr. Albert Kiekebusch in Berlin . . . 30
Vom Germanen zum Deutschen. Vom Herausgeber . . . 39
Ländliche Siedlung und Bauernhaus. Von Geheimrat Prof. D. Dr. Oskar Brenner in Würzburg . . . 52
Häusliche Altertümer. Von Museumsdirektor Prof. Dr. Otto Lauffer in Hamburg . . . 60
Kriegsaltertümer. Von demselben . . . 66
Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens. Von Dr. Rudolf Jentzsch in Dresden . . . 73
Soziale Entwicklung. Von demselben . . . 90
Rechts- und Staatsentwicklung. Von Dr. Alfred Hönger in Dresden . . 100
Ausbreitung des Deutschtums. Von demselben . . . 109
Religion, Märchen und Sage, Volkslied. Von Prof. Dr. Emil Lehmann in Landskron (Böhmen) . . . 116
Sitte und Brauch. Vom Herausgeber . . . 127
Die deutsche Sprache. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Otto Behaghel in Gießen 140
Die deutsche Schrift. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Karl Brandi in Göttingen. 148
Die deutsche Kunst. Von Akademieprofessor Dr. Franz Bock, z. Z. in Berlin 152
Die deutsche Musik. Von Univ.-Prof. Dr. Hermann Abert in Halle . . . 196
Das Theater. Von Prof. Dr. Christian Gaehde in Dresden . . . 206
Die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Petsch in Hamburg . . . 217
Stichwortübersicht . . . 237

943.01
H678

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Sept. 1, 1921 - CRW
A.S.P. Sept. 3/21

Vorwort.

„Unsere Schulen treiben Geschichte, Kirchen- und Literaturgeschichte und Geschichtliches auch in der Erdkunde und geben oft auch für jedes ein Lehrbuch in die Hand. Aber die Zusammenfassung aller dieser verschiedenen Gänge einer Entwicklung ist gelegentlichen Besprechungen überlassen, eine Grundlage dafür fehlt. Ebenso fehlt sie für die notwendigsten Kenntnisse aus der Vorgeschichte, der Volks- und Kulturkunde, die wohl hie und da nebenbei vermittelt, kaum einmal aber in klare Zusammenhänge gebracht werden. Von deutscher Kunst und deutscher Musik aber ist nur in selten günstigen Fällen die Rede, und das Gesagte verrauscht, da es ohne Rückhalt bleibt.

So fehlt unseren Gebildeten nur zu oft der klare Überblick über unsere Gesamtentwicklung, es fehlen die inneren Zusammenhänge und die Erkenntnis, was in dem allen deutsch ist. Sie zu gewinnen, will dies Büchlein helfen, indem es in Wort und Bild von deutscher Art und Kunst erzählt. Es soll schon dem heranwachsenden Geschlecht in die Hand gegeben werden, es möchte aber auch Männern und Frauen, die im Leben stehen, ein Weggenosse werden in Stunden rückschauender Betrachtung."

Diese Worte aus dem Vorwort zur ersten Auflage haben viel Zustimmung erfahren, und das Büchlein ist allenthalben — mit ganz vereinzelten Ausnahmen — verständnisvoll, ja freudig aufgenommen worden. Das war uns eine Mahnung weiter zu bauen und zu bessern, und so geht die Deutschkunde, nachdem rasch ein unveränderter Neudruck notwendig geworden war, nunmehr in sorgfältig umgearbeiteter Form aufs neue hinaus, wesentlich gefördert durch die Mitarbeit von Otto Behaghel, Franz Bock, Karl Brandi, Oskar Brenner † und Otto Lauffer.

Leider mußte Dr. v. d. Gabelentz-Linsingen den Teil über die Kunst aufgeben, weil wichtige Pflichten ihn von der Neubearbeitung abhielten; ich bedauere sein Ausscheiden um so mehr, als er das gesamte Werk vom ersten Entstehen an verständnisvoll gefördert hat.

Neu ist ein Teil über Rasse und Volk, neu sind auch Hinweise auf den deutschen Wortschatz, die Herr Prof. Karl Bergmann in Darmstadt zu einzelnen Abschnitten beigesteuert hat.

Eine Literaturgeschichte einzufügen, wie manche Beurteiler forderten, konnte ich mich nicht entschließen; wie die Hauptpunkte der Geschichte, so müssen auch die der Literaturgeschichte als bekannt vorausgesetzt werden. Unsere Aufgabe kann es für diese Gebiete nur sein, die großen Zusammenhänge aufzuweisen.

Die Stichwortübersicht, für deren Bearbeitung ich Herrn Studienrat F. Hempel in Dresden dankbar bin, beschränkt sich absichtlich im wesentlichen auf die Punkte, die in verschiedenen Abschnitten des Buches berührt werden oder an verschiedenen Stellen gesucht werden könnten; das Meiste muß der Leser ohne weiteres durch die Anordnung des Buches finden können. Wie hierbei, so mußte auch sonst mit einem verständnisvollen Einlesen gerechnet werden, wenn das Buch nicht ins Ungemessene wachsen sollte.

Das Büchlein hat schon in der ersten Fassung wirken dürfen, möchte es nun — in einer Zeit, wo es doppelt not ist — auch in der neuen Gestalt „die Herzen erheben zu freudigem Bewußtsein unseres reichen Erbes, das unserm Volke — trotz allem — kein Feind nehmen kann, und den Willen stärken, dies Erbe treu zu wahren".

Dresden, im Dezember 1920.

Dr. Walther Hofstaetter.

Das deutsche Land und seine Bewohner.

Mannigfaltigkeit ist die Eigenart deutschen Landes. Sie war der Quell der deutschen Vielseitigkeit, aber auch eine Ursache der deutschen Zersplitterung. Wie der Einheitsgedanke trotzdem nach langem Ringen die zersplitterten Stämme zusammenschmiedete und sich nach dem Weltkriege trotz schwerster Erschütterung behauptete, so geht auch durch die deutsche Landschaft, so verschiedenartig sie an sich ist, ein einheitlicher Zug. Allüberall prägt sich ihr die deutsche Art auf, die sich im deutschen Fleiß, in erfolgreicher deutscher Kulturarbeit, deutscher Sauberkeit und Freude am Schönen äußert. Wie verschieden doch der Eindruck, den der Wanderer beim Betreten romanischer oder slawischer und deutscher Ortschaften erhält! Deutsche Art überschreitet aber auch die deutschen Grenzpfähle überall und hat es verstanden, auch ferner, fremder Landschaft ihren Stempel aufzuprägen, einen Stempel, den selbst die Folgen des Weltkrieges nicht sobald werden tilgen können (s. S. 109 ff.).

Unsere engere deutsche Landschaft zeigt alle Geländeformen vom Hochgebirge bis zum Flachland. Den deutschen Alpen lagert sich nach Norden hin ein Hochland vor, das zur Eiszeit über den Bodensee hinweg und bis in die Breite vom heutigen München mit Vorlandgletschern überdeckt war. Es wird im Nordwesten von den süddeutschen Stufenländern in Schwaben und Franken, im Norden von den östlichen Ausläufern der mitteldeutschen Bodenschwelle begrenzt, die sich nach Westen hin bis über den Rhein fortsetzt. Schließlich führt das norddeutsche Flachland allmählich zur Küste hinab. Es verdankt wie das Alpenvorland seine Oberflächenformen der Einwirkung der gewaltigen Vergletscherung der Eiszeit, in der sich Eismassen von ungeheurer Mächtigkeit von Norden her über Deutschlands Flachland schoben. Zwischen die verwandten Formen eiszeitlicher Vergletscherung im Alpenland und im norddeutschen Flachland drängt sich der zerborstene Rest eines hohen mitteldeutschen Faltengebirges, das im Altertum der Erdgeschichte als „variskischer" Gebirgszug vom französischen Zentralplateau in großem, nach Süden offenem Bogen bis in die heutigen Sudeten zog. Es ist durch den zersetzenden Einfluß von Luft und Wasser abgetragen, durch Hebungen und Senkungen einzelner Teile zerstört und an vielen Stellen von vulkanischem Gestein durchdrungen worden. Wenn das Mittelgebirge auch in jüngerer geologischer Zeit im kleinen neuer Abtragung unterliegt, so tritt

es doch als Ganzes im Zustand des Alters in lebhaften Gegensatz zur jungstrotzenden, ungestümen Kraft der Alpen, die erst im Tertiär, dem ersten Abschnitt der Neuzeit der Erdgeschichte, durch einen gewaltigen, von Süden her kommenden Druck aufgefaltet wurden. Seitdem sind die Alpen durch Abtragung wesentlich erniedrigt worden. Sie gliedern sich ihrer Gesteinsbeschaffenheit nach in drei Hauptzonen: die mittlere Urgesteinszone und die nördlich und südlich vorgelagerten Kalkalpen. Eigentlich deutsches Land ist die nördliche Kalkzone, aber auch noch an den Wänden des mittleren Kerns und der südlichen Kalkalpen hallen in österreichischen, schweizerischen und italienischen Landen deutsche Laute wider.

Die Gesteinsbeschaffenheit der drei Zonen hat verschiedene Landschaftsformen entstehen lassen, die im ganzen schauerlich schön, gewaltig und meist menschenfeindlich sind. Im *Innern* erheben sich über 4000 m hohe, mit schneeigem Mantel umhangene Bergriesen. Turmartige Gipfel und Felshörner überragen die niederen Mauern der Kalkalpen, die ihnen im Norden und Süden vorgelagert sind. In die lebensfeindlichen Gebiete ewigen Schnees reichen die Kernalpen empor, und nur die herrlichen Farbenwirkungen vermögen in ihre starre Welt einen Hauch frischen Lebens zu zaubern. Andere Reize als die mittlere Zone birgt die Natur der *Kalkalpen*. Von bizarren Zinnen und sägeförmigen Graten werden die Wände gekrönt, und die einzige Hülle ihrer steilen, pflanzenlosen Hänge bilden die gewaltigen Schuttkegel an ihrem Fuße, die von der Kraft der Verwitterung zeugen, der der Kalk unterliegt. Auch diese Alpenteile belebt das zu jeder Tageszeit wechselnde Farbenspiel an den Kalkwänden, das vom dunklen Schwarz bis zum blendendsten Weiß reicht und im Purpur des Alpenglühens beim letzten Gruß der sinkenden Sonne seinen Höhepunkt findet. Wie die Natur der mittleren Alpen durch langgestreckte, von Spalten und Eisgraten durchzogene Gletscher einen besonderen Reiz erhalten hat, so wirken in den Kalkalpen abwechselnd und eigenartig die Steinströme, die von einem grünen Pflanzenbande überzogen sind, wenn sie zur Ruhe gekommen sind.

Wenn man auf hoher Warte das Meer von Gipfeln und Wänden überschaut und vor der Gewalt der Alpennatur verstummt, so vermag man sich nur eine schwache Vorstellung davon zu bilden, wie es hier in der Eiszeit ausgesehen haben mag, wo viel gewaltigere Eis- und Schneemassen diese Bergwelt verhüllten und ihre Eiszungen weit hinausstreckten in das *deutsche Alpenvorland*. Heute erscheinen die alpinen Gletscher und Flüsse in den weiten, während der Eiszeit vom Gletscher trogförmig ausgenagten Tälern wie Zwerge in Riesenrüstungen. Wir verstehen die häufige Erscheinung, daß die Seitentäler entweder hinter der Abtragung des vom Eiszeitgletscher übertieften Haupttales zurückblieben und ihr Wasser daher in einem Wasserfall zur Haupttalsohle springen lassen oder so schnell folgten, daß enge Schluchtentäler entstehen mußten. Wir vermögen uns aus der Eiszeit die Häufigkeit der Seen im Gebirge und im Vorland zu erklären. Wie klare Augen beleben sie die Landschaft so reizvoll und erzählen uns, daß sich quer

im Tal vor sperrenden Felsriegeln oder draußen im Vorland vor bogenförmig aufgeworfenen Endmoränen oder in spät geschmolzenen Eislöchern die Schmelzwasser nach der Eiszeit stauen mußten. Wie die Zungenbeckenlandschaften Oberbayerns, so verdanken die Reste kleinerer Seen, die später dem Pflanzenwuchs erlagen und sich in kulturfeindliche Moore wandelten, und reizende Auenlandschaften jener Zeit ihre Entstehung. Weiter nördlich im Alpenvorland werden die Sandflächen, sogenannte Sander, die vom Schmelzwasser abgelagert wurden, heute von Nadelwäldern verhüllt, in denen die Kiefer mit ihrer Anspruchslosigkeit vorherrscht.

Wie hier im Alpenvorland alles Pflanzen- und Tierleben vom lebensfeindlichen Eise nach Norden verdrängt wurde, so mußte es auf *dem norddeutschen Flachland* vor dem skandinavischen Eiskuchen nach Süden weichen. Nur der größte Teil der deutschen Mittelgebirge, soweit sie nicht ihre eigene Gletscherwelt entwickelten, blieb damals eisfrei. Die nordische Eismasse war noch gewaltiger als die alpine. Sie verhüllte in mehreren hundert Metern Mächtigkeit die Ostsee, große Teile der Nordsee, Finnland, Nordrußland, Norddeutschland und Teile Britanniens. In Norddeutschland hinterließ sie uns dieselben Landschaftsformen wie im Alpenvorland, nur in etwa 300 m niedrigerer Lage. Wie in Bayern die Grundmoräne des Gletschereises oder der Geschiebelehm und vom Wind an Hängen angewehter, später zu Lehm (Löß) umgebildeter Sand fruchtbaren Ackerboden darbietet, so sind in noch größerer Ausdehnung die Flächen Norddeutschlands solches Ackerland. Das lebensfeindliche Eis war somit die Ursache für die lebenerhaltende und lebenfördernde deutsche Landwirtschaft. Das norddeutsche wie das oberdeutsche Aufschüttungsgebiet wird um so ausgeglichener, je weiter es vom Ursprungsgebiet seiner Schichten entfernt liegt. Im nördlicheren Flachland muß das Eis später gewichen sein als in der Nähe der Mittelgebirge. Daher sind auch von den letzten schwächeren Eisvorstößen die Endmoränenwälle erhalten, die in mehreren Bogen gleichlaufend mit der Ostseeküste streichen. Neben den Moränenlandschaften beherrschen auch das Landschaftsbild des Flachlandes Sandablagerungen der Schmelzwässer, Moore, Seen, Tümpel, Sümpfe, Auen und Wiesen oft einförmig, oft in buntestem Wechsel. Es sind Reste aus der Zeit der großen Schmelze des nordischen Eises, als das Wasser die Aufschüttung und das Wegschaffen von Geröllen und Sinkstoffen übernahm. Gewaltige von Ost nach West gerichtete Urstromtäler, die noch heute im Landschaftsbilde erkennbar sind, führten die großen Schmelzwassermengen zur Nordsee. In diesen alten Tälern, die unsere heutigen Flüsse nur zum Teil noch benutzen, liegen die sogenannten Bruchlandschaften, die seit Friedrich dem Großen allmählich der Kultur zurückgewonnen werden. Diese alten

Täler leiten außerdem den Verkehr quer durch Norddeutschland in Kanälen und zu Lande von West nach Ost und Ost nach West. Von der eiszeitlichen Ablagerung des Flachlandes wird ein altes Grundgebirge überdeckt, das hier und da die heutige Oberfläche erreicht oder sogar überragt. Ihm gehören die meerumspülte Buntsandsteininsel Helgoland und der weißschimmernde, 122 m hohe Kreidefelsen Rügens an. In Rüdersdorf bei Berlin baut man die Kalke dieses Gebirges, in Hohensalza seine Salze ab. Für die Grundmauern manches norddeutschen Baues und für die Gärten und Felder umzäunenden Mauern lieferten die vom Eis aus Skandinavien mitgebrachten Gesteinsblöcke, die als Findlinge überall in Norddeutschland liegen, willkommene Bausteine.

Die norddeutsche Landschaft entbehrt nicht eigenartiger Reize. Der Volksmund hat übertrieben, aber nicht ganz zu Unrecht die mit der Ostseeküste gleichlaufenden Endmoränenlandschaften, in denen herrliche Buchenwälder vorherrschen, mit dem Namen „Schweiz" belegt, so die Holsteinische, Mecklenburgische, Pommersche oder Bucklige und Preußische Schweiz.

Auch die eigentliche Ostseeküste mit ihren Bodden und Förden im Westen verdankt ihre Formen der Eiszeit. Ihr östlicher Teil von den Übergangsformen Usedoms und Wollins an ist nicht mehr so stark gegliedert wie der westliche. Er ist eine Anschwemmungsküste, die allmählich zur ununterbrochenen Linie ausgeglichen werden wird. Regelmäßige west-östliche Strömungen schwemmten Landzungen, die sogenannten Nehrungen an, die heute noch die Haffe vom Meere abtrennen. Die steilen Küstenstrecken, wie die samländische Küste, sind dem oft gewaltigen Ansturm der tobenden Flut gefährlich ausgesetzt und ihr immer wieder zum Opfer gefallen. Wandernde Dünen haben andere Küstenstreifen mit ihren Dörfern und Wäldern verschüttet.

Ganz anders gestaltet ist die Nordseeküste und ihr Hinterland. In einer gewissen Geschlossenheit und großen Gesetzmäßigkeit ordnen sich verschiedenartige Landschaftsformen hintereinander an. Auf den Inselwall vor der Küste folgt die eigentliche Küste mit ihren Dünen. Dahinter liegt die Zone der Marschen, die wiederum durch unfruchtbare sandige Flächen — Geest und Heide — oder Moorlandschaft fortgesetzt wird. Noch in geschichtlicher Zeit hat die Natur diese Landschaften geformt. Nachdem Britannien vom Festland getrennt war und die Ostsee durch den Einbruch des Meeres ihre Rolle als Binnenmeer ausgespielt hatte, entstand die friesische Inselreihe durch die Auflösung eines gewaltigen Dünenzuges an der ehemaligen Küste. Es folgte der Einbruch der Zuidersee im 14. Jahrhundert, des Dollarts und Jadebusens im 16. Jahrhundert. Die eigentliche Küste wurde im Wechsel von Ebbe und Flut und durch Ablagerungen der in das Meer mündenden Flüsse von fruchtbarem Schlickboden überdeckt. Auch weiter landein im Flachland unterlagen die Flußläufe des Rheins, der Elbe, Oder und manches Nebenflusses Veränderungen in geschichtlicher Zeit, so daß mancher Ort, wie z. B. Neuß, heute nicht wie ehemals am Fluß selbst, sondern an einem verlassenen Flußarm liegt. Alte Seen sind heute verschwunden, und nur noch Namen von Orten oder Ortsteilen erinnern an ihr vergangenes Dasein.

Eine Natur mit einheitlicher Entstehung im großen und doch reizvoller Verschiedenheit in Entstehung und Landschaftsbild ist daher das deutsche Flachland. „In

Holstein schweift unser Auge über weite, von glitzernden Kanälen und Gräben durchzogene Wiesen. Es überfliegt große, graubraune, düstere Moore und dringt hinüber zu den in blauer Ferne verdämmernden Heideflächen des Dithmarsischen Landes. Die Wege gleiten zwischen Knicken und buschigen Knickenhecken entlang. Der Charakter der Landschaft ist schwermütig. Und wie der Charakter der Landschaft, so auch ihre Bewohner." (Timm Kröger.) Nur hier und da kleine Gruppen von Siedelungen, oft auf kleinen Anhöhen, versteckt hinter Bäumen und Büschen, die sie vor der Kälte und dem steifen Wind schützen, der abseits die zahlreichen Windmühlen lustig bewegt. Die fetten Wiesen belebt das Tag und Nacht weidende Pferd, Rind und Schaf. Die Geestlandschaft der Nordsee schildert uns Gustav Frenssen mit trefflichen Worten: „Vornan ein wirres Dickicht von niedrigem Eichengestrüpp, Farn- und Heidekraut, wie liegende Kinder vor den Füßen des Waldes; dann die ersten Buchen, die mit tief herabgelassenen grünen Schleiern des Waldes Geheimnisse decken. Vor dem allen stehen hier und da, mitten in der Heide, Weißbirken, schlanke Gestalten, sie halten Wache vor dem Wald, einzeln, zu zweien und dreien." Wie anders wieder die herrliche Buchenlandschaft der Endmoränen mit ihren stillen im Waldesdunkel versteckten Seen, die zauberhaft schöne Lüneburger Heide mit ihren Heidschnucken und Bienenhäusern und die klimatisch dem Westen gegenüber benachteiligte Landschaft Ostpreußens, wo der Frühling spät und kurz, der Sommer heiß und der Winter streng und lang ist. Mitten im Flachland das eigenartige Netz- und Inselgebiet des Spreewaldes, der von Flußfäden reich durchzogen ist. Das Boot ist das Fahrzeug der Spreewälder. Alles zieht auf dem Wasserwege dahin, selbst die Herden werden in Kähne getrieben und gelangen in ihnen von Wiese zu Wiese, von Gehöft zu Gehöft.

Wie norddeutsches Flachland und Alpenvorland in der Entstehung ihrer Landschaftsformen zusammengehören, so ähneln sich die süddeutsche Stufenlandschaft und die mitteldeutsche Rumpffläche. Sie stehen im scharfen Gegensatz zu den geschilderten Landschaften. Dort Schichten aus junger Zeit der Erdgeschichte, hier alte Gesteine und Kalklager, die teilweise nur durch Verwitterung verändert worden sind. Formenreichtum ist in erhöhtem Maße der mitteldeutschen Schwelle eigentümlich. Neben Hochebenen und Beckenlandschaften erheben sich Randgebirge (Horste) und Gipfel vulkanischen Gesteins; neben Senkungen und Spaltungen der Schichten waren es Hebungen, vulkanische Ergüsse und Meeresablagerungen, die dieses abwechslungsreiche Landschaftsbild formten. Verwitterung und abtragende Kräfte haben den alten Gebirgsrumpf bearbeitet und die Kleinformen geschaffen, die ihn so reizvoll machen. Wie die Eiszeit mit ihren Ablagerungen für die deutsche Landwirtschaft grundlegend war, so verdankt die einzigartige Entwicklung deutscher Industrie ihre Daseinsmöglichkeit dem Mittelgebirge.

Ein kurzer Blick auf die Entstehungsgeschichte der Gebirgsschwelle ist daher zum Verständnis des deutschen Wirtschaftslebens unerläßlich.

In der Kohlenzeit des Altertums der Erdgeschichte traten auf dem heutigen deutschen Boden die gebirgsbildenden Kräfte auf, die in zweimaliger Folge das ehemals vom Meer bedeckte Land aufrichteten und auffalteten. Am Fuße dieses Ge-

birges entstanden aus den pflanzlichen Stoffen von Mooren und Sümpfen jene großen Steinkohlenlager, denen unsere Industrie hauptsächlich ihre Entwicklung in Rheinland, Westfalen, Sachsen und Schlesien verdankt. Das Gebirge, dessen Bildung von vulkanischer Tätigkeit und der Ablagerung porphyrischer Gesteine begleitet war, fiel im Mittelalter der Erdgeschichte der Abtragung anheim. Auf seinem Sockel entstanden im Wechsel von Meeresablagerungen und Landbildungen die Salzlager Deutschlands, die Kupferschiefer und Kalke, die in Franken, Schwaben und Thüringen die Gartenkulturen ermöglichen und in dem weitverbreiteten Muschelkalk wertvolle Bausteine liefern. Schließlich verdanken wir der der Gegenwart vorausgegangenen Tertiärzeit mit ihren Meeren die bedeutenden Braunkohlenlager Deutschlands und Böhmens, die sich an den damaligen Meeresufern zu bilden begannen. Die Tertiärzeit schuf außerdem im Gefolge der Alpenfaltung die süddeutschen und den Schweizer Jura, deren Kalkschichten im Jurameer abgelagert waren und nun aufgefaltet wurden. Weiter nördlich bildeten vulkanische Vorgänge die Gipfel und Decken der Eifel, des Siebengebirges, des Vogelsbergs, der Rhön, Hessens und der Schwäbischen Alb und die Basaltkuppen und -Lager im Erzgebirge und in der Lausitz. Warme Quellen erinnern noch heute in einzelnen dieser Gebirge oder an ihrem Rande an jene vulkanische Tätigkeit und bilden die Daseinsbedingung zahlreicher Badeorte. In der bewegten Zeit der Umbildung des deutschen Bodens barst der Rest der alten mitteldeutschen Rumpffläche wie eine brechende Eisdecke. Schollen sanken, andere wurden aufgestaut, gespalten und überragten die Umgebung mit erhöhten Rändern, sogenannten Horsten. Am wenigsten wurde das Rheinische Schiefergebirge in Mitleidenschaft gezogen, sehr stark verändert dagegen das Gebiet des Oberrheins, Mittelfrankens, Hessens, der Weser und Böhmens. Der Alpen gewaltige Gipfelhöhen wurden nicht annähernd erreicht, sondern nur mittlere Höhen (bis 1600 m). Durch neue Abtragung abgerundete Formen herrschen vor. Nur an einzelnen Stellen vermochte die Schnelligkeit des neu bewegten Wassers schroffe Bildungen herauszuarbeiten.

Wir denken dabei an das tief eingeschnittene Bodetal im Nordharz oder an das Elbsandsteingebirge, die „Sächsisch-böhmische Schweiz". Sie ist durch enge Schluchten, sogenannte Klammen, zerrissen, die von steilen Sandsteinmauern eingeschlossen sind. Auf den Gipfeln freistehender Felsmassen und kegelförmig abgestumpfter Bergkuppen wachsen Bäume und Sträucher, und auf dem Boden der wasserreichen Schluchten gedeiht eine üppige Pflanzenwelt. Wenn wir die Natur anderer Teile des deutschen Mittelgebirges vergleichend betrachten, wie verschieden ist sie doch im einzelnen bei aller Einheitlichkeit des Aufbaus im großen. Wild und rauh ist der Böhmerwald, dessen urwaldähnlicher Teil an amerikanischen Urwald erinnert. Wenn die Knüppelwege aufhören, muß sich der Wanderer durch übereinander geworfene vermoderte Stämme, über Stöcke und Wurzeln seinen Weg mühsam bahnen. In welchem Gegensatz zu dieser echten Naturwildnis steht der große Park des Kyffhäusergebirges. Wie lieblich sind Thüringer- oder Frankenwald, Südharz oder Erzgebirge, die sich in so manchem landschaftlich ähneln. Dicht vom Wald, meist Nadelwald, sind ihre Bergkuppen umhüllt, und werden von munteren Bächlein umschlungen. Wie Kulissen erscheinen ihre Berge hintereinander, wenn man talauf wandert bis zu den letzten Höhen. Meist schließt ein Kamm die Täler ab, und ein Kammweg, im Thüringer Wald der Rennstieg, ladet den Wanderer zu einer Wanderung auf fast gleichbleibender Höhe ein. Wie anders wieder ist die Natur

in der Schwäbischen Alb, wo stille, ernste, schweigsame, weiße Kalkfelsen vorherrschen und deren Tal Ludwig Finkh mit vortrefflichen Worten schildert: „Es hat keinen großen Wechsel an Farben als Grün von den saftigen Gräsern und Dottergelb von den Schlüsselblumen und Schmalzkacheln und Violett von den vielen Veilchen. Es ist eigentlich unbegreiflich, wie einem ein solch ärmliches Tal so ans Herz wachsen kann." Nicht weit entfernt im Norden kommen wir in die liebliche Landschaft der zauberhaft schönen Stadt Heidelberg, die ein Bild von Farbenglanz und Schönheit bietet mit dem engen, malerisch gewundenen Tal des Neckars, mit den prächtig bewaldeten Bergen, an deren Hängen die köstliche Traube reift. Und im Süden wieder, von der düsteren Kuppe des Hohen Twiel überragt, der Hegau, den uns Scheffel in seinem Ekkehard als echte deutsche Landschaft schildert.

Wie lustig und freundlich grüßt die fränkische Landschaft mit ihrem historischen Zauber! Der Name der Stadt ob der Tauber, Rothenburg, genügt, um an ihre Reize zu erinnern. Und verfolgen wir noch den Rhein auf seinem Weg durch das deutsche Mittelgebirge, so kommt uns die Verschiedenheit der Einzellandschaft so recht zum Bewußtsein. Er tritt in den klimatisch begünstigtsten Teil Deutschlands, die oberrheinische Tiefebene, ein, die als Einbruchsgraben zwischen den beiden einander ähnelnden Horstgebirgen, dem Wasgau und dem Schwarzwald, eingebettet ist. Fruchtbare Hügel mit Weinbergen und Obsthainen begleiten den Fuß der Gebirge, und mit wehmütigem Blick schaut heute der Deutsche vom Schwarzwald hinüber in französisches Land über den Rhein und über die alte Stadt mit dem Münster in das gesegnete Elsaß, mit dem so viele deutsche Herzen eng verbunden sind. Weiter stromab prägt sich dem Wanderer unvergeßlich der Blick ein vom Niederwalddenkmal hinab über die rebenbekränzten Hänge in das enge Durchbruchstal auf Bingen und hinüber in das Tal der Nahe und über die einförmige im Gegensatz dazu unfruchtbare Höhe des Hunsrücks. Ebenso einzigartig ist das prächtige Bild am Kaisereck, wo sich Vater Rhein und Mutter Mosel die Hand reichen. Und wem sollte sich nicht das Dichterwort „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" aufdrängen, wenn er auf der Ruine Drachenfels ergriffen hinabschaut auf eines der prächtigsten deutschen Landschaftsbilder, wo der Rhein aus dem engen, mit Burgen geschmückten Tal heraustritt, um in die Tieflandsbucht des in der Ferne sichtbaren domgekrönten Kölns zu gelangen. Kraftvoll klingt dort sein rechtes Ufer mit den sieben alten vulkanischen Gipfeln des Siebengebirges aus, unten liegt die fruchtbare Aue um Bonn, und gegenüber dehnt sich die Hochfläche der rauhen Eifel und des Hohen Venn. Welch ein Gegensatz zwischen diesem einförmigen Hochland und dem fröhlichen Tal des Rheins! Und doch haben auch Eifel und Venn ihre eigenen Reize, die uns wohl niemand so prächtig erschließt wie Clara Viebig in ihren Erzählungen.

Die von den Kräften der Natur geschaffene Landschaft wartete der Besiedlung durch den Menschen. Es leuchtet ein, daß die Verschiedenheit der deutschen Landschaft den Gang der Besiedlung wesentlich beeinflußte. Zuerst wanderten keltische Stämme ein, die dem nordindogermanischen Volksstamm angehörten. Südlich der mittleren Donau saßen zu jener Zeit Illyrier, und, die Alpentäler bewohnten Rhäter. Wie heute Finnland, so mag damals das deutsche Siedlungsland ausgesehen haben. Wald strebte zwischen wasser-

reichen Landschaften und sandigen Steppen auf. Die keltischen Siedlungen waren, der Landschaftsform angepaßt, Einzelsiedlungen. Etwa 1700 bis 1800 v. Chr. erscheinen die Germanen auf deutschem Boden von Norden her. Das Elbegebiet und später auch der Nordosten Deutschlands werden germanisch, die Kelten weichen. Im Verlauf der germanischen Siedlung kann man zwei Bewegungsrichtungen, eine südwestliche und eine östliche, unterscheiden. Die erste reicht etwa bis zur Zeit Karls des Großen, die zweite folgt und ist die Zeit der großen östlichen Kolonisation der Deutschen in Gebieten, die die westwärts gerichtete Siedlung für die allmähliche Besiedlung durch die Slawen frei gemacht hatte. Die deutsche Landschaft bestimmte den germanischen Siedlungsgang. Schnell kamen die Germanen über die norddeutschen Lößlandschaften und die nord-südlich gerichteten Flußtäler entlang bis an die Mittelgebirge heran. Dann stockte das Fortschreiten der Siedlung mit dem Betreten des Gebirges. Trotzdem boten die trockenen Gebirge günstigeren Siedlungsboden als die feuchten Teile des Flachlands, so daß schließlich das Mittelgebirge, wenn auch weniger dicht besiedelt, den eigentlichen Kern germanischer Wohnsitze bildet. Böhmen bleibt im Schutze seiner Randgebirge länger keltisch durch die Boii als seine Nachbargebiete, bis es durch die Markomannen besiedelt wurde. Heute noch ist es, einmal slawisch gewesen, ein deutschfeindlicher Keil zwischen Schlesien und Süddeutschland, so daß Schlesien in seiner Zugehörigkeit zum Deutschtum nach Norden verwiesen und von Polen auf der einen, von Tschechen auf der andern Seite bedrängt wird.

Jungfräulichen Boden erschlossen die Germanen durch die umfassenden Rodungen, die etwa 700 n. Chr. beginnen. Ortsnamen auf rode, roda, reut, reit, rath, rüti, hau, schlag, schwand und schwend (vor allem den walt swenden = schwinden lassen, vgl. verschwenden), brenn, brand usw. verraten diese Entstehung. Auf die gleiche Zeit verweisen Namen kirchlichen Ursprungs und solche auf burg, wie auch Namen, die auf Schutzbauten, wie wall, deich, damm, koog usw. hindeuten. Im Westen wurde die Siedlung der Germanen römisch beeinflußt, da häufig ehemals römische Siedlungen übernommen wurden. Daneben finden wir im Osten slawischen Einschlag, den noch heute zahlreiche Ortsnamen widerspiegeln.

Die Siedlungen werden teils nach Pflanzen und Tieren, teils nach der Bodengestaltung und der Bodenbeschaffenheit benannt: Saßnitz (Bośna „Kiefer"); Buckow Buckau (buk „Buche", vgl. Bukowina „Buchenwald"); Gablenz (jablonj „Apfelbaum"); Schlieffen (Bliwa „Pflaume"); Mockau, Möckern (moch „Moos"); Strelitz, Strehla, Stralsund, Stralau (Btrela „Stengel, Röhricht"); Wollin (wol „Ochse, Stier"); Boberow (bobr „Biber"; auch der Flußname Bober gehört hierher; das urverwandte althochdeutsche biber in Bebra [biber = aha]); Gadebusch (gad „Gewürm"); Gohra, Görlitz (gora „Berg", vgl. auch Gorlice in Galizien); Chemnitz, Kammin (kamenj „Stein"); Glienicke (glina „Lehm").

Im Osten dauerten die Rodungen bis ins 15. Jahrhundert, in eine Zeit, wo im Westen ein allgemeiner Rückgang der Besiedlung und das Vorhandensein von Wüstungen festzustellen ist.

Die beigefügte Karte gibt ein ungefähres Bild der Siedlung des deutschen Bodens etwa zur Zeit Karls des Großen. Die heute dicht besiedelten Gebiete waren schon damals am stärksten bewohnt. So zogen die Siedlungen die Flüsse entlang, insbesondere am Rhein (Oberrhein), wo der fruchtbare Boden der Gebirgshänge zur Siedlung einlud, an Elbe, Oder und Donau, wo die Völkerstämme bequem flußauf wandern konnten. Dicht bewohnt war das Gebiet nördlich des Harzes, wo fruchtbarer Lößboden die Siedlungsbedingung gab. Die Salzquellengebiete des Tieflandes zogen die Siedler an, die später bekannt sind als Sülzer Lüneburgs, Pfänner Staßfurts und Halloren Halles. Die deutschen Mittelgebirge boten in ihren Bodenschätzen Erwerbsmöglichkeiten. Harz und Erzgebirge luden zum Bergbau auf Gold und Silber ein, aber heute ist die Blütezeit des Erzbergbaues längst überschritten, und die ehemals reichen Verdienst findenden Bergarbeiterfamilien müssen in anderen Industrien oder in Heimarbeit ihr Brot erwerben. Die Erzgebirger Spitzenklöppelei ist so entstanden und in aller Welt berühmt geworden. Ebenso bekannt wurde der lustige Kanarienvogelzüchter des Harzes. Erzreichtum, Steinkohlen- und Braunkohlenlager waren die Ursache der dichten Besiedlung der Gebiete der heutigen Großindustrie. Rheinland, Westfalen, Lothringen, Saargebiet, die sächsische Tieflandbucht, die Lausitz, Nordböhmen und Schlesien sind die eigentlichen Stätten deutscher Arbeit geworden. Dagegen trat allmählich die Landwirtschaft zurück, obwohl auch sie in den gewaltigen Kalilagern der Halle-Hannoverschen Gegend und des Elsaß eine neue Belebung und höchste Ertragfähigkeit erfuhr. Die ursprünglichen Siedlungen der Ackerbauer wurden immer mehr von der Industrie durchsetzt. Wirtschaftliche Sondergebiete blieben in Deutschland die Täler des Rheins und der Mosel, wo der Weinbau seit Beginn der Siedlung das Leben der Bevölkerung vollkommen beherrscht und reichen Ertrag bringt, das Hochgebirge mit seiner Viehzucht und Holzschnitzerei, den Herrgottschnitzern von Ammergau und den Geigenbauern von Immenstadt, der Westerwald mit seinem Kannenbäckerland und die Berge, wo der Märker Eisen reckt, der Schwarzwald mit seiner Uhrenindustrie, die Heide mit ihren Heidschnuckenhirten und Imkern. Frei von Siedlungen waren die großen Waldgebirge und die Sümpfe, Moore, Niederungen und Wälder des Flachlandes. Aber immer kleiner wird dank der künstlichen Umgestaltung dieser Landschaften die unbewohnbare Fläche Deutschlands. Vor allem begann der Germane schon zeitig durch Kunstbauten das Küstengebiet sied-

lungsfähig zu gestalten. Der begrünte Schlickboden des Grodens wurde an der Nordseeküste durch Eindeichung zur Marsch. Große Teile dieses Marschlandes wurden kolonisiert, sobald sichere Deiche es zuließen, und schließlich sind im Oldenburgischen Reihendörfer das Ergebnis der Siedlung. An anderen Stellen, wo sichere Deiche fehlten, begann die Siedlung auf sogenannten „Warfen“ oder „Wurten“, d. h. von Menschenhand errichteten Hügeln. Die Namen des Landes „Wursten“ (Wurstsaten) und „Würden“ zeugen noch von dieser Siedlungsart. An der schleswigschen Küste vor allem vermochte das Ungestüm des Meeres diese Marschen ohne Deiche zu zerstören, und so blieben die Warfen im Wattenmeer erhalten. Sie bestehen noch heute als „Halligen“, und ihre Bewohner kämpfen noch immer einen schweren Kampf mit den Sturmfluten. Das geschützte Marschland aber wurde durch künstliche Entwässerung und Bewässerung zu nutzbarem Ackerboden und fetter Wiese umgewandelt.

Die ursprünglichen Siedler der Nordseeküste wurden vom Lande getrennt durch die kulturfeindlichen Moor- und Geestgebiete, auf das Meer verwiesen, zum Seeraub und Strandrecht. Dort aber, wo mündende Flüsse sichere Ankerplätze boten und die Verbindung des überseeischen mit dem binnenländischen Handel vermitteln konnten, entstanden schon im Mittelalter bedeutende Orte des deutschen Handels bis nach Flandern hinein (Hansestädte). Die Bevölkerung wurde zum Seemannsgeschlecht und ermöglichte die Entwicklung der deutschen Handels- und Kriegsflotte. Gewerblicher Fischfang blühte in Nord- und Ostsee auf. Deutscher Kulturarbeit ist auch die Nutzbarmachung der weiten Moorgebiete zu danken. Torf wurde zuerst gegraben, um als Feuerungsmaterial genutzt zu werden, ehe in diese Gebiete Kohle geschafft werden konnte. Im Torfgraben bestand der Erwerb ganzer Moordörfer. Im Kriege ist diese Arbeit wieder lohnend geworden, nachdem der Mangel an Kohle zum Gebrauch des Torfs als Heizmaterial in Haus und Industrie zurückführte. Nach der Abtorfung werden aber heute weite Gebiete ehemaligen Hochmoors mit dem von der Eisenbahn und auf Schiffen herangeführten Schlick des Meeres für die Ackerkultur von den sogenannten Fehnkolonien gewonnen. Auch in Geest und Heide zieht allmählich Ackerkultur ein. So werden durch der Siedler Arbeit die kulturarmen Gebiete in Deutschland immer kleiner.

Dazu helfen aber vor allem Deutschlands günstiges Klima und seine günstigen Verkehrsmöglichkeiten. Weit hinauf und lange Zeit des Jahres sind unsere deutschen Flüsse schiffbar und in den alten querlaufenden Urstromtälern durch Kanäle verbunden. Der große Mittellandkanal, der Ems und Weichsel verbinden soll, ist bereits zum Teil gebaut. Neue Kanalpläne, wie die Verbindung von Elbe und Donau und besserer Ausbau des Main-Donau-Weges harren ihrer Ausführung. Dazu fördern den Verkehr die großen Tieflandbuchten am Rhein, in Sachsen und Schlesien, die dem gewaltigen Verkehr im Flachlande und aus dem industriereichen Mittelgebirge weit entgegenkommen. Die Verkehrshindernisse der Mittelgebirgskämme sind durch Kunstbauten überwunden, wenn auch bis heute noch der Verkehr nach Böhmen das Erzgebirge im Westen und im Osten umgehen muß und die Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland im Franken- und Thüringerwald auf großen Widerstand stößt. Lebhafter Verkehr bringt die einzelnen Landesteile einander so nahe, daß jene an und für sich schwindenden kulturarmen Flächen, die dem deutschen Wesen wie fremdes Land erscheinen, immer mehr zurücktreten.

Wie die Siedelung im kleinen, so sehen wir auch die großen Siedelungsbewegungen in völliger Abhängigkeit von der deutschen Landschaft. Das leuchtet besonders beim Hochgebirge ein. Die Alpen vermochten die Siedlungsrichtung der Römer aus süd-nördlicher Richtung in die west-östliche zu drehen. Die Römer mußten die Alpen im Westen umgehen und von Westen gegen die Germanen drängen, die dadurch in die ost-westliche Gegenbewegung kamen. Ihr folgen dann die Slawen. Auch im Verlauf der weiteren Geschichte Deutschlands ist die Oberflächengestalt nicht ohne Einfluß. Deutsche streben ostwärts bis ins Ordensland, süd-östlich bis nach Ungarn. Da die Ostgrenze stets unsicher bleiben mußte, war dieses Streben eine Gefahr für Deutschland. Die Ostgrenze in ihrer ganzen Ausdehnung bis zum Isonzo hin hat stets geschwankt und hat eine neue Erschütterung und Veränderung durch den Weltkrieg erfahren. Östlich gerichtete Flüsse wie die Donau förderten diese östliche Bewegung, und der Weltkrieg hatte sie von neuem belebt. Er hat auch immer noch keine beständige Ostgrenze zu schaffen vermocht. Daß in der Geschichte Deutschlands die trennende Kraft der Alpen eine große Rolle gespielt hat und nur künstliche und wirtschaftliche Beziehungen geographische Gegensätze gegen Italien zu überbrücken vermochten, ist verständlich. Schließlich waren es die verschiedenen Mittelgebirgszüge, die die geschichtliche Entwicklung Deutschlands wesentlich bestimmten. Der Wasgau bildete einen starken Grenzschutz gegen Frankreich, den heute der Rhein übernehmen muß. Der Thüringerwald schied Franken und Thüringer, der Harz Thüringer und Sachsen. In den Einzellandschaften Süd- und Mitteldeutschlands vermochten sich selbständige Staaten und Herrschaften oft auf kleinstem Raum zu behaupten. Ihre Reste sehen wir bis heute erhalten, vor allem in den thüringischen Ländchen. Dagegen waren die großen Flächen des deutschen Flachlandes, erst einmal dem Verkehr und der Kultur

in erhöhtem Maße erschlossen, bestimmt, den Kern des Deutschen Reiches zu bilden, denn Preußen, ursprünglich Kolonisationsland, wurde die Wiege des Deutschen Reiches. Nur die Elbe vermochte dauernd Westelbien und Ostelbien, das niedersächsische und das slawisch gemischte Land zu trennen.

So hat die Landschaftsform des deutschen Bodens den Gang der deutschen Siedelung und die Geschichte der deutschen Stämme dauernd stark beeinflußt. Sie konnte schließlich auch nicht ohne Wirkung auf die Charakterbildung ihrer Bewohner bleiben.

Die zum Teil von den Friesen bewohnte Küstenlandschaft der Nordsee hat infolge der Nähe des Meeres und seiner Gefahren mit ihrer Abgeschlossenheit der Wohnsitze und der Einförmigkeit der Landschaft ein wortkarges, verschlossenes, aber mutiges und nach Freiheit drängendes Volk aufwachsen lassen. Die weite, stille Ebene des nordwestdeutschen Flachlandes mit ihren öden Mooren und Heideflächen schuf im Volksstamm der Niedersachsen ein schwermütiges, nachdenkliches, zurückhaltendes und schwer nahbares Geschlecht, das gesundes Urteil, praktischer Sinn und Organisationstalent auszeichnen. Jenseits der Elbe dagegen macht sich die Beimischung slawischer Elemente bemerkbar. Straff, stramm, kurz angebunden, bisweilen barsch sind die Bewohner, die Menschen mit den Eigenschaften, die der Süddeutsche als „echt preußisch" bezeichnet. Im Gegensatz zu diesen norddeutschen Stämmen stehen die mittel- und süddeutschen. Ihren Charakter beeinflußte der Wechsel und die Lieblichkeit der Landschaft. Tiefes Gemütsleben, Lebenslust und Geselligkeit sind die Charaktereigenschaften der Thüringer, in deren Leben Blume und Lied eine große Rolle spielen. Östlich von ihnen leben die Obersachsen, Schlesier und Deutschböhmen, wieder gemischte Völkerstämme, die ein lebhafter, arbeitsamer, genügsamer und froher Sinn auszeichnet, dessen Ergebnis reger Handel, Verkehr und lebhafte Industrie sind. Höchste Lebenslust, große Regsamkeit und Lebendigkeit besitzt der Franke, der die köstlichen deutschen Täler bewohnt. Die Winzerfeste am Rhein, der Karneval im Rheinland und die Fröhlichkeit der süddeutschen Städte, sie sind ein Kennzeichen dieses Volkes und passen so recht in die frohe Landschaft hinein. Und doch vermag sich der Franke auch an andere Verhältnisse anzupassen. Auf dem Hunsrück oben, in der Eifel und im Spessart, im Westerwald, auf der Rhön und in Hessen ist armes, ödes, kaltes Land. Dort ist auch der Franke ernster, aber zufrieden und froh über kleine Freuden. In der herrlichen Landschaft Schwabens leben die Alemannen, ein Volk mit tiefem Gemüt, mit Wärme des Gefühls und Unmittelbarkeit der Empfindung. Es ist ein hochbegabtes Volk mit großer Freiheitsliebe und starkem Willen. Im oberdeutschen Gebiet wohnt der Bayer, der ein frommes Gemüt und konservativen Sinn hat. Die derbe und rauhe Natur hat ihn zu derbem Humor erzogen, und die Raufluft ist eine echt bayrische Eigenschaft, ebenso die Freude an Gesang und Tanz. Man merkt in österreichischen Landen, daß sie von Bayern aus kolonisiert wurden. Aber ein stark fränkischer Einschlag ausgelassener Fröhlichkeit ist im Österreicher unverkennbar. Das Bier des Bayern wird hier wieder vom Wein ersetzt, und das erklärt die bewegliche, sanguinische Art des Wieners.

Volk und Landschaft, wie eng gehören sie zusammen! Auch die Sprache drückt das deutlich aus. Die sanfte, gemütvolle Art der süddeutschen Stämme, die in den

rebenumkränzten Gebirgen wohnen, zeigt sich in ihrer Vorliebe für die Verkleinerungssilben. Die Schwaben z. B. kennen sogar ein „wasele", „sodele", „jetzele", für was, so und jetzt. Selbst von einem „Meineidl" reden sie, und der Schwarzwälder Bauer spricht von den Tannen als von einem „Tändeli". Das verschlossene Geschlecht der Niederdeutschen dagegen geht sparsamer mit diesen Verkleinerungen um. Dafür aber ist es bezeichnend, daß Ausdrücke wie straff, steif, barsch, bündig von Niederdeutschland aus sich über das übrige Deutschland verbreitet haben, wie der Norddeutsche wieder umgekehrt den derben, raufluftigen Bewohnern der bayrischen Alpen das Wort „anbändeln" im Sinne von „einen Streit anfangen" verdankt. Sogar in der Aussprache zeigt sich der Unterschied zwischen Nord und Süd. Hier eine gedehnte, oft singende Sprechweise gegenüber der knappen des Norddeutschen, wie z. B. in Gäs, Grās, Glās.

Ein Blick auf die Wirtschaft deutschen Landes zeigt das Vorwiegen der Landwirtschaft in Norddeutschland, wo sieben Zehntel aller deutschen landwirtschaftlichen Großbetriebe liegen, und Oberdeutschland, wo der mittlere Bauernbesitz am häufigsten ist. Norddeutschland ist gegenüber Oberdeutschland klimatisch so im Vorteil, daß selbst der Kleinbauer sein Auskommen findet. Das Küstengebiet war das Ursprungsgebiet des deutschen Handels, der schon zur Zeit der Hanse blühte. Die deutsche Industrie hat ihre Heimat im Mittelgebirge und seinen angrenzenden Gebieten. Die Industrie breitete sich immer mehr aus und verdrängte teilweise die Landwirtschaft. Häufig benutzte sie aber die Erträge landwirtschaftlicher Großbetriebe zur Verarbeitung, wie die Zuckerrüben in der Magdeburg-Halleschen Gegend zur Zuckerindustrie oder die Kartoffeln Norddeutschlands zur Spiritusbrennerei. Sie zog in die ehemaligen Handelsstädte wie Berlin, Leipzig, Breslau, Dresden, die Hafenstädte usw. ein, wohin Rohstoffe und Kohlen auf bequemem und billigem Verkehrswege oder aus großer Nähe geschafft werden konnten, oder nutzte im Küstenland die Kraft des Windes. Wir sehen sie hineinwandern in die Täler der Mittelgebirge und des Hochgebirges, wo große und billige, elektrisch ausgenutzte Wasserkräfte ihr heute dienstbar sind und ihr noch eine weitere Entwicklung eröffnen. Auch der Handel blühte nicht nur in den Hafenstädten, sondern auch in den großen Städten des Binnenlandes, vor allem in den Flußhäfen, von denen Mannheim die erste Stelle einnimmt. Während die Landwirtschaft 1882 noch ebensoviel Menschen wie Handel und Industrie zusammen ernährte, blieb sie 1895 schon um etwa 2 Millionen Berufsangehörige hinter der Industrie allein zurück. Einsetzende Schutzpolitik hat sie wieder lebensfähiger gemacht, so daß sie im Weltkrieg der drohenden Aushungerung im wesentlichen begegnen konnte. Ganz neue, schwere Aufgaben hat der unglückliche Ausgang des Weltkrieges der deutschen Volkswirtschaft gebracht. Überseehandel und Finanzkraft Deutschlands sind vorerst vernichtet. Deutscher Arbeitsfähigkeit, deutschem Unternehmungsgeist und

deutschem Fleiß muß es gelingen, allmählich wieder nach schwerster Übergangszeit der deutschen Wirtschaft zur Geltung zu verhelfen.

Büchernachweis: A. Penck, Das Deutsche Reich (in Kirchoffs Länderkunde von Europa); Leipzig 1887, G. Freytag. — F. Ratzel, Deutschland, 3. Aufl. von R. Buschick; Berlin 1911, G. Reimer. — J. Partsch, Mitteleuropa, Gotha 1904, J. Perthes. — W. Ule, Das Deutsche Reich, eine geographische Landeskunde; Leipzig 1915, Fr. Brandstetter. — G. Braun, Deutschland, 2 Bände; Berlin 1916, Gebr. Bornträger (reiche Einzelliteraturangaben). — O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften, 5. Aufl. (AAuG = Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 16); Leipzig 1917, B. G. Teubner. — Die deutschen Lande in der Dichtung, 1. Band: Deutschland; Hamburg, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Pflanzen- und Tierwelt und ihre Unterwerfung.

Wie Bodenbeschaffenheit und klimatische Verhältnisse die natürlichen Grundlagen für die wirtschaftliche und kulturelle, für die ganze geschichtliche Entwicklung eines Volkes bilden, so stehen auch Pflanzen- und Tierwelt in engsten Lebensbeziehungen zu den Bewohnern des Landes. Während aber jene Bedingungen als etwas Gegebenes, etwas Unabänderliches den Entwicklungsgang jedes Volks beherrschen, sind es Pflanzen- und Tierwelt, die der Mensch, sobald er eine gewisse Stufe der Kultur erreicht hat, in weitgehender Weise beeinflußt, bis er sie schließlich seinem Willen untertan macht. Gerade dadurch werden Pflanzen und Tiere von der allergrößten kulturellen Bedeutung für das einzelne Volk wie für das ganze Menschengeschlecht; sie sind die einflußreichsten Erzieher auf dem langen Wege zu immer höherer Entwicklung.

Wie es in Deutschland kurz vor Beginn unsrer Zeitrechnung aussah, als die Germanen in die Geschichte eintraten, darüber bestehen noch heute in weiten Kreisen irrige Vorstellungen. Durch die Schilderungen von Cäsar, Tacitus und Plinius veranlaßt, ist die Ansicht allgemein geworden, ganz Deutschland, nur etwa die Küstenländer ausgenommen, sei damals ein zusammenhängender Urwald gewesen, undurchdringlich wie die weiten Sümpfe, die ihn hie und da unterbrachen; seine Bewohner aber hätten sich ausschließlich von Jagd und Viehzucht ernährt. Diese Annahme kann schon deshalb nicht richtig sein, weil ein solch unwirtliches Land niemals imstande gewesen wäre, eine verhältnismäßig starke Bevölkerung zu erhalten, wie sie schon damals in unserm heutigen Deutschland ansässig war. Im Gegenteil, wir wissen, daß die Germanen, noch ehe sie zu den Römern in Beziehung traten, neben Viehzucht auch Ackerbau trieben. Sie kannten schon in grauer Vorzeit, wie steinzeitliche Funde beweisen, unsre wichtigsten Getreidearten:

Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, auch Hirse, dazu manch andere Kulturgewächse, wie Flachs, Hanf, Mohn usw. Sie benutzten auch bereits den Scharpflug, während sich die Mittelmeervölker, ebenso die Slawen damals und z. T. noch jahrhundertelang mit dem viel weniger leistungsfähigen Hakenpflug begnügten. Wieweit nun Acker- und Weideland von unsern Vorfahren, vielleicht schon von andern Bewohnern vorgeschichtlicher Zeiten, dem Urwald durch Feuer und Axt mühsam abgerungen worden sind, oder wieweit natürliche Lichtungen — etwa Reste früherer Steppenlandschaften — das Vordringen in die Wälder erleichterten, wird freilich schwer nachzuweisen sein. Soviel steht jedenfalls fest, daß sich bereits vor Beginn unsrer Zeitrechnung größere besiedelte Landschaften vielfach in den Wald einlagerten, z. B. im Gebiet der Donau und ihrer südlichen wie nördlichen Nebenflüsse, in der oberrheinischen Tiefebene am Fuß ihrer Hochränder oder am Nordsaum der langen Mittelgebirgskette, die Deutschland vom Rheinischen Schiefergebirge an bis zum Quellgebiet der Oder durchzieht, ebenso im Küstengebiet der Ostsee.

Wir können von den Rodungen absehen, die die Römer während ihrer Herrschaft ausführten, um das unwegsame Land zugänglich zu machen, weil die meisten wohl recht bald wieder spurlos verschwanden. Die Erweiterung des ursprünglichen Kulturbodens, der eigentliche Vorstoß gegen den Wald begann erst in den Jahrhunderten, die auf die Völkerwanderung folgten. Die Vermehrung des Volks gab den allgemeinen Antrieb hierzu, in besonderen Fällen die Auffindung von Erzen in den Waldgebirgen, die immer steigende Verwertung des Bauholzes, das auf den Flüssen talwärts geführt ward, die Anlage von Verkehrswegen, an denen Ansiedlungen entstanden. Auch ist nicht zu vergessen, daß so manche Klostergründung eine weite Lücke in den noch unberührten Wald schlug und für eine ganze Gegend zum Ausgangspunkt dichterer Besiedlung und damit vermehrten Ackerbaus sowie stärker betriebener Viehzucht ward. An dieser Rodung des Waldes zugunsten der sich ausbreitenden Acker- und Wiesenfluren waren übrigens die deutschen Bauern selbst östlich der Elbe in ungleich stärkerer Weise beteiligt als die slawische Bevölkerung. Im allgemeinen hat der rücksichtslose Kampf gegen den Wald mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts sein Ende erreicht. Eine Wald- und Flurenkarte aus jener Zeit dürfte in den Hauptzügen mit der heutigen Verteilung von Wald- und Kulturland übereinstimmen. Im einzelnen freilich würden sich immerhin manche Unterschiede ergeben. Denn einerseits sind auch in den folgenden Jahrhunderten noch immer neue Ansiedlungen in den Tälern und an den Hängen der Waldgebirge entstanden; andererseits ist aber auch die Anzahl der Fluren recht bedeutend,

die im Laufe der Zeit dem Wald wieder zugefallen sind, weil sich ihr dauernder Anbau bei geringwertigem Boden nicht lohnte. Im Volksbewußtsein wird dieser Verlust Hungersnöten, Seuchen und namentlich dem 30jährigen Kriege zugeschrieben.

Erst nach Beendigung des allgemeinen Raubbaues, der gegen den Wald geführt ward, widmete man sich seiner Pflege. Geregelte Waldwirtschaft trat nun an die Stelle der Rodungen; der Wald ward zum Forst. Erst dieser Zeitpunkt darf als Beginn der Herrschaft über den Wald bezeichnet werden; denn nicht „vernichten, sondern pflegen und erhalten!“ lautet die Losung jedes weisen Herrschers. Man sah ein, welch unermeßliche Werte an Bau- und Brennholz jeder größere Wald in sich schließt und wie nur durch eine pflegliche Behandlung des Waldes Holzerzeugung und immer wachsender Bedarf im Gleichgewicht gehalten werden können. Man erkannte die Schädigungen, die dem Wald bei der ausgiebigen Streunutzung, bei der früher allgemein üblichen Waldweide durch die Viehhaltung zugefügt wurden, und den Nachteil eines allzu reichen Wildstandes, wie ihn die Jagdlust fürstlicher Kreise vielfach begünstigte. Ebenso ward man sich klar über die Gefahren, welche durch Kohlenbrennerei, Glasfabrikation, Einrichtung von Bergwerken und andern Unternehmungen dem Walde drohten. So ward, allerdings nach manchen Fehlgriffen, die nicht ausbleiben konnten, durch immer weiteren Ausbau von Gesetzen und Verordnungen der Schutz des Waldes geregelt und gesichert. Auch für die Zukunft dürfen wir daher trotz erhöhter Ansprüche — es sei nur an die Papierbereitung erinnert — um den Bestand des deutschen Waldes, den herrlichsten Schmuck unsers Vaterlandes, jeder Sorge enthoben sein, freilich nur unter der Voraussetzung, daß jener staatliche Schutz auch weiterhin geübt und vom ganzen Volke beachtet wird.

Da ungefähr ein Viertel des deutschen Bodens heute mit Wald bestanden ist, so können wir unser Vaterland noch immer ein Waldland nennen, wird es in dieser Beziehung, soweit Europa in Frage kommt, doch nur von Rußland, Skandinavien und Österreich übertroffen. In der Lage der Wälder spricht sich das Zurückweichen der ehemals weit stärkeren Waldbedeckung unsers Landes deutlich aus. Die Wälder mußten sich von den Tälern, welche die Ansiedler zuerst aufsuchten, nach den Hängen und Höhen der Gebirge zurückziehen; selbst dort noch sind ihnen so manche Lichtungen geschlagen worden, während sie in der Ebene von dem fruchtbaren Boden häufig auf sandige Flächen verdrängt wurden. Dennoch hat sich oft in unmittelbarer Nähe selbst großer Städte, wie Dresden, Karlsruhe, auch Berlin, ebenso in der Nachbarschaft uralten Kulturbodens, z. B. am Ober- und Mittelrhein

— es sei nur an den riesigen Jagdwald Barbarossas bei Hagenau erinnert —, noch ein reicher Kranz von Waldesgrün erhalten; er legt beredtes Zeugnis ab von der Liebe und Pflege, die unser deutsches Volk dem Wald entgegenbringt. Es weiß ihn nicht nur seines Holzes wegen zu schätzen, das dem Waldarbeiter, dem Flößer, dem Schneidemüller, dem Händler Verdienst gibt und der Ausgangspunkt zu so mancher Gebirgsindustrie, wie Uhren- und Spielwarenerzeugung, geworden ist — es erkennt in dem Wald auch den Wohltäter des Landes, der die klimatischen Gegensätze mildert, den Abfluß der Wässer regelt, die Luft reinigt und seinem Besucher Gesundheit schenkt, dazu beglückenden Verkehr mit unsrer Allmutter Natur. Auf den Kampf des Menschen mit dem Wald, der in grauer Vorzeit als Sitz finsterer Mächte gefürchtet ward, ist die Versöhnung gefolgt. Die Geschichte der deutschen Dichtkunst von Wolfram von Eschenbach an, der im Parzival die Schrecken des feindlichen Waldes schildert, bis hin zu Eichendorffs sonnigem Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald . . .“ beleuchtet diesen Wechsel aufs anschaulichste. Ehemals mochte man in dem Zurückdrängen des Waldes einen Kulturmesser erkennen, heute hat seine liebevolle Pflege als solcher zu gelten, und in dieser Fürsorge für den Wald wird das deutsche Volk von keinem andern erreicht.

Die waldbildenden Baumarten Deutschlands sind gering an Zahl. Buche, Eiche und Birke, dazu Erlen im engbegrenzten Sumpfwald sind die Hauptvertreter der Laubbäume, während Föhre, Fichte, Tanne, Lärche, ferner Wacholder und Eibe die Nadelwälder zusammensetzen. Diese, rascher wachsend und anspruchsloser, daher im allgemeinen wirtschaftlich wertvoller, haben auf Kosten der Laubwälder, besonders der reinen Eichenbestände, seit dem Ausgang des Mittelalters immer mehr an Raum gewonnen. Namentlich in der norddeutschen Ebene, aber auch in den Mittelgebirgen ist die Verdrängung der Buche durch die Fichte an vielen Stellen geschichtlich nachzuweisen. Nur etwa noch in einem Drittel unsers Vaterlandes, vor allem in seinem westlichen Teile, z. B. im Rheinischen Schiefergebirge, dem Wasgen- und Odenwald, im Spessart, auf dem Vogelsberge, in den Wesergebirgen, auch in Schleswig-Holstein, herrscht das Laubholz vor. Die ehrwürdigen, markigen Eichen Westfalens und des Weserlandes, die herrlichen alten Buchenbestände Holsteins und Mecklenburgs sind zum Teil Reste uralter Wälder, die vorzeiten einen ungleich größeren Raum einnahmen. Auch heute noch scheint sich dieser Wechsel zugunsten des Nadelwaldes zu vollziehen, obgleich die meisten Forstverwaltungen gegenwärtig für die Pflege des Mischwaldes eintreten. Aber das ehemalige Verhältnis des Laubwaldes zum Nadelwald geben auch unsre Ortsnamen wertvolle Auskunft. Unter 6905 Ortsbezeichnungen aus Deutschland, Deutsch-Österreich und der deutschen Schweiz, die mit Verwendung von Holzartennamen gebildet sind, weisen nur 790 auf Nadelholz, dagegen 6115 auf Laubholz hin. Auch in den Gebieten, die heute fast ausschließlich von Nadelholz eingenommen werden, z. B. in großen Teilen der Mark, überwiegen bei den Ortsnamen die Laubhölzer. Auffallend viele Siedelungen verdanken der Eiche ihre Bezeichnung.

In den deutschen Alpen steigt der Laubwald bis gegen 1400 m Höhe an, während der Nadelwald noch 300 m höher den Kampf mit den Unbilden der Witterung aufnimmt. Diese Anordnung ist auch in den Mittelgebirgen zu beobachten; so sind die Vorberge des Thüringerwaldes und seine niedrigeren Talhänge reich an Laubholz, während das höher aufsteigende Gebirge dunkeln Nadelwald trägt. Die Föhre ist der Charakterbaum der Ebene, doch fehlt sie auch höheren Lagen nicht. Hier hat die Fichte die Herrschaft, die ehemals dem Tieflande fremd war, wie noch heute die Edeltanne, ihre schlankere Schwester, die am Nordfuß der deutschen Mittelgebirge ihre Grenze findet. Die Nähe der Meeresküste meidet die Tanne vollständig; denn den Salzgehalt des Wasserdampfs in der Luft scheint sie nicht zu vertragen, wie sie auch sehr empfindlich ist gegen den Rauch der Fabriken und Lokomotiven, die in der Neuzeit immer weiter ins Gebirge vorgedrungen sind und manchen schönen Tannenbestand vernichtet haben, an dem der Naturfreund seine Freude hatte. Heute nehmen zumeist Fichtenwälder ihren Platz ein; doch beginnt man den Wert der Kiefer auch für höhere Lagen mehr und mehr einzusehen. Die Lärche gehörte ursprünglich nur dem Hochgebirge an, erst im 18. Jahrhundert begann ihre weitere Verbreitung. Dagegen ist die einst so häufige Eibe bis auf wenige Reste, die nun als Naturdenkmäler besonderen Schutzes wert sind, aus dem deutschen Walde verschwunden.

Alle wichtigeren Baumarten unserer Wälder — es mögen gegen vierzig sein —, ebenso die strauchartigen Gewächse gehen mit wenig Ausnahmen weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus; sie finden also auf deutschem Boden keineswegs das Ende ihrer Verbreitung, sondern stehen hier überall in vollster Entwicklung. Die einzige große Ausnahme hiervon macht die Buche. Sie verlangt zu ihrem Gedeihen das gemäßigt ozeanische Klima Mitteleuropas; die Zeit ihrer Belaubung muß wenigstens fünf Monate betragen. Diese Forderungen erfüllt aber der nördlichste Teil Ostpreußens, nördlich und östlich von Königsberg, mit dem spät eintretenden Frühjahr und dem vorzeitigen Herbst nicht mehr, und so bleibt die Buche diesem nordöstlichsten Zipfel des Deutschen Reiches fern. Daß man im Laufe der Zeit bestrebt war, durch Einführung fremder Holzarten den Waldbestand in bescheidenem Maße zu bereichern — wir nennen nur Weymouthskiefer, Roßkastanie, Robinie, Roteiche, amerikanische Esche — soll nicht unerwähnt bleiben. Mögen sich Garten- und Parkanlagen mit diesen und anderen Fremdlingen schmücken, in den deutschen Wald gehören sie nicht.

Wie die Forstwirtschaft, so hat auch der Ackerbau im Laufe der Zeit mancherlei Wandlungen erfahren. Er gewann immer mehr an Raum, indem der Kulturboden gegen den Wald, in die dürftige, trockene Heide wie in das wasserreiche Bruch- und Moorland vordrang. Seine Erträgnisse aber sind namentlich durch eine noch bis zur Gegenwart immer vollkommener ausgestaltete Bewirtschaftung in hohem Grade gesteigert worden. Wenn wir Tacitus recht verstehen, so pflegten die alten Germanen ihre Äcker nur einige Jahre zu bebauen, worauf sie den Boden als Weide brach liegen ließen, um ihn erst nach längerer Zeit wieder umzubrechen. Die Erfahrung aber lehrte, daß man größere Erträgnisse erzielt, wenn nicht immer die gleiche Frucht auf demselben Ackerstück angebaut wird, und so wechselte man schließlich in großer Regelmäßigkeit zwischen Brache, Winter- und Sommerfrucht ab. Die

allgemeine Einführung dieser sog. „Dreifelderwirtschaft" ist den Klöstern und den Domänen Karls des Großen zu danken, durch deren Einfluß auch die Anlage von Wiesen üblich wurden. Erst im 18. und 19. Jahrhundert, als man die Brache, die zur Viehweide diente, beseitigte und allmählich zur Stallfütterung überging, dadurch aber imstande war, dem Acker eine viel gründlichere Düngung zuzuführen, wurde mit der tausendjährigen Dreifelderwirtschaft gebrochen. Die Vermehrung des Viehbestandes, bedingt durch den wachsenden Bedarf an Fleisch, Milch und Käse, erforderte aber neben der Vermehrung der Wiesen einen umfassenden Anbau zahlreicher Futterpflanzen, von denen man im Mittelalter außer dem Klee nur die Wicke kannte.

Die Einbürgerung der Luzerne, Esparsette, Lupine u. a. erfolgte erst im 17. und 18. Jahrhundert, während der Anbau von Heidekorn, Hirse und Linse, später auch der des Flachses, bedeutend zurückging. Mehr noch aber als für die Futterpflanzen, zu denen auch der aus Amerika stammende Mais zu rechnen ist — seine Kolben reifen auf deutschem Acker freilich nur schwer —, mußte für die Kartoffel Raum gewonnen werden. Um ihre allgemeine Einführung hat sich Friedrich der Große sehr bemüht. Die Kartoffel fehlt heute keinem deutschen Gau, und selbst in hohen, rauhen Gebirgslagen, wo der Hafer nur dürftig gedeiht, wird sie noch angebaut. Für die Ernährung von Mensch und Vieh sowie für die Spirituserzeugung ist die Bedeutung der Kartoffel im Laufe der Zeit immer mehr gewachsen, so daß wir sie als das wichtigste Geschenk bezeichnen können, das wir der Neuen Welt verdanken. Auch dem im vorigen Jahrhundert um sich greifenden Zuckerrübenbau, der sich allerdings auf gewisse Landschaftsgebiete, hauptsächlich in Schlesien, Posen, dem Freistaat und der Provinz Sachsen beschränkt, ebenso dem Obst-, Blumen- und Gemüsebau, wie er heute in der Umgebung zahlreicher Städte zu höchster Blüte gediehen ist, hat so mancher Getreideacker weichen müssen.

Und so ist es nur der größeren Ausnutzung des Bodens, der Erfindung landwirtschaftlicher Maschinen, der Anwendung künstlichen Düngers, der Durchführung notwendiger Entwässerung und anderer Verbesserungen, kurz der auf den Fortschritten von Wissenschaft und Technik begründeten hohen Entwicklung der Landwirtschaft unsrer Zeit zu danken, wenn der Ertrag der Getreideernten, in besonders hohem Grade der des Weizens, sich noch immer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gehoben hat. Auch an den örtlich freilich ziemlich begrenzten Tabak- und Hopfenbau muß hier erinnert werden.

Den Obstbau verdanken wir den Römern, obgleich Wildapfel- und Wildbirnbaum, die Stammeltern unseres Edelobstes, von jeher im deutschen Walde heimisch waren.

Die Namen unsrer Obstarten weisen auf diesen Ursprung hin, z. B. Kirsche (ceresia), Quitte (cydonia), Pfirsich (malum Persicum), Birne (pira), Kastanie (castanea), Mandelbaum (mandola). Auch die Kunst des Veredelns haben unsre Vorfahren von den Römern gelernt; das Wort „propfen" ist auf propagare = fort-

pflanzen zurückzuführen, ja das Wort „Pflanze“ (planta) bedeutete ursprünglich nur einen „Absenker“, bis es später eine so große Erweiterung seiner Bedeutung erfuhr. Ebenso ist der Gemüsegarten durch die Beziehungen der Germanen zu ihren südlichen Nachbarn bereichert worden; es sei nur an den Kohl (caulis), die Kichererbse (cicera), den Rettich (radix), die Minze (menta), den Kümmel (cuminum), den Senf (sinapis), den Fenchel (foeniculum), den Kerbel (caerifolium), den Kürbis (cucurbita) erinnert. Wenn manche in Deutschland heimische Pflanzenarten gleichfalls lateinische Namen führen, so hat das besondere Ursachen; die Eßbarkeit vieler Pilze (boletus) lernten die Deutschen erst von den Römern kennen, ebenso die Kunst des Binsenflechtens; deshalb nannten sie das Material hierzu Schilf (scirpus).

Auch die meisten Blumen, die im Mittelalter so manches Burggärtlein mit Farben schmückten, mit süßem Duft erfüllten und noch heute den Bauerngärten zur köstlichen Zierde gereichen, sind fremden Ursprungs. Gartenkultur, so scheint es also, hat unsern germanischen Vorfahren ferngelegen. Um so mehr ist die hohe Blüte anzuerkennen, die Obst-, Gemüse- und Blumenzucht in unserm für viele dieser Gewächse klimatisch wenig günstigen Vaterland erreicht haben. Nuß- und Obstbäume oder Rosen, Nelken, Aurikeln sind uns längst keine Fremdlinge mehr, sondern liebe Freunde, ohne die wir uns ein deutsches Dorf kaum denken können. Wie den Gesang der Vögel, so liebt der Deutsche die Blumen. Auch der Weinbau, der sich freilich nur in bevorzugten Lagen lohnt, namentlich am Rhein und an seinen Nebenflüssen, der Nahe, Mosel, Ahr, dem Neckar und dem Main, die nördlichste Grenze aber dank des mehr kontinentalen Klimas im Osten bis nach Naumburg, Meißen und Grünberg vorgeschoben hat, ist gleichfalls südeuropäischen Ursprungs. Die Mönche haben ihn, wohl über Gallien her, eingeführt, aber erst nach der Zeit Karls des Großen, dem nur die Sage dieses Verdienst zurechnet. Einer Bingener Chronik vom Jahre 842 ist die Rebenkultur noch unbekannt; erst 864 wird ein Weinberg in der Gemarkung von Rüdesheim erwähnt.

Auch Deutschlands Tierwelt zeigt die enge Berührung mit den Nachbarländern. Altheimische Formen mischen sich mit solchen, die von Norden, Osten und Süden her eingewandert sind. Unter den Wirbeltieren ist die Zahl der Säugetiere, namentlich aber die der Kriechtiere und Lurche gering; dagegen herrscht unter den Fischen, noch mehr in der Vogelwelt eine erfreuliche Mannigfaltigkeit. In jedem Frühjahr tönt der deutsche Wald wider vom Gesang zahlreicher Singvögel; freudig begrüßt der Dorfbewohner die Rückkehr von Storch und Schwalbe; über dem ackernden Landmann jubelt die Lerche ihr Lied; an den Gestaden des Meeres, an den Binnenseen herrscht noch immer ein wirklicher Reichtum von Wasser- und Sumpfvögeln. Und so erklärt sich wohl das innige Verhältnis gerade des deutschen Volks zu den Tieren, namentlich zur heimatlichen Vogelwelt. Der reiche Kranz von Sagen,

Märchen und abergläubischen Vorstellungen, den unser Volk um so viele Vertreter des Tierreichs geschlungen hat, um Wolf und Fuchs, um Bär und Dachs, um Eule, Kuckuck, Storch, Schwalbe u. v. a., die kleinen Drahtbauerchen der Häusler im Gebirge, nicht zuletzt unser deutsches Vogelschutzgesetz neben den strengen Jagdgesetzen der einzelnen Bundesstaaten erzählen davon.

Es sei auch an die Vorliebe der deutschen Sprache, Tiernamen bildlich zu verwenden, an dieser Stelle erinnert. Wild umherschwärmende Mädchen werden mit Hummeln verglichen, putzsüchtige Frauen mit dem Pfau, geschwätzige mit der Elster. Ein unerfahrener Mensch ist ein Gelbschnabel, d. h. ein Vogel, der noch nicht flügge ist, oder ein dummer Gimpel. Ja man könnte mit Leichtigkeit eine eingehende Schilderung der körperlichen, sittlichen und geistigen Eigenschaften so manches Menschen entwerfen, ohne den Kreis der Tierbilder zu verlassen; denn auch heute noch ist diese Vorliebe für Vergleiche aus dem Reiche der Tiere lebendig. Auch leblose Gegenstände werden oft mit Tieren oder Teilen des Tierkörpers verglichen: wir reden vom Kran, d. i. der Kranich, vom Storchschnabel usw., und die Zahl der Blumen, bei deren Namengebung Tiere Gevatter gestanden haben, ist unübersehbar.

Leider hat die ganze kulturelle Entwicklung unseres Landes eine gewisse Verarmung der Tierwelt, besonders ihrer größeren Vertreter, zur Folge gehabt. Von den Raubtieren, bepelzt und befiedert, gibt es heute nur traurige Reste. Der Bär, in den Karpathen noch häufig, ist vom deutschen Boden verschwunden, selbst aus den bayrischen Alpen; der Wolf hat sich nach Osten zurückziehen müssen, von wo er nur ausnahmsweise einmal als seltener Gast die deutsch-russische Grenze überschreitet; der Luchs ist völlig ausgerottet, und selbst die kleinere Wildkatze fristet nur noch in den Wäldern des Nahetales, der Eifel und des Südharzes ein unsicheres Dasein. Ebenso fehlt heute der Lämmergeier den Alpen; Steinadler und Uhu sind gleich dem Kolkraben zu seltenen Naturdenkmälern geworden, selbst mit Fischadler, Wanderfalk, Weihen haben in manchem deutschen Gau Büchse und Fangeisen völlig aufgeräumt. Schade, ewig schade um diese stolzen Vertreter eines wahrhaft königlichen Geschlechts! Der Steinbock, im Mittelalter recht zahlreich, wird nur noch in ein paar Hochgebirgstälern der Alpen gehegt, wie der Elch in Ostpreußen, der Biber an der mittleren Elbe zwischen Wittenberg und Magdeburg. Dagegen wird dem Edelhirsch, dem Reh und dem Schwarzwild wohl auch in Zukunft noch eine weite Verbreitung in den deutschen Wäldern durch strenge Jagdgesetze gesichert. Der Auerochs, ein Stammvater unsers Hausrindes, ist ausgestorben — zu Cäsars Zeiten lebte er noch in Deutschland, es ist der „Ur“ des Nibelungenliedes —, und der andere Wildstier des deutschen Waldes, der Wisent, hat sich in die Sumpfwälder Litauens zurückgezogen und in die Bergwelt des Kaukasus.

Diesem Verlust an jagdbaren Tieren, wie er sich in geschichtlicher Zeit vollzogen hat, steht nur ein sehr geringer Gewinn gegenüber: das halbzahme Damwild und das Kaninchen, beide aus den Mittelmeerländern stammend. Dazu kommt der Fasan, der wohl schon zu Karls des Großen Zeiten eingeführt ward, wirkliches Bürgerrecht bei uns aber doch erst seit einigen Jahrzehnten erworben hat; seiner Heimat, dem Lande des Phasis in Kleinasien, verdankt er den Namen. Daß der zunehmende Ackerbau, die immer weiter gegen den Wald vordringende „Kulturſteppe", ſo manchen Vogel zur Einwanderung aus den Steppenlandschaften Rußlands und Asiens veranlaßt hat, ist wohl fraglos, aber nur in einzelnen Fällen nachweisbar. Großtrappe, Feld- und Haubenlerche, die Wachtel, das Rebhuhn scheinen zu solchen Einwanderern zu gehören.

Unmittelbar und deshalb mehr in die Augen springend ist der wirtschaftliche Wert unsrer Haustiere. Der Ursprung der meisten ist in Dunkel gehüllt. Fast alle standen bereits im Dienste der Menschen der älteren Steinzeit, wie zahlreiche Fundstätten beweisen; nur sind im Laufe der Zeit unter fremdem Einfluß die mannigfaltigsten Rassen gezüchtet worden.

Die wirklich neuen Erwerbungen sind so gering, daß sie kaum der Erwähnung bedürfen: das zahme Kaninchen, dessen Wert erst seit 1870 allgemeiner anerkannt ward, das Perlhuhn, das im Mittelalter die Portugiesen aus Afrika brachten, und endlich der Truthahn, der ums Jahr 1534 in Deutschland eingeführt ward. Er ist, vom Meerschweinchen abgesehen, das einzige Haustier, das wir Amerika verdanken — ein geringes Gegengeschenk, wenn wir an Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein denken, die alle in der Neuen Welt eine zweite Heimat gefunden haben. Unter den Fischen ist der Karpfen gewissermaßen zum Haustier geworden; die alten Germanen kannten ihn nicht. Erst im frühen Mittelalter zog er von Süden her in unsre Seen und Teiche, die er allerdings vor der Eiszeit schon einmal bewohnt zu haben scheint. Wo die Mönche ein Kloster gründeten, da war eine ihrer ersten Sorgen die Anlage eines Teiches, den sie mit unserm Fisch besetzten; den kommenden Fastenzeiten konnten sie nun beruhigt entgegensehen.

Selbstverständlich sind nicht alle einzelnen Zweige der Viehzucht gleichmäßig über das Land verbreitet; ihre Abhängigkeit von den Bodenverhältnissen, von Klima, Bewässerung usw. lehrt jede Viehzählung. Zugleich erkennen wir aber aus diesen regelmäßig wiederholten statistischen Aufnahmen, daß — trotz des gewaltigen Aufschwungs der Industrie, der Technik, des Handels — neben dem Ackerbau auch die Viehzucht, die untrennbar mit ihm verbunden ist, eine Bedeutung und eine Höhe erreicht hat wie nie zuvor. Es ist dies ein Beweis dafür, wie sehr die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht dem deutschen Volke im Blute liegt — ein Erbteil aus Urväterzeit.

Büchernachweis: Victor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere, 8. Aufl.; Berlin 1911, Gebr. Borntträger. — Hans Hausrath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft (Wissenschaft u. Hypothese, Bd 13); Leipzig 1911, B. G. Teubner. — Friedrich Ratzel, Deutschland, 3. Aufl. von R. Buschick; Berlin 1911, G. Reimer. — Franz Söhns, Unsere Pflanzen, 5. Aufl.; Leipzig 1912, B. G. Teubner. — J. Wimmer, Geschichte des deutschen Bodens mit seinem Pflanzen und Tierleben; Halle 1905, Buchh. des Waisenhauses.

Rasse und Volk.

Rasse und Volk sind nicht dasselbe. Volk ist ein geschichtlicher Begriff, wenngleich darin der Gedanke gemeinsamer Abstammung noch vorschwebt, Rasse dagegen ein rein naturwissenschaftlicher, dessen Klarheit durch jede fremde Beimischung getrübt wird. Unter Rasse verstehen wir eine Gesamtheit blutsverwandter Wesen, die sich durch bestimmte körperliche und geistige Eigenschaften von anderen, ähnlichen Wesen unterscheiden und diese Eigenschaften auf ihre Nachkommen vererben.

Die Rasse, die für die Geschichte Europas und Vorderasiens ganz besondere Bedeutung gewonnen hat, ist die blonde nordische Rasse. Der Altmeister Linné bestimmt mit treffender Sicherheit und Einfachheit den nordischen Menschen wie folgt: „weißhäutig, vollblütig, fleischig, mit langem blonden Haar und blauen Augen; leichtbeweglich, scharfsinnig, erfinderisch; trägt anliegende Gewänder; lebt nach Gesetzen." Den langgestreckten Schädel, dessen größte Breite etwa dreiviertel der größten Länge ausmacht, hat Linné noch nicht als Merkmal beachtet. Aber gerade in Mittel- und Nordeuropa ist es zur Unterscheidung von andersrassiger Bevölkerung wertvoll. Die Ausdrücke Dickkopf und Querkopf haben wohl einen tieferen Sinn als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Die wichtigsten und auffallendsten äußeren Merkmale der nordischen Rasse sind jedoch die blauen Augen und das blonde Haar, wodurch sie sich von allen übrigen Rassen der Welt abhebt. Man nimmt an, daß sie diese ihre besondere Prägung erst während des Ausgangs der letzten Eiszeit erhalten hat. Vermutlich hat sie in jahrtausendelangem Kampfe mit den Unbilden einer nebligen Witterung in den Niederungen der Nord- und Ostsee den Farbstoff von Haut, Haar und Augen verloren. Wie aber auch die Entstehung der nordischen Rasse erklärt werden mag, daran, daß die Randländer der Nord- und Ostsee seit Jahrtausenden ihr Ausstrahlungsgebiet gewesen sind, kann auf Grund der gesamten Funde und der geschichtlichen Überlieferung nicht gezweifelt werden. Alle Lehren über Völkerbewegungen in Europa müssen sich mit dieser Tatsache abfinden.

Da die nordische Rasse überaus fruchtbar war, hatte sie einen starken Ausdehnungsdrang, der offenbar von den ältesten bis weit in die geschichtlichen Zeiten hinein durch die Folgen von Meereseinbrüchen verstärkt wurde. Wahrscheinlich ergossen sich lange vor der sogenannten arischen Wanderung bereits Wellen der nordischen Bevölkerung über Südeuropa bis nach Nordafrika und Vorderasien, wo schon in den ältesten Urkunden bestimmte blonde Völker erwähnt werden. Etwa vom Gebiete des heutigen Deutschlands breiteten sich alsdann seit dem Beginn der Bronzezeit, um 2000 v. Chr., die arischen Völker strahlenförmig aus, deren Nachkommen in der Folgezeit als Inder, Perser, Slawen, Griechen, Römer usw. erschienen. Sie unterwarfen sich die eingeborene fremdrassige Bevölkerung der eroberten Länder und bildeten von nun an überall die herrschende Kaste, bis sie allmählich durch Vermischung in der unterworfenen Mehrheit aufgingen. In dem durch diese Abwanderung geräumten Deutschland hatten sich inzwischen die ebenfalls arischen Kelten ausgebreitet, denen von Norden her aus Dänemark und Schweden die Germanen nachdrängten. Die Kelten überfluteten, gleichsam als neue Welle, allmählich Gallien, Britannien und Spanien, brachen nach 600 v. Chr. in Oberitalien ein und erreichten drei Jahrhunderte später sogar Kleinasien (Galater). Währenddessen waren die Germanen um 500 v. Chr. bis zu den deutschen Mittelgebirgen vorgedrungen und gelangten im 1. Jahrhundert v. Chr. bis zur Donau und über den Rhein.

Über die Wanderungen vorgeschichtlicher Völker in unserem Vaterlande belehren uns in erster Linie Ausgrabungen, über die Rassenzugehörigkeit jedoch zahlreiche Skelettfunde. Hierbei ergibt sich nun, daß auf dem heutigen deutschen Boden außer der langschädeligen nordischen Rasse noch Vertreter anderer, meist breitschädeliger Rassen vorkamen, sei es, daß sie als Reste einer Urbevölkerung — vor allem in Mittel- und Süddeutschland — oder als spätere Einwanderer oder als Kriegsgefangene anzusehen sind. Dabei zeigt sich bei sorgfältiger Öffnung und Untersuchung fast ausnahmlos, daß die mit allen Ehren bestatteten Toten der nordischen Rasse angehören, während ihnen die Andersrassigen offenbar als Begleiter, als Sklaven beigegeben sind, wie das aus späterer Zeit des öfteren überliefert ist.

Im Lichte der Geschichte werden die Funde aus der Vorzeit und die auf ihnen beruhenden Rückschlüsse auf die Rasse der Germanen durch reichhaltige Nachrichten der Römer und Griechen über die Nordmänner, wie durch die Aufdeckung ganzer Friedhöfe („Reihengräber") mit zahlreichen Skeletten bestätigt. Daß auch jetzt noch fremde Beimischungen fast völlig zurücktreten, zeigen alle Angaben der alten Schriftsteller. Immer wieder ist es neben den blauen Augen die Haarfarbe: blond, rötlich, gelb, die hervorgehoben wird; daneben auch die Körpergröße und die weiße Haut. Tacitus spricht noch ganz besonders von der Gleichartigkeit und Ungemischtheit der Germanen. Und die Schilderungen der Schriftsteller werden durch figürliche Darstellungen germanischer Krieger bestätigt.

Aus alledem ergibt sich, daß die Germanen den Griechen und Römern ihrer Rasse nach als völlig einheitlich erschienen sind. Jedenfalls müssen fremde Bestandteile, wo sie vorhanden waren, durchaus zurückgetreten sein. Als dann in der Völkerwanderung die germanischen Eroberer fast ganz Europa unterwarfen, gelangten die südlichen Länder abermals für lange Zeit unter die Herrschaft einer blonden Oberschicht, und es ist daher begreiflich, daß zur Zeit des Rittertums in der gesamten europäischen Kulturwelt das Schönheitsideal der nordischen Rasse maßgebend war. Hellfarbig an Haut, Haar und Augen sind, von wenigen besonders begründeten Ausnahmen abgesehen, alle Helden der ritterlichen Dichtung innerhalb und außerhalb Deutschlands. Dann aber wird diese germanische Oberschicht in Südeuropa allmählich von den an Zahl weit überlegenen Romanen fast völlig aufgesogen. Und auch bei uns macht sich fremdes Blut mehr als früher bemerkbar. Hierfür ist aber nicht, wie oft irrigerweise angenommen wird, die Eindeutschung der östlichen Gebiete im 12. und 13. Jahrhundert verantwortlich zu machen. Denn in der Vermischung mit den Slawen lag überall da keine Gefahr, wo es sich um echte Slawen handelte, die ja derselben blonden nordischen Rasse angehören wie die Germanen. Andererseits darf jedoch nicht übersehen werden, daß seit der Mongolenherrschaft in Rußland, seit dem Mongoleneinfall in Deutschland (1241) und vielleicht schon seit der Hunnenzeit sich gerade unter den slawischen Völkern teilweise eine starke Beimischung fremden Blutes zeigte, die auch auf die benachbarten Deutschen nicht ganz ohne Einfluß geblieben ist.

Geradezu verwüstend auf den alten Rassenbestand hat jedoch der Dreißigjährige Krieg gewirkt, der nicht nur unsere Volkszahl von 30 auf 7 Millionen herabgedrückt, sondern auch durch die fremden Kriegsvölker, vor allem Kroaten, Franzosen, Spanier, Ströme fremden Blutes in unser Volk hineingebracht hat. Auch die Folgezeit bis zu den Befreiungskriegen bewirkte immer neue Mischungen mit dunkelrassiger Bevölkerung, die sich seit der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Einführung der Freizügigkeit aus ihren bisher vielfach begrenzten Gebieten bald über das ganze Land verbreitete.

So stellt das deutsche Volk heute auf den ersten Blick ein ziemlich buntes Gemisch dar. Am reinsten sitzt die blonde Bevölkerung noch an den Gestaden der Nord- und Ostsee. Je weiter man im allgemeinen nach Süden

kommt, um so mehr nimmt ihre Zahl ab und die der Braunen und noch Dunkleren zu; doch herrschen diese auch auf weiten Strecken Süddeutschlands keineswegs überall vor. Daher dürfen wir uns noch immer mit Recht Germanen nennen, denn noch hat die Mehrheit unseres Volkes überwiegend germanischen Einschlag. Als Pflegstätte reineren Blutes erweist sich vor allem das flache Land, während sich in den Großstädten am leichtesten undeutsche Bevölkerung sammelt. Hier zeigt sich ein Weg, wie wir für Erhaltung und Stärkung unserer Rasse sorgen und kämpfen können. Und wir müssen es tun, um der geistigen Rasseneigenschaften, um der schöpferischen Kräfte willen, durch die wir nicht nur unsere eigene Kultur geschaffen und durchgesetzt, sondern auch fremde Kulturen bereichert haben.

Büchernachweis: Lapouge, L'Aryen, son rôle social; Paris 1899. — Loubier, Das Ideal der Schönheit bei den altfranzösischen Dichtern; Halle 1890. — Much, Germanen (im Reallexikon der germanischen Altertumskunde von Hoops, Bd. II, S. 174—183); Straßburg 1915, K. Trübner. — Penka, Die Herkunft der Arier; Teschen 1886, Prochaska. — Schumacher, Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanen-Darstellungen; Mainz 1910, L. Wilckens. — Schlitz, Rassenfragen (im Reallexikon, Bd. III, S. 439—459). — Siebert, Der völkische Gehalt der Rassenhygiene; München 1917, J. F. Lehmann.

Der vorgeschichtliche Mensch auf deutschem Boden.

1. Das erste Auftreten des Menschen in Deutschland. Die ältesten Reste des europäischen Menschen und die ältesten Spuren seiner Tätigkeit sind in Landschaften entdeckt worden, die auch während der größten Ausdehnung des Eises dauernd eisfrei waren. Dieses Gebiet zog sich als Streifen zwischen dem Nordlandseise und den nach Norden vorgedrungenen Alpengletschern von Südengland, Belgien und Frankreich über Süddeutschland, die Rheinprovinz, Thüringen, Obersachsen nach Österreich und Mähren hin.

Der Mensch der Eiszeit unterschied sich in seinem Körperbau wesentlich vom heutigen Menschen. Der in den Sanden bei Heidelberg gefundene Unterkiefer, den wir als einen der ältesten Reste des Eiszeitmenschen zu betrachten haben, verrät in seiner Massigkeit geradezu noch etwas Tierisches. Die mächtigen, gewölbten Überaugenbögen, die niedrige Stirn eines Schädels aus dem Neandertale bei Düsseldorf und zahlreiche Merkmale verschiedener Skelettreste aus der Höhle von Krapina in Kroatien sowie eine geschnitzte Frauenfigur von Willendorf in Niederösterreich beweisen, daß der Urmensch hinter dem Menschen späterer Zeiten in geistiger

Beziehung zurückstand, wenn er sich auch unendlich weit über die Tierwelt erhob und als menschliches Wesen bereits voll entwickelt war.

Schutz vor den Unbilden der Witterung und Schutz auch vor seinesgleichen sowie vor wilden Tieren suchte der Eiszeitmensch gern in schwer zugänglichen Höhlen. Dort finden wir seine Feuerstellen, die Reste seiner Mahlzeiten, seine Werkzeuge und zugleich auch das, was von ihm selber übrig geblieben ist. In der „Großen Ofnet“ in Süddeutschland (Tafel I, 1) fand man zahlreiche Schädel, sorgfältig bestattet, von Menschen, die am Ausgange der Eiszeit lebten. Als Werkzeuge dienten Geräte aus Knochen und vor allem aus Stein. Holz, das sicher auch verwendet wurde, hat sich naturgemäß nicht erhalten. Knochenspitzen, -pfrieme und -nadeln sind in großer Zahl gefunden worden. Vor allem aber war der Eiszeitmensch schon Meister in der Bearbeitung und Handhabung von allerlei Steingeräten. Mit geschickten Schlägen wußte er von einem größeren Block Splitter abzusprengen, Spitzen und Kanten zu schärfen und so dem Gerät eine zweckmäßige, nicht selten auch eine schöne Form zu geben. Wegen der vorwiegenden Verwendung des Steins bezeichnet man den ältesten Abschnitt der Urzeit als ältere Steinzeit oder Zeit des behauenen Steins (Tafel I, 2—5).

2. Die jüngere Steinzeit (bis 2000 v. Chr.). Während der jüngeren Steinzeit hat der Mensch gelernt, den Stein zu schleifen, und so bezeichnet man diesen Abschnitt auch als die Zeit des geschliffenen Steins (Tafel I, 7 und 8). Dieser Zeit gehören in Norddeutschland die gewaltigen Riesensteingräber (Megalithgräber) aus mächtigen Findlingsblöcken an. Gewiß sollten sie Denkmäler der Erinnerung sein, aber auch die Furcht vor der Wiederkehr der Verstorbenen scheint die Hinterbliebenen veranlaßt zu haben, so gewaltige Steine auf die Gräber zu wälzen (Tafel II, 1).

Die ältesten Riesensteingräber bezeichnet man als Dolmen. Auf drei oder vier Wandsteinen ruht ein großer Deckstein. Etwas jünger sind die Ganggräber und Hünenbetten, Massengräber, deren Grabkammer in der Erde liegt, während die Decksteine über den Erdboden herausragen. Am bekanntesten sind das Hünengrab von Wenningstedt auf der Insel Sylt und die „Steinhäuser“ von Fallingbostel in der Provinz Hannover. Der Bannkreis wird bei Hünenbetten und Ganggräbern meist durch aufrechtstehende Findlinge bezeichnet, die — zumeist im Viereck — den Raum um die Steinkammer nach allen Seiten hin abschließen. Die jüngsten Gräber der jüngeren Steinzeit sind unterirdische Steinkammern und Steinkisten, aus behauenen Steinen oder aus Steinplatten erbaut.

In den Riesensteingräbern wie auch in den Wohnstätten des Menschen der jüngeren Steinzeit findet man eine Tonware, die zwar aus freier Hand gearbeitet, oft aber kunst- und geschmackvoll verziert ist. Größere und kleinere Gefäße sind auf der Oberfläche mit tief eingestochenen Mustern geschmückt (Tafel I, 6). Der Punkt-, Winkel-, Bogen-, Kreuz-, Ringel- und Furchenstich und die Schnittverzierung wurden mit Kreide oder Gips ausgelegt, und so heben sich die weißen Muster von der grauen, gelblichen oder bräunlichen Oberfläche des Gefäßes noch heute — nach mehr als 4000 Jahren — deutlich ab.

Dieser nordischen Tiefstichkeramik steht die Bandkeramik der Donauländer mit ihren flach eingeritzten, aufgesetzten oder aufgemalten Spiral- oder Mäandermustern gegenüber.

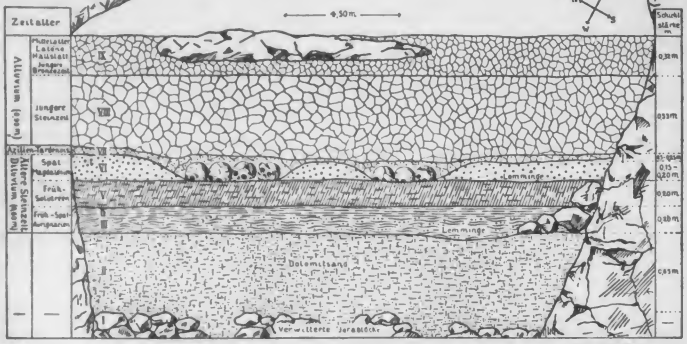
Als Schmuck liebte der Mensch der Steinzeit Ketten aus Tierzähnen, durchbohrte Muscheln, Bernsteinperlen, aber auch Armringe aus Kalkstein und Marmor. In der Herstellung der Waffen und Geräte aus Stein brachte er es zu bewundernswerter Vollkommenheit. Namentlich die uns so zahlreich überlieferten Pfeil- und Lanzenspitzen, die äußerst kunstvoll zugeschlagenen Dolche (Tafel I, 9) und Feuersteinsägen beweisen, daß die Bewohner deutscher Länder wie auch die Bewohner Skandinaviens das Höchste geleistet haben, was auf diesem Gebiete nur irgendwo jemals geleistet worden ist.

Recht verschieden voneinander sind die Formen der Steinbeile, vom einfachsten walzenförmigen Beil bis zum prächtig geschliffenen fazettierten Hammer. Auch die Durchbohrung der Steinbeile mit einem Bohrstabe oder einem hohlen Knochen machte keine besondere Schwierigkeit (Tafel I, 7 und 8).

In neuerer Zeit hat man die Wohnstätten des Steinzeitmenschen genauer erforscht. Auch diese dürfen wir uns nicht gar zu minderwertig vorstellen. Es waren Häuser oder Hütten, in denen der Bewohner vor den Unbilden der Witterung geschützt war, mögen wir da an die Pfahlbauten schweizerischer und österreichischer Seen (Tafel II, 2) oder an die in Süddeutschland, z. B. bei Großgartach aufgedeckten, in den Boden eingetieften Steinzeitwohnungen denken, oder an die in Schleswig-Holstein gefundenen Unterbauten, aus Steinpackungen bestehend, oder an die in der Provinz Brandenburg bei Trebus beobachteten Holzhäuser, die durch senkrechte Pfosten gestützt waren. Die letzteren beweisen zugleich, daß die Steinzeitmenschen schon viereckige Häuser zu bauen verstanden. Im Innern des Hauses liegt stets der Herd, sorgfältig aus Feldsteinen gepackt.

Die auf Herdstellen und an anderen steinzeitlichen Fundstätten beobachteten Tierknochen zeugen dafür, daß der Mensch am Ende der Steinzeit schon beinahe sämtliche Haustiere züchtete, die wir heute kennen, vor allem neben dem Hunde das Pferd, das Rind, Schaf, Ziege und Schwein.

Am Ausgange der Steinzeit wurde in Deutschland als erstes Metall das Kupfer bekannt. Kleine Schmuckstücke und Geräte aus Kupfer kommen nicht selten in den jüngeren Gräbern der Steinzeit vor. Kupfer war aber zu weich und eignete sich nicht besonders zur Herstellung der Geräte und Waffen. So wurde denn bald eine Mischung aus Kupfer und Zinn an seine Stelle gesetzt, die Bronze.



1

2

3

4

6

8

7

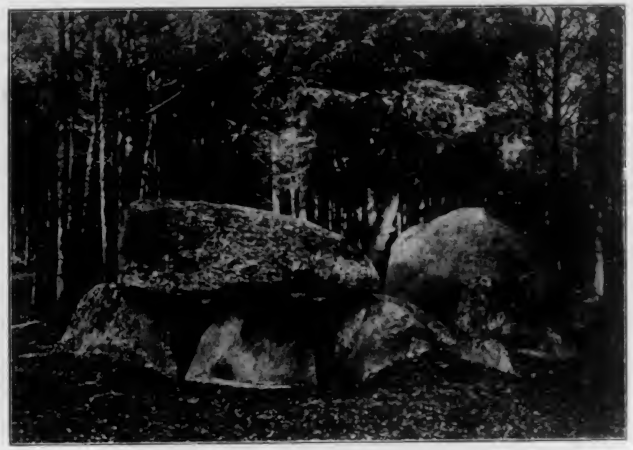
5

9

Ältere Steinzeit:
1. Ofnethöhle mit Schädelbestattungen. 2. Faustbeil. 3. Vogelkopf von Andernach. 4. Renntier aus dem Keßlerloch bei Thayngen. 5. Knochenharpune.

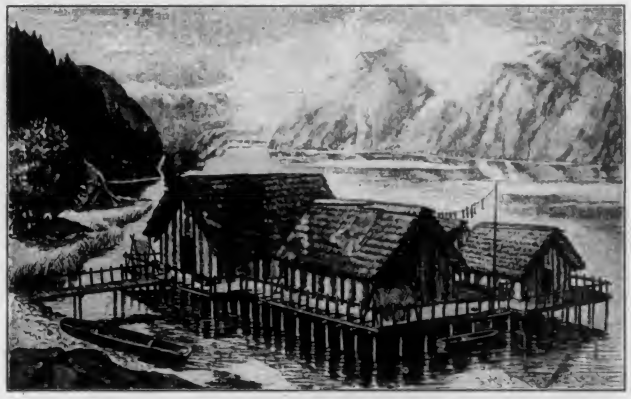
(1–5 nach R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands.)

Jüngere Steinzeit:
6. Kugelamphore. 7. u. 8. Steinbeile. 9. Dolch aus Feuerstein.

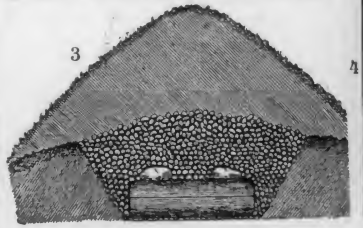


1. Jüngere Steinzeit: Hünengrab. Nach H. Michelis, Unsere ältesten Vorfahren.

2. Wiederherstellung eines Pfahlbaudorfes aus der Schweiz. Nach H. Michelis, Unsere ältesten Vorfahren.



3. Kegelgrab von Blengow in Mecklenburg. Nach Belz, Vorgeschichte von Mecklenburg.
4. Bronzezeitliches Haus von Buch. Nach beobachteten Resten u. Spuren wieder aufgebaut. Kiekbusch, Bilder aus d. märkischen Vorzeit.

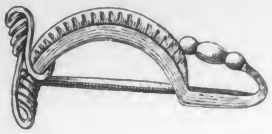


3

4

1 2 3 4 5 6 7 8

1. **Schwertstab a. Bronze.** Nach Belz, Vorgeschichte von Mecklenburg.
2. **Bronzeschwert.** R. Forrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer (ebenda 9–11).
3. **Älteste nordische Fibelform.** Nach Zeitschrift für Ethnol. 1913.
4. **Spiralfibel.** R. Kiekbusch, Bilder aus der märkischen Vorzeit (ebenso 6 u. 8).
5. **Jüngste nordische Fibel.** Nach Zeitschr. f. Ethnol. 1913.
6. **Messer aus d. Königsgrabe von Seddin.**
7. **Bronzeurne aus dem Königsgrab v. Seddin.** Nach „Vom Kriege u. Friedensarbeit" Bronzezeit).
8. **Grundriß ein. bronzezeitl. Hauses von Buch.**
9. **Bronzeeimer der Hallstattzeit m. Bildern aus dem menschlich. Leben.**
10. **Hallstattschwert.**
11. **Fibel mit Klapperblechen.**



1

2

3

4

5

6

7

8

zu 6

9

1—3. **La Tène-Fibeln.** (Zeitschrift für Ethnologie 1911.)

4. **Germanische Kleidung.** Nach Hahne, Vorzeitfunde aus Niedersachsen. Bd. 6.

5. **Germanischer Krieger der Völkerwanderungszeit.** Nach Montelius, Kulturgeschichte Schwedens.

6. **Zweischneidiges germanisches Schwert mit Inschrift.**

7. **Runenspeer von Müncheberg.**

8. **Fränkische Axt.** (6—8 nach Kiekebusch a. a. O.

9. **Kaiserzeitfibel.** Nach Zorrer, Realiexikon.

3. Die ältere Bronzezeit (2000—1200 v. Chr.). Die durch Guß verfertigten Bronzealtertümer (Tafel III, 1—6) verändern sich wenig, auch wenn sie Jahrtausende im Boden liegen. Nur die dünnwandigsten Schalen oder die schärfsten Messerschneiden werden angegriffen. Die meisten Gegenstände sind durch den dunkelgrünen Edelrost, mit dem die ganze Oberfläche überzogen ist, nur noch schöner geworden. Nur die im Moore gefundenen Bronzen haben ihren gelblichen Ton behalten. Immerhin müssen wir beim Betrachten jeder Bronze daran denken, daß das ursprüngliche Metall ganz anders aussah als jetzt und sich in seiner Tönung mehr dem Glanze des Goldes näherte.

Zur Herstellung der Bronze vermischte man das Kupfer zuerst mit einem ganz geringen Zusatz von Zinn, bis man schließlich erkannt hatte, daß eine Mischung von $^9/_{10}$ Kupfer und $^1/_{10}$ Zinn am brauchbarsten war. Aus dieser Bronzemischung stellte man durch Guß allerlei Waffen, Geräte und Schmuckstücke her. In der Technik des Gusses erwiesen sich unsere Vorfahren als unübertroffene Meister.

So meisterhaft die Bronzealtertümer unseres Vaterlandes gegossen worden sind, so geschmackvoll wurden sie verziert. Während der älteren Bronzezeit beherrscht das Spiralmuster (Tafel III, 4) die nordischen Bronzen; erst in der jüngeren Bronzezeit treten andere Motive, namentlich Wellenbänder (Tafel III, 6) und Drachenverzierungen, an seine Stelle.

Im älteren Abschnitt der Bronzezeit wurden die Toten — wie zumeist auch in der Steinzeit — begraben. Ein schwer gewaffnetes Geschlecht von Helden ruht in den Hügelgräbern, und wir haben die Bronzezeit als das Heroenzeitalter der nordischen Vorzeit zu betrachten, wie die gleichzeitige mykenische Periode in Südosteuropa.

Gar nicht selten sind die mächtigen Hügelgräber aus jener Zeit bis in unsere Tage hinein erhalten geblieben. Zuweilen blieb neben dem Skelett des Begrabenen und seiner Ausstattung an Waffen selbst die Kleidung in gutem Zustande, wie in dem Kegelgrabe von Blengow in Mecklenburg (Tafel II, 3). In einer Gruft stand dort ein mit Steinen beschwerter, aus einem ausgehöhlten Eichenstamme hergestellter Sarg. Über ihm waren kleinere Rollsteine aufgehäuft, die schließlich von dem kegelförmigen Hügel überwölbt wurden. Der Tote war in einen wollenen Mantel gehüllt, der durch eine goldene Gewandnadel und einen Bronzeknopf zusammengehalten wurde. Bronzezeitliche wollene Röcke, Jacken und Mäntel von Männern und Frauen sowie die dazu gehörigen Mützen, Haarnetze, Schals und Gürtel kennen wir auch aus dänischen Gräbern. Während der mittleren Bronzezeit ging man mehr und mehr von der Leichenbestattung zur Leichenverbrennung über.

4. In der jüngeren Bronzezeit (1200—800 v. Chr.) wurde bei fast allen indogermanischen Völkern der Leichnam auf einem Holzstoß verbrannt. Die Knochenreste legte man in eine Urne und begrub diese dann in kleineren Hügel- oder Flachgräbern. Zahlreiche Friedhöfe dieser Urnengräber sind

aus ganz Deutschland bekannt geworden. Tausende und aber Tausende von Brandgräbern wurden und werden noch heute durch Kulturarbeiten oder durch Bebauung des Bodens zerstört. Die Scherben der zertrümmerten Gefäße bedecken die Oberfläche ganzer Äcker. Den Leichenbrandresten der Verstorbenen hatte die Liebe der Hinterbliebenen nicht selten Schmuckstücke, Waffen und Geräte beigegeben, an deren Form und Herstellungsart wir heute bestimmen können, aus welcher Periode der Vorzeit die Gräber stammen.

Am sichersten sind die Funde der einzelnen Zeitabschnitte zu erkennen an den Fibeln oder Gewandnadeln, weil dieses allgemein verwendete, unseren Sicherheitsnadeln entsprechende Gerät zugleich Schmuckstück war und in Form und Verzierung sich dem Geschmacke der jeweiligen Periode am schnellsten und empfindlichsten anpaßte.

Die ältesten Bronzefibeln haben sich aus einer Nadel entwickelt, die am Halse durchbohrt war. Um das Herausfallen der Nadel aus der Gewandfalte zu verhindern, befestigte man an der Durchbohrung einen Faden und wickelte das freie Ende um die Spitze der Nadel. An die Stelle des Fadens trat bald ein Bronzedraht (Tafel III, 3), der später breit geklopft und an beiden Enden zu Spiralen ausgezogen wurde. So entstand die Spiralfibel (Tafel III, 4). Dadurch, daß die Spirale schließlich in einem Stück gegossen wurde, entwickelte sich die Spiralfibel der mittleren Bronzezeit zur Plattenfibel der jüngeren Bronzezeit. Oftmals sind die einzelnen Windungen der Spirale noch kenntlich sowohl an den erhöhten Rändern als auch an den Rippen der Platten. Die jüngsten Fibeln der nordischen Bronzezeit tragen zumeist einen kleinen Buckel (Tafel III, 5).

Neben den beinahe zahllosen kleinen Gräbern der großen Urnenfriedhöfe kennen wir aus der jüngeren Bronzezeit auch einige Hügelgräber von gewaltiger Ausdehnung. Eines der schönsten und größten ist das Königsgrab von Seddin in der Provinz Brandenburg (Taf. III, Abb. 6 und 7).

Auf einer natürlichen Erhöhung ragt ein aus Erde und Steinen geschichteter Hügel von 300 Schritt Umfang etwa 11 Meter hoch empor. Ein Bannkreis von zentnerschweren Steinen zieht sich um das Grab herum. Nach einer in der Umgebung lebendigen Volkssage sollte in dem Hügel ein „König" begraben sein in einem „dreifachen Sarge", einem kupfernen, einem silbernen und einem goldenen. Am Ende des vergangenen Jahrhunderts stieß man auf eine neuneckige, aus Findlingsblöcken erbaute Steinkammer, die nach oben hin durch weiter und weiter vorragende Steine mit einem falschen Gewölbe ihren Abschluß fand. In der Steinkammer stand eine große Urne aus Ton, deren Deckel mit Tonnägeln am Rande befestigt war. Die große Tonurne, der „zweite Sarg", umschloß ein schönes getriebenes Bronzegefäß, den „dritten Sarg". Von diesem Bronzegefäß sind die Henkel entfernt worden, um das Gefäß in die Tonurne hineinstellen zu können. Die Bronzeurne enthielt die Leichenbrandreste eines 30—40jährigen Mannes. In der Steinkammer waren noch zwei andere Tongefäße vorhanden mit Leichenbrandresten zweier Frauen. Schwert, Kamm, Messer, Ringe, Schalen, Knöpfe und kleinere Geräte aus Bronze hat man dem „Könige" und den Frauen mit ins Grab gegeben. Auch zwei eiserne Nadeln sind vorhanden, das älteste Eisen, das wir aus Norddeutschland kennen. Hier hat

also die Überlieferung über drei Jahrtausende und über einen zweimaligen Bevölkerungswechsel hinweg die Tatsache treu bewahrt, daß in dem Hügel einst ein König in einem dreifachen Sarge begraben worden ist.

Hat uns das Königsgrab von Seddin gezeigt, wie die Helden der Bronzezeit begraben wurden, so haben uns die Ausgrabungen des bronzezeitlichen Dorfes bei Buch in der Nähe von Berlin gelehrt, wie die Bevölkerung jener Periode gewohnt hat.

Zahlreiche Funde und Spuren im Boden lassen uns erkennen, daß die Häuser aus Holz gebaut waren. Wenig behauene Baumstämme wurden wagerecht übereinandergelegt und mit Weidenruten an senkrecht stehenden starken Pfosten festgebunden. Die sich an den Ecken kreuzenden Rundhölzer bildeten so einen festen Verband. Die Wände waren mit Lehm beworfen, und das Dach, wohl aus Stroh oder Rohr hergestellt, reichte tief herab. Das Haus war viereckig. Im Innern gab es einen Hauptraum, in dem der aus Feldsteinen gepackte Herd lag, und einen schmaleren Vorraum. In Abfallgruben wurde alles vergraben, was den Bewohnern lästig oder hinderlich war. In diesen Gruben werden aber auch allerlei Geräte aus Ton, Knochen oder Bronze gefunden, die uns ein klares Bild von der Kultur der Vorzeit geben. Hirschgeweihhacken, Pfrieme, Pfeilspitzen aus Knochen, Messer und Nadeln aus Bronze, allerlei Tongefäße, Webstuhlgewichte, geröstete Eicheln in großer Menge erzählen uns von der Art der Bewohner zu leben, und ungezählte Tierknochen von Haus- und Jagdtieren ergänzen das Bild. Inmitten der Siedlung standen einst neben einer großen Halle acht kleine Hütten nebeneinander. Sonst baute jeder, wie und wo es ihm gefiel. Die meisten Häuser sind wohl durch Brand zerstört worden. Eine dicke, etwa 25 cm starke Brandschicht liegt heute unter der Ackerschicht an dem Platze der alten Siedlung. Jede Erinnerung an die einstige Dorfstätte war geschwunden. (Die Funde und die als Modelle wieder aufgebauten Häuser können im Märkischen Museum zu Berlin besichtigt werden. Tafel II, 4 und Tafel III, 8.)

5. Die Hallstattkultur. Während des jüngeren Zeitabschnittes der nordischen Bronzezeit blühte in Mitteleuropa, namentlich im Alpengebiet und seinen Nachbarländern, eine Kultur, die sich von der nordischen Bronzekultur schon dadurch nicht unwesentlich unterschied, daß sie mit den Kulturen Süd- und Südosteuropas in mannigfacher Beziehung stand und von ihnen stark beeinflußt wurde. Den Namen hat diese Kultur von dem durch hervorragende Funde so berühmt gewordenen Gräberfelde von Hallstatt im Salzburgischen erhalten.

Der Salzreichtum der Umgebung war die Ursache eines mehr als behaglichen Wohlstandes der Bewohner, von dem alle Beigaben in den zahlreichen Gräbern Zeugnis ablegen. Mehr als tausend Gräber sind bei Hallstatt aufgedeckt worden. Teils enthielten sie Skelette, teils Leichenbrand; auch Zerstücklung des Leichnams und eine nur teilweise erfolgte Verbrennung des Körpers wurde beobachtet. Die Beigaben bestehen aus Bronze und Eisen, ein Beweis dafür, daß die Gräber von Hallstatt auch noch in die Eisenzeit hineinreichen. Bronzene und eiserne Langschwerter, Kurzschwerter, Dolche, Lanzen, Pfeilspitzen, Äxte, Beile und Schildbuckel kommen in den Gräbern neben allerlei Schmuckstücken, Geräten, Bronzekesseln, Schalen und Tongefäßen vor (Tafel III, 9—11).

Österreich und Süddeutschland sind von deutschen Gebieten am reichsten an der Hallstattkultur beteiligt. Auf Schlesien, Posen, Mittel- und Westdeutschland haben ihre Ausstrahlungen noch starke Einflüsse ausgeübt. In Norddeutschland sind sie weniger wirksam gewesen. Die norddeutsche Hallstattzeit fällt zusammen mit den Ausklängen der nordischen Bronzezeit und dem ersten Auftreten des Eisens. Am stärksten sind Hallstatteinflüsse noch maßgebend gewesen für die Lausitzer Kultur, deren Verbreitungsgebiet weit über die Lausitz hinausgeht. Für sie sind bezeichnend ausgedehnte Urnenfriedhöfe mit Hunderten und aber Hunderten von Hügel- und Flachgräbern, die als Beigaben wenig Metall enthalten, desto mehr aber Tongefäße aller möglichen Formen und Größen.

In einem einzigen Grabe sind gegen hundert Gefäße gefunden worden; 20—30 Beigefäße sind gar keine Seltenheit. Die Gefäße stehen im Grabe nebeneinander-, ineinander- und übereinandergestellt. Nur ganz wenige enthalten Leichenbrand, die meisten waren zur Ausstattung des Grabes beigesetzt oder enthielten ursprünglich Speisen, die man dem Toten mit auf den letzten Weg gegeben hatte. Die Freude an den oft mit großer Sorgfalt und hoher Kunstfertigkeit hergestellten Tongefäßen führte bis zu sonderbaren Spielereien, so daß neben Kinderklappern und allerlei Vogel- und Tierfiguren sogar Zwillings-, Drillings- und Etagengefäße zahlreich vorkommen. Nicht wenige der Gefäße Lausitzer Keramik erinnern an Metallvorbilder.

6. Die vorrömische Eisenzeit (800—1 v. Chr.). Das Eisen wurde zur Herstellung von Waffen und Geräten schon um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends fast allgemein verwendet. In den letzten vorchristlichen Jahrhunderten waren in erster Linie Träger der Eisenkultur die Kelten, ein den Römern und Germanen nahe verwandter indogermanischer Volksstamm.

Er beherrschte um jene Zeit nicht nur den größten Teil West- und Mitteleuropas, sondern setzte auch Rom und Griechenland in Schrecken und dehnte seine Raub- und Wanderzüge bis nach Kleinasien hin aus. Die Kelten saßen auch in Süddeutschland bis nach Thüringen hinein. Sie beherrschten die österreichischen Alpenländer, und Böhmen trägt heute noch seinen Namen nach dem keltischen Stamme der Bojer. Die keltische Kultur der letzten Jahrhunderte wird nach reichlichen Eisenfunden einer Niederlassung im Neuenburger See in der Schweiz als La-Tène-Kultur bezeichnet. Diese Kultur ist nicht unwesentlich beeinflußt durch Einwirkungen griechischer Kulturgüter, die über die griechische Kolonie Massilia (Marseille) ins Keltenland gedrungen war. So erklären sich die zahlreichen Münzen keltischer Kleinstaaten, die sich als Nachprägungen der Münzen namentlich Philipps von Mazedonien, des Vaters Alexanders des Großen, erweisen. Auf griechischen Einfluß gehen auch so prachtvolle Funde zurück wie eine Bronze von Grächwyl aus dem Kanton Bern (Diana mit Tieren), die Goldringe von Rodenbach in der Pfalz, von Waldalgesheim in der Rheinprovinz und von Oblat in Böhmen.

Norddeutschland hat nie unter der politischen Herrschaft der Kelten gestanden; um so größer war aber der Einfluß der keltischen La-Tène-Kultur.

Die letzten vorchristlichen Jahrhunderte tragen völlig den Stempel dieser Kultur.

Die Gewandnadeln der La-Tène-Zeit haben sich nicht aus den Fibeln der nordischen Bronzekultur, sondern aus denen der mitteleuropäischen Hallstattkultur entwickelt. Waren jene stets zweigliedrig und bestanden aus Bügel und Nadel, so sind die La-Tène-Fibeln immer eingliedrig, aus einem einfachen Draht gebogen. Die Formen der einzelnen Zeitabschnitte unterscheiden sich durch die Art der Endigung des Schlußstückes. Die frühen Fibeln zeigen ein nach oben gebogenes, freies Schlußstück (Tafel IV, 1), bei den mittleren umfaßt das Schlußstück den Bügel (Tafel IV, 2), und bei den späteren ist das Ende des Schlußstückes mit dem Bügel verwachsen (Tafel IV, 3). Diese späten Formen gehören dem letzten vorchristlichen Jahrhundert und dem Beginn unserer Zeitrechnung an.

Aus diesen späten La-Tène-Fibeln entwickeln sich sämliche Fibeln der folgenden Jahrhunderte. Der vom Schlußstück und dem Nadelrost gebildete Rahmen schließt sich mehr und mehr, so daß der Fibelfuß zuletzt einen breiten Nadelhalter trägt.

7. Germanische Kultur der ersten Jahrhunderte. Die germanische Kultur der römischen Kaiserzeit (1.—5. Jahrh. n. Chr.) kennen wir aus zahlreichen Funden. Große Gräberfelder und ausgedehnte Wohnstätten beweisen, daß Germanien damals nicht schwach bevölkert war, sondern daß vielmehr in manchen Gegenden jedem heutigen Dorfe eine altgermanische Siedelung entsprach. Unsere Vorfahren wohnten nicht nur auf Einzelhöfen im Lande weithin zerstreut. Neuere Untersuchungen haben mit unbedingter Sicherheit ergeben, daß die Germanen in Dörfern zusammenlebten, die an Größe unseren heutigen Dörfern nichts nachgaben. In der Provinz Brandenburg sind im Laufe der letzten Jahre altgermanische Dörfer bei Neukölln, Großbeeren, Stüdenitz, Kyritz, Lagardesmühlen bei Küstrin und Paulinenaue aufgedeckt worden. Die Häuser waren wie die der Bronzezeit viereckige Holzhäuser, deren Wände durch Pfosten gestützt und mit Lehm beworfen wurden. Der Herd bestand wie früher aus roh zugeschlagenen Steinen. Die germanischen Backöfen hatten große Ähnlichkeit mit den heutigen Feldbacköfen, nur waren sie aus Feldsteinen erbaut. Ihre Decke war aus starken, von dicker Lehmschicht umhüllten Balken hergestellt. Die Kleidung der Germanen ist uns am besten bekannt von römischen Denkmälern, aus Moorleichenfunden und aus den Moorfunden von Thorsberg, Vimoor und Nydam. Unter den Kleiderresten kommen häufiger hemdartige, mit Ärmeln versehene oder ärmellose Kittel aus Wolle, aber auch aus Tierfellen vor. Diese Kittel sind ebenso wie Hosen, Binden und Kappen aus Schafwolle gewebt. Spinn- und Webetechnik wurden bereits in geschickter Weise geübt. Lederschuhe wie auch Ledergurte, Riemen und Wollschnüre sind vielfach gefunden worden (Tafel IV, 4).

Der germanische Krieger der Völkerwanderungszeit (Tafel IV, 5) trug über dem Kittel zuweilen eine aus vielen kleinen Ringen kunstvoll zu-

sammengefügte Brünne. Der Mantel wurde von einer Fibel zusammengehalten. Ein silberner, teilweise vergoldeter Helm, wie wir ihn aus dem Thorsbergfunde kennen, mag immerhin selten gewesen sein. Fast stets finden sich in Männergräbern Eisenlanzen. Der dünne Holzschild ist von einem Bronzerande eingefaßt. In der Mitte des Schildes erhebt sich der Schildbuckel, dessen Spitze im Nahkampf selbst als Angriffswaffe dienen konnte und dem Gegner ins Gesicht gestoßen wurde. Am Schwertgurt hängt in einer meist aus Holz bestehenden und mit Leder überzogenen Scheide das zweischneidige Schwert (vgl. auch Tafel IV, 6).[1]) Bogen, Pfeile und Köcher sind ebenfalls in größerer Zahl gefunden worden. Fast immer hat man dem Krieger seine Lanzen mit in das Grab gegeben.[2]) Gar nicht selten hat man das Pferd mit dem Reiter begraben. Rüstungen für das Pferd sind in den Moorfunden beobachtet worden. Bei Neukölln lag das ganze Pferdeskelett neben dem Skelett des germanischen Kriegers, der an dieser Stelle etwa um 500 n. Chr. begraben worden ist. Derselben Zeit gehört die fränkische Axt an, wie sie uns von der Geschichte in Chlodwigs Händen bezeugt wird, aber auch noch in Mitteldeutschland nördlich von Berlin gefunden worden ist (Tafel IV, 8).

Reich ausgestattete Gräber beweisen uns, daß der Germane es auch liebte, sich zu schmücken. Ringe aus Bronze, Silber und Gold hat man häufig den Toten mit ins Grab gegeben. Sorgfältig gearbeitete, mit Filigran verzierte Anhänger aus Silber und Gold sind geradezu Kunstwerke, deren Nachahmung selbst unseren heutigen Goldschmieden nicht leicht gelingt. Mannigfach sind die Formen der Gewandnadeln oder Fibeln. Die einzelnen Stücke sind so gut gearbeitet, daß man bis in die neueste Zeit hinein angenommen hat, alle diese Schmucksachen wären in römischen Fabriken gearbeitet. Heute können wir die Kulturgüter dieser Zeit so gut voneinander unterscheiden, daß wir genau wissen, was von Römern und was von Germanen gearbeitet worden ist. Die germanische Gewandnadel der römischen Kaiserzeit hat sich aus der La-Tène-Fibel entwickelt. Im 1. Jahrhundert kommt in germanischen Funden sehr häufig die Augenfibel vor, die ihren Namen von den augenartigen Verzierungen des Fibelkopfes hat. Während des ganzen 1. und 2. Jahrhunderts herrscht die Fibel mit zweilappiger

1) Zuweilen sind die Schwerter zusammengebogen, um sie in eine Urne legen zu können. Die Inschrift auf Taf. IV, Abb. 6 bedeutet Natalis M(anibus), nennt uns also den Meister, der das Schwert geschaffen.

2) Die Bronzelanzenspitze von Müncheberg trägt neben symbolischen Zeichen wie Hakenkreuz und Halbmond die Runeninschrift Raŋga, die wohl den Besitzer als Vorkämpfer bezeichnen soll (Taf. IV, Abb. 7).

Rollenkappe vor, deren Kappen die Spirale umhüllen und stützen. Die meisten Fibeln des 3. und 4. Jahrhunderts sind Umbildungen der Fibeln mit umgeschlagenem Fuß. Aus dieser Form ist auch die prachtvolle, aus Gold gearbeitete, mit Filigran verzierte Dreirollenfibel von Sackrau in Schlesien hervorgegangen (Taf. IV, 9).

Immer noch will es den meisten als unglaublich erscheinen, daß die Germanen auch Meister der Metalltechnik gewesen seien. Hoffentlich dringt die Kenntnis von der Höhe germanischer Kultur bald auch in weitere Kreise. Man hat es leider fast immer versäumt, sich mit den unmittelbaren Zeugen der Vorzeit des eigenen Volkes gründlich zu beschäftigen. So wissen viele unserer Gebildeten bis heute nicht mehr von den Germanen, als was gebildete Römer vor 2000 Jahren auch wußten oder zu wissen glaubten.

Büchernachweis: Gustav Kossina, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragende nationale Wissenschaft, 2. Aufl.; Würzburg 1914, Kabitzsch. — Gustav Schwantes, Aus Deutschlands Urgeschichte, 2. Aufl.; Leipzig 1913, Quelle & Meyer. — Robert Beltz, Die Vorgeschichte von Mecklenburg, Berlin 1899, Süsseroth. — Oscar Mertius, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens, Breslau 1906. — Albert Kiekebusch, Bilder aus der märkischen Vorzeit, 2. Aufl.; Berlin 1916, D. Reimer. — Alfred Schliz, Urgeschichte Württembergs; Stuttgart 1909, Strecker & Schröder. — Jakob Heierli, Urgeschichte der Schweiz (Bibliographie der schweiz. Landeskunde V 2); Bern 1901, F. Wyß. — Robert Forrer, Urgeschichte des Europäers; Stuttgart 1908, W. Spemann. — Hans Hahne, Das vorgeschichtliche Europa; Bielefeld u. Leipzig 1910, Velhagen & Klasing. — Carl Schuchhardt, Alteuropa; Straßburg 1919, K. Trübner. — Moritz Hörnes, Kultur der Urzeit (Sammlung Göschen, Bd. 564—566); Berlin 1912—1916. — Methodisch: Albert Kiekebusch, Die heimische Altertumskunde in der Schule. Ein Beitrag zur Um- und Ausgestaltung des heimatkundl. Unterrichts; Berlin 1915, Sigismund. — Gustav Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit, 3. Aufl. (AAuG, Bd. 75); Leipzig 1917, B. G. Teubner.

Vom Germanen zum Deutschen.

Von Norden her waren die Germanen nach den südwestlichen Gestaden der Ostsee gekommen und von da um 500 bis zu den Mittelgebirgen vorgerückt (s. S. 12 und 28). Schon früh zerfielen sie in West-, Ost- und Nordgermanen. Seit dem 4. Jahrhundert drängten die Westgermanen auf Kosten der Kelten zum Rhein und an ihm aufwärts, später über den Main nach Süden und Südwesten, bis sie durch die Cimbern und Teutonen mit den Römern in Berührung kamen. Damit treten die Germanen ins Licht der Geschichte als ein junges, aufstrebendes Volk. Dieser Eindruck bleibt. Auf rastlosen Wanderungen brechen sie die Widerstandskraft der am Nordrande der Alpen und in Gallien wohnenden keltischen Völker, so daß Gal-

lien 50 Jahre später von Cäsar überwältigt und zur römischen Provinz gemacht werden kann. Damit werden Germanen und Römer Nachbarn, und sofort beginnt der Kampf: wohl gelingt es Cäsar, den Rhein, und den augusteischen Führern, die Donau als Grenze zu halten, und langsam wird ein Dreieck zwischen beiden gesichert — sonst aber trotzen die Germanen allen Unterjochungsversuchen und zwingen zu steter, aufmerksamer Abwehr; die Grenzwälle und -mauern der Römer sind ein deutliches Zeichen ihres Verzichts auf weitere Eroberungen. Kein Wunder, daß die Römer sich immer wieder mit den Germanen beschäftigen, am eingehendsten Tacitus, der 98 n. Chr. dem gefährlichen, aber geachteten Gegner ein ganzes Büchlein widmet.

Man hat gern angenommen, daß die Germanen bei Beginn der geschichtlichen Zeit in den „Urwäldern" Germaniens als Nomaden oder Halbnomaden gelebt haben, die den Wald lose anbauten für die vorübergehende Getreidebenutzung einer Waldbauernwirtschaft und die nach kurzem Anbau das Land wieder auf Jahre liegen ließen. Allerdings war Germanien damals bewaldeter als jetzt — wenn wir uns diese Wälder auch keineswegs als unwegsame Urwälder vorstellen dürfen — und hatte auch viel Sümpfe und Moore, aber es hatte auch große waldfreie Gebiete. Hier gab es schon seit der Steinzeit Siedelungen, und größere geschlossene Dorfanlagen haben sich von da an ununterbrochen erhalten. In ganz Mittel- und Nordeuropa ist denn auch der Ackerbau 4—5 Jahrtausende alt, und wir hören, daß die Germanen bereits Rind und Pferd zur Feldarbeit benutzt haben. Cäsars Schilderungen von einem halbnomadischen Volk, das das bebaute Land Jahr für Jahr wieder wechselte, stellen einen Ausnahmezustand dar, der durch Kriegs- und Wanderungszeiten bedingt war. Für stillere Zeiten aber dürfen wir mit einer ruhigen, seßhaften Lebensweise der Germanen rechnen und mit einer großen Wertschätzung des Ackerbaues. Ihre Ausbreitung erfolgte auch mehr als durch große Kriegszüge durch langsame Wanderungen von Abschnitt zu Abschnitt mit kürzeren oder längeren Ruhepausen und Niederlassungen.

Besetzen die Germanen ein neues Gebiet, so tun sie das gemeinsam in der Sippe, so daß sich nicht jeder einzelne willkürlich bereichern kann, und verteilen den Boden „nach Zahl und Rang" der neuen Bewohner. Jeder erhält ein Stück Land als Eigenbesitz und nimmt es in Einzelwirtschaft, daneben erhält jeder noch Anteil an dem nicht in Bebauung genommenen Land (Wald, Weide, Ödland) und dem Wasser, doch ist dieser Anteil nach der Größe des Sondereigens verschieden. Danach ergibt sich bereits für früheste Zeiten ein Grundeigentum und eine soziale Verschiedenheit.

Die Häuptlinge, die Tapfersten und Kriegerischsten (s. u.), erhielten für sich und ihre Mannen neben dem Ehrensold an Vieh und Feldfrüchten einen größeren Besitz, den sie an Halbfreie und Unfreie verpachteten, die auf besonderem Grundstück im eigenen Heim saßen. Diese Adligen sind also Grundherren, sie konnten sich auch ausschließlich den Lieblingsbeschäftigungen der Germanen hingeben, dem Krieg, der Jagd und der Teilnahme an der Volksgemeinde, wie dies Leben Tacitus schildert. Im allgemeinen aber ist anzunehmen, daß der Germane einen guten Teil seines

Bodens selbst bebaute und nur einen Teil an Hörige verpachtete; ja, nicht einmal alle werden Hörige gehabt haben. Mit dem Herrenleben auf der faulen Bärenhaut ist es jedenfalls für die große Masse der Germanen nichts, und auch die Frauen können beim Ackerbau nicht die große Rolle gespielt haben, die man ihnen gern zuschrieb.

So sehen wir denn die Germanen teils in Dörfern, teils in Einzelhöfen ansässig, je nach der Eignung des Bodens; die Dörfer müssen ziemlich groß gewesen sein, das beweisen die ausgedehnten Begräbnisplätze, die uns erhalten sind. Aber auch solch Dorf bestand aus Einzelgehöften, in denen sich der einzelne durch Mauer und Zaun von der übrigen Welt abzusondern suchte (s. S. 52 f.). Von seinem Hof aus betrieb der Germane nun Acker- und Viehwirtschaft; er baute Weizen, Gerste, Erbsen, Bohnen, Linsen, Rüben, Möhren, sowie Roggen und Hafer, die beide die Römer erst von den Germanen kennen gelernt haben; für die Bedürfnisse der Frauen baute er Hanf und Flachs. Um den Boden nicht zu sehr auszunutzen, ließ der Germane ihn immer wieder unbenutzt liegen, um ihn erst nach längerer Zeit wieder unter den Pflug zu nehmen (geordnete Feldgraswirtschaft).

Daraus, daß sich der Besitz des einzelnen auf verschiedene Feldteile (= Gewanne) erstreckte (sogenannte Gemenglage), hat man geschlossen, daß der Boden nicht Eigenbesitz gewesen sei oder daß zum mindesten — beim Fehlen von Feldwegen — der Zwang geherrscht habe, sich über die Bebauung zu einigen, und man hat in Gemenglage und Flurzwang eine Eigenart germanischer Wirtschaft gesehen. Es läßt sich aber nachweisen, daß diese Gemenglage auch bei den anderen Völkern des Altertums vorkommt, sie ist gerade eine Folge des Eigenbesitzes, der zu Teilungen und Zusammenlegungen führen mußte. Und auch die Annahme, daß die Wald- und Weidemarken rings um die Siedlung (Mark = Grenzgebiet) gemeinsam bewirtschaftet wurden, läßt sich nicht mehr halten. An ihnen waren allerdings alle Freien beteiligt, aber jeder nach Maßgabe seines Grundbesitzes. Die Maßeinheit für allen Besitz (Sonderacker und Anteil an dem Gemeindelande = Almende) bildete die Hufe (etwa 30 Morgen), doch ist nicht etwa anzunehmen, daß jeder Germane nur eine Hufe besaß.

Zur Bebauung benutzte der Germane allerlei Geräte, unter ihnen den Räderpflug und den Wagen, der erst als Karren mit zwei Scheibenrädern, dann als Wagen mit vier Speichenrädern erscheint. Diese Geräte wie weitere Holzgeräte zum Essen, Bottiche, Eimer, Fässer zeigen eine sehr hohe Kunstfertigkeit.

Das ist um so höher anzuschlagen, als alles noch in geschlossener Haus- oder Eigenwirtschaft auf dem Hofe angefertigt wurde. Auch die Kleidung schuf sich jeder Haushalt selbst, und Spinnwirtel sowie die Kleiderreste der Moorleichen zeigen, daß die Frauen wohl zu spinnen und zu weben verstanden (s. S. 37).

Allerdings sagt Tacitus, die Kämpfer seien nackt oder nur mit leichtem Mantel gekleidet gewesen, das war aber ein Zeichen des Heldentums und sicherte die leichte Beweglichkeit, man darf daraus nicht auf allgemeines Fehlen der Kleidung schließen.

Von der Tätigkeit der Frau zeugen auch die erhaltenen Steinreiben und Handmühlen für das Getreide. Auch die Töpferei wurde zum Teil im Hause gepflegt, teilweise war sie, ebenso wie das Schmieden, Sache besonderer Gewerbetreibender.

Hierbei konnte sich des Germanen Sinn für Form und Schmuck entfalten. Wie er beim Hausbau, nach dem Zeugnis des Tacitus, einige Stellen mit einer weißen, hellglänzenden Erdart so künstlich bestrich, daß es wie eine Bemalung mit Linienwerk aussah, so gab er seinen Gefäßen gefällige Formen und schmückte sie mit allerlei Mustern. Ebenso zeigt sich die Höhe der germanischen Kunst an Schmuckgegenständen von Bronze und Gold und an den Waffen (s. S. 38).

Handel ist schon in sehr früher Zeit anzunehmen, einmal der einfache Tauschverkehr von Haus zu Haus, daneben aber auch schon großzügiger Handel; so wanderten Steinbeile verschiedener Art von den Alpen nach Norden, Feuersteinbeile aus Dänemark nach Süden, und schon lange ehe Pytheas von Massilia zur See nach den deutschen Küsten kam (zur Zeit Alexanders des Großen), um Bernstein zu erhandeln, war dieses wertvolle Erzeugnis auf einem alten Verkehrswege von der Ostseeküste die Oder und Weichsel aufwärts an die Donau und von da nach Griechenland und Italien gekommen. Andere Verkehrswege führten wohl schon seit dem 2. Jahrtausend vom Mittelrhein zur Donau und weiter nach Süden und Osten. Diese Verkehrswege haben auch in der geschichtlichen Zeit ihre Geltung behalten; im Westen verloren sie zur Römerzeit zum Teil ihre Bedeutung durch die kürzeren Verbindungsstraßen der Römer, gewannen sie aber im Mittelalter wieder, ein Zeichen, wie geschickt schon in frühester Zeit die natürlichen Verbindungen erkannt worden sind. Die Siedlungen und Pässe im Gebirge waren schon früh verbunden, Brücken fanden sich kaum, man begnügte sich mit natürlichen Furten.

Aus allen Angaben der Römer geht hervor, daß sich die Germanen selbst der Einheit ihrer Rasse bewußt gewesen sind (s. S. 28). Aber dies Gefühl der Zusammengehörigkeit war nicht einmal stark genug, um zu einem gemeinsamen Namen für das ganze Volk zu führen: als Germanen bezeichneten vermutlich die Kelten des Niederrheins ihre Nachbarstämme, diesen Namen dehnten dann die Römer auf alle Stämme aus. Es fehlt also die völkische Einheit der Germanen, sie zerfallen in einzelne Stämme, die ein geschlossenes Gebiet bewohnen, und diese wieder in Gaue; aber selbst hier ist die Gemeinschaft nur gering.

Wirklich lebendigen Zusammenhalt zeigt die Familie und die Sippe. Die Hausgenossenschaft ist eng geschlossen, die Familienglieder und die Halbfreien stehen unter der Schutzherrschaft des Hausherrn, die Unfreien sind Eigentum des Herrn.

Unfrei sind wohl Angehörige gewaltsam unterworfener Stämme, dazu mancher kriegsgefangene Germane, den seine Sippe nicht hatte einlösen können. Die Hörigen waren rechtlos, jeder Sprößling gemischter Ehe folgte der ärgeren Hand. Wie lange sich dies Bewußtsein rassenmäßiger Unterschiede noch erhalten hat, zeigt sich im altnordischen Rigliede vom Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends.

Aber der Herr wird gebunden durch die Sippe, die Siedelungs- und Rechtsgemeinschaft des Geschlechts. Sie wacht über das Gewohnheitsrecht, sie schützt geschlossen ihre Glieder, büßt aber auch geschlossen für sie. So ist die Sippe ein festes Band, das die Strenge der ursprünglichen Heereseinrichtung wahrt. Indem sich Sippen gleicher Sprache und gleichen Brauchs geeinigt hatten, hatten sich Gaue (Hundertschaften) und aus ihrem Zusammenschluß der Völkerschaftsstaat entwickelt.

Allerdings erhoben sich über die Masse der Freien noch Vornehme, aber einen eigentlichen Adel als Stand mit Vorrechten gab es nicht, es waren „Häuptlinge", principes, d. h. einfach die Ersten, Angesehensten, „ohne Beigeschmack einer amtlichen Stellung", nur gestützt etwa auf das Ansehen, das sich ihr Geschlecht im Kriege erworben hatte, und auf ihre Achtung beim Volk. Sie hatten zumeist größeren Grundbesitz und vermehrten ihre Macht durch Gewinnung eines „Gefolges"; aus ihnen wurden gewöhnlich die Führer der Hundertschaften genommen, und sie stellten auch den Führer im Krieg, den Herzog. Irgendwelche Vormachtstellung hatten sie nicht. Insbesondere waren sie nicht Träger des Rechts.

Die Wahrung des Rechts liegt bei den Versammlungen der Freien, die sich in den Hundertschaften auf uralten Gerichtsstätten (thing, mahal) zusammenfanden. Solche Gerichte fanden zu bestimmten Zeiten (bei Voll- oder Neumond) statt (ungebotenes Ding); für außerordentliche Fälle konnte auch ein „gebotenes Ding" einberufen werden. Die Leitung der Verhandlungen lag bei den „Häuptlingen", das Urteil hatte aber erst Gültigkeit, wenn die gesamte Versammlung zugestimmt hatte. Das Rechtsleben gründete sich auf altüberlieferte Gewohnheitssatzungen, für deren strenge Handhabung allemal die Ältesten zuständig waren. Am häufigsten wurden Friedensbrüche verhandelt, ferner Diebstahl und Totschlag. Das Urteil lautete meist auf Zahlung einer Buße (bei Totschlag Wergeld = Mannesgeld genannt); wer sie nicht bezahlen konnte, wurde ein Knecht des Ältesten der Sippe, gegen die sich das Verbrechen gerichtet hatte.

Wie für die Rechtsprechung, so entscheidet der Gau oder die Völkerschaft auch über Krieg und Frieden und wählt den Heerführer. Im übrigen greift die Gesamtheit nicht in das Leben der Sippe ein.

So sind also die Anfänge der staatlichen Ordnung gering, entsprechend dem kleinen Kreis, den der einzelne Germane überschauen kann, mit dem

er leben muß. Freilich reißt sich mancher sogar aus diesem kleinen Verbande, die meisten aber ordnen sich ihm willig ein, der Freie in die Gemeinschaft der Freien.

Nach Sippen gliedert sich auch das Heer und nach den Gauen; meist bricht man in Keilform in den Feind; gern löst sich freilich die strenge Ordnung, und jeder kämpft für sich. Aber auch für den Kampf lernt der Germane sich unterordnen. Anfangs gelobte sich ein Freier wohl einem Führer für einen besonderen Kampfzug zu unbedingtem Treuverhältnis. Daraus bildete sich dann zwischen Cäsars und Tacitus' Zeit die Gefolgschaft, welche Herren und Gefolgsmannen unbedingt aneinander band und die uns herrliche Beispiele von Herren- und Mannentreue beschert und das sittliche Empfinden vieler Jahrhunderte tief beeinflußt hat.[1])

So zeigen die Germanen zweierlei, was noch heute deutsche Art kennzeichnet: eine starke Neigung zur Freiheit und Selbstgenügsamkeit, ja Eigenbrötelei, aber zugleich im Zusammenhalt der Sippe und im Gefolgsverhältnis die Anfänge zur bewußten Einordnung in das als notwendig erkannte Ganze. Gerade in der Vereinigung solcher Gegensätze beruht die besondere Gabe unseres Volkes.

Gerade das Treuverhältnis hat freilich dazu geführt, vom Germanen ein rechtes Glanzbild zu zeichnen. Aber die Natur der Germanen zeigt Licht- und Schattenseiten besonders nah beieinander: hier Kampfesmut und Tapferkeit, dort die Maßlosigkeit des ungezügelten Menschen im Zorn, im Trinken, im Spiel; neben Treue, Offenheit und Vertrauensseligkeit stehen Verschlagenheit, und die Treue selbst kann zum Verrat führen. Von Gemütstiefe zeugen das innige Verhältnis zur Natur und der Glaube an das Heilige

1) Die Tapferkeit unserer Vorfahren spricht noch heute aus zahlreichen deutschen Personennamen. So begegnen wir vielen Bezeichnungen, die mit dem Kampf zusammenhängen: had, gund, hilt, wig, bad (lauter Wortstämme für den Begriff des Kampfes), ort und ekka (zwei Bezeichnungen für Schwert), scilt (Schild), helm, hari, heri (Heer), folc ([Kriegs]volk), scara (Schar), sigu (Sieg), frida (Friede), (h)ruom (h)lod, (h)lud, (h)rod (Wortstämme für den Begriff des Ruhms), muot (Mut), kuoni (kühn), bald (kühn) usw. Freilich sind diese Wörter oft bis zur Unkenntlichkeit zusammengezogen und abgeschliffen (Gumpert und Gombert aus Gundobrecht, „kampfglänzend", Schiller aus Sciltheri, Theobald, Diepolt aus Diotbald, „der vor allem Volk kühne", d. h. der sehr kühne, was sogar zu Deibel und Teufel sich wandelte. Weibliche Namen wie Hadwig, Hedwig, Brunhilde zeugen noch von dem kriegerischen Geist der Frauenwelt.

In einer weiteren Gruppe von Personennamen spiegelt sich die Gastfreundschaft unserer Vorfahren; es sind dies die Namen, die mit Gab und Gib zusammengesetzt sind, wie Gabrecht, Giebfried, Gepfert, Gebhard, Gebert, Kiepert, Geber, Gaabe, Geeb, Gebecke, Geffke usw.

und Prophetische in der Frau, daneben steht, allerdings nach Angabe der Römer, Grausamkeit und Roheit gegen Gefangene, Kinder und Greise.

Aber in allem liegt eine gewisse Kraft. Wie hätten sich auch sonst diese so stark zersplitterten Stämme gegen höherstehende Völker wehren, wie hätten sie so tiefe Wirkung auf jene ausüben können! Tacitus freilich bietet ein Wunschbild, er verstärkt die Züge, die ihm für die Römer vorbildlich erscheinen, aber auch wenn wir viel abstreichen, so bleibt noch viel an wirklich Gutem.

Das Ansehen der Frau ist hoch, der Verkehr der Geschlechter spät; noch finden wir Spuren von Frauenkauf (und -raub?), der bis heute in allerlei Bräuchen und Kinderspielen weiterlebt, aber immer mehr wird die Ehe auf einen Vertrag der Sippen gegründet und dem Manne nur die Schutzgewalt über die Frau eingeräumt; sie wird seine Gefährtin, sie zieht sogar mit in den Kampf. Anderseits galt strenges Mannes- und Vaterrecht.

Früh wurde die Jugend abgehärtet und im Waffengebrauch geübt, eine Folge der Helden- und Wanderzeit, aber auch der offenen Lage des deutschen Landes inmitten einer großen Zahl angriffslustiger Nachbarn. Das führte auch zur Verachtung erschlaffenden Wohllebens, und die starke Vermehrung zwang zur Arbeit; so entstand der von der harten deutschen Bauernarbeit her geformte Mannescharakter mit seinen Zügen umsichtiger Bedächtigkeit und rüstiger Schaffensfreude, wie er sich schon in den alten Göttergestalten ausprägt.

Gemeinsames Leben entfaltet sich nur auf religiöser Grundlage, wir hören von dem festlichen Schwerttanz, wir wissen von gemeinsam gesungenen Liedern, in denen Götter und Helden gefeiert wurden, von erzählenden Gesängen mit Stabreim und von Zaubersprüchen. Diese betonen die Hebungen und unterstreichen dies noch durch den Stabreim und beweisen damit die Vorliebe des Germanen für das Bezeichnende.

Dabei muß auch die Musik zu ihrem Recht gekommen sein. Schon aus der Bronzezeit sind uns mit feinem Geschick aus Erz gefertigte, auf den Dreiklang abgestimmte Heerhörner, die Luren, durch skandinavische Funde erhalten; danach muß die mehrstimmige Musik im Norden uralt sein, und wir haben keinen Grund, ihre Geltung nur auf den Norden zu beschränken. Auch die Harfe ist ein altes germanisches Instrument.

II. An den eben geschilderten germanischen Zuständen wurde durch die Berührung mit den Römern nur langsam und nicht viel geändert. In dem römischen Kolonialland rechts des Oberrheins und links des Unterrheins entwickelte sich im Anschluß an die militärischen Lager eine Mischkultur, besonders nachdem um 100 der Limes die rechtsrheinischen, mit keltischen

Einwanderern durchsetzten Gebiete von der Berührung mit den freien Germanen abschloß. Aber diese Mischkultur beeinflußt nicht das innere Leben der Germanen, nur Äußeres (in Handel, Steinbau, Wein- und Obstkultur sowie Zeitrechnung, wenn wir aus der Einbürgerung von Lehnwörtern auf Übernahme der Sachen schließen dürfen).

So kommt kaufen von cauponari, das ursprünglich nur den Handel mit Wein bezeichnet, dann aber allgemein „Handel treiben" bedeutet; außer dem Wein kam auch Pfeffer (piper) nach Deutschland. Vom Handel erzählen noch: Sack (saccus), Kiste (cista), Korb (corbis). In den Grenzländern entwickelt sich nun auch statt des Tausches der Geldhandel, davon zeugt noch Münze (moneta). Von der Übernahme des römischen Steinbaus erzählen Mauern (muri), Kalk (calcem), tünchen (tunicare, eigentlich „bekleiden"), Ziegel (tegula), Schindel (scindula) u. a.

Die freien Stämme bleiben von dieser Mischkultur noch lange Zeit ganz unberührt. Ja, sie werden gerade durch die Römer, die ihre Wanderung hemmen, zur Seßhaftigkeit und zur fleißigeren Ausnutzung des Bodens gezwungen; sie werden zu einem rechten Bauernvolk, das an der Heimat und an der alten Art hängt. So bedeuten die ersten beiden Jahrhunderte eine innere Stärkung des Germanentums.

Dazu kam, daß die Römer den Handel meist über ihr besetztes Gebiet nicht ausdehnten. Die geringe Zahl römischer Einfuhrgegenstände im Vorlande des Limes und am Niederrhein ist auffällig. Und wenn nach Ausweis der Funde am Ende des 1. Jahrh. und mehr noch im 2. Jahrh. die Masse der römischen Stücke auf deutschem Boden wächst, so kamen sie nicht unmittelbar vom besetzten Gebiet her, sondern einmal auf dem alten Bernsteinweg im Osten (s. S. 42) und zum andern auf dem Seewege vom Rhein nach der Nord- und Ostseeküste, von wo sie die Flüsse aufwärts wanderten. Es fehlt also immer noch die unmittelbare Berührung mit der römischen Kultur. Wie langsam sich die Tätigkeit unter fremdem Einfluß wandelt, zeigt die Verbreitung der Töpferscheibe; am Rhein war sie schon vor Christi Geburt bekannt in Ostdeutschland setzt sie sich erst zur Wendenzeit durch.

Als dann die Römer anders als früher den Germanen die Grenzen öffneten und Stammesteile, ja ganze Stämme in den Grenzgebieten ansiedelten, so daß hier das germanische Blut bald überwog, da verloren diese Germanen ihre Grundeigenart nicht mehr, obwohl sie sich der neuen Kultur zugänglich zeigten. Durch sie kam viel Römisches auch zu den Daheimgebliebenen, ebenso durch den Handel, der nach 200 auch Innendeutschland zu erobern begann, aber die Kultur blieb hier ganz germanisch, zumal da die Westgermanen sich dem Christentum noch ganz verschlossen. Aber die dauernde Durchsetzung immer weiterer gallisch-römischer Gebiete mit Germanen, die ja auch das römische Heer und die römische Verwaltung immer mehr besetzten, und das Vordringen römischer Kultur drängten im Laufe der Jahrhunderte doch zu einem Ausgleich. Ihn zu bringen war die Aufgabe der Franken.

Damit treten wir in den Kreis der neuen westgermanischen Stämme, die sich langsam auf deutschem Boden entwickelten; sie leisten das Entscheidende für die Weiterentwicklung deutschen Wesens, während die neuen ostgermanischen Stämme im Kampfe mit der romanischen Welt (in der zweiten ostgermanischen Wanderung) untergingen und nur durch den Glanz ihres Heldentums das Ideal des Reckentums bilden halfen, das heute noch das Hildebrandslied, als letzter Rest alter Heldendichtungen, und unsere Sage so stark widerspiegelt.

Durch Abwandern von Stammteilen und Stämmen waren die alten Verbände gesprengt, durch das Zunehmen der Bevölkerung alte Ödländer besiedelt worden. So bildeten sich seit dem 2. Jahrhundert aus neuer Nachbarschaft zuerst ganz lose neue Lebensgemeinschaften, die immer fester zusammenwuchsen. Zuerst tauchen die Alemannen auf (203), die alten Semnonen und Sueben (Schwaben); sie drängen von der mittleren Elbe südwestlich in die Gegend zwischen Main und Donau, dann, Ende des 3. Jahrhunderts, ins Dekumatenland und im 5. Jahrhundert in die Schweiz und ins Elsaß. Am Main werden sie dann verdrängt von den Franken. Diese, 240 zuerst genannt, zwischen Weser und Niederrhein, breiten sich über den nordwestlichen Teil Galliens aus und dringen am Rhein aufwärts zum Main. Ende des 3. Jahrhunderts begegnen uns die Sachsen zwischen Elbe und Ems, die dauernd in ihren Sitzen bleiben. An sie schlossen sich die Friesen an der Küste und auf den Inseln der Nordsee; sie machen eine Sonderentwicklung durch. Die ostgermanischen Langobarden von der unteren Elbe gehen in der Völkerwanderung unter; die Burgunder stoßen aus der Gegend zwischen Weichsel und Elbe zum Main und in die Gegend von Worms, können sich dort aber nicht halten und werden 443 von den Römern nach Savoyen gerufen. Ins Maingebiet rücken die Thüringer, die Anfang des 5. Jahrhunderts zwischen Harz, Elbe, Saale, Fichtelgebirge und Werra auftauchen und dann bis zur Donau drängen; nach ihrer Besiegung durch Franken und Sachsen müssen sie diesen das Land nördlich der Unstrut, jenen die Maingegend räumen. Endlich wandern Ende des 5. Jahrhunderts die Bayern aus dem Norden in das Gebiet zwischen Donau und Alpen. In das freiwerdende Land bis zur Elbe und Saale drängten die Slawen nach.

Die Wanderung der neuen westgermanischen Stämme brachte ihnen manchen Vorteil. Alemannen, Franken und Bayern saßen nun in altem Kulturland und wußten sich dessen Vorzüge sofort nutzbar zu machen; sie zerstörten keineswegs alles, im Gegenteil, sie übernahmen die römische Wirtschaftsanlage im Dekumatenland wie in Rhätien, in Tirol wie in Bayern (denn auch dort war nicht alles zerstört und das Land keineswegs leer, obwohl Odoaker [487] dort die Römer zum Abzug nach Italien veranlaßt hatte). Sie bebauten die von den Römern und ihren Vorgängern bestellten Äcker, sie errichteten bei den alten Siedlungen ihre eigenen, überall blieben unter ihnen auch Romanen sitzen, besonders die ärmere Bevölkerung, die Kleinarbeiter, von denen die Germanen gut lernen konnten. So wurden gerade auf wirtschaftlichem Gebiet die Gegensätze bald überbrückt, die früh-

germanische Siedlung und die spätrömische greifen ineinander. Nur die städtische Siedlungsweise der Römer verabscheuten die Germanen, aber sie haben die Römerstädte keineswegs zerstört — auch hier ist es nichts mit den „Barbaren".

Schnell lebte sich der Germane in den römischen Wirtschaftsbetrieb ein, denn er ähnelte seinem eigenen: die römischen Domänen wurden vermutlich von den Heerführern besetzt, die sie an ihre Gefolgsleute austaten, das andere Land aber zeigte Gemenglage des Einzelbesitzes und für jeden einzelnen einen Anteil am ungeteilten Wald- und Weideland, je nach Größe des Sondereigens. Man glaubte danach schließen zu können, daß diese Gemenglage durch die Römer, die sie von Ägyptern und Griechen überkommen haben, den Germanen weitergegeben sei. Die gleiche Lage hatten wir aber schon für das Germanien des Tacitus gefunden, und da sich die starke Zersplitterung des Grund und Bodens auch bei den in Thüringen eingewanderten Warnen und Angeln findet, bei denen kein Einfluß von römischen Ordnungen vermutet werden kann, so haben wir es hier offensichtlich mit einer allgemein verbreiteten, aus dem Wesen des Sondereigens erwachsenen Besitzverteilung zu tun, die aber den Germanen das Übernehmen der römischen Wirtschaft bedeutend erleichterte.

Wenn also die Germanen nicht als Kulturfeinde die römische Kultur vernichten, sondern sofort die römische Technik, zunächst freilich roh und ungelenk, handhaben, so ist das ein Beweis für die Kulturhöhe und die Kulturstärke dieser Stämme, die alles Gute von den Fremden übernahmen, aber nicht im Fremden aufgingen.

Trotzdem bedeutete die Wanderung, so langsam sie auch als Bauernwanderung vorging, einen schweren Schaden: die innere Geschlossenheit, die die nicht wandernden Stämme bewahrten, und besonders der Zusammenhang mit den alten Kultstätten ging verloren.

III. Besonders günstig lagen die Verhältnisse an sich für die Franken. Stammverwandte von ihnen waren seit dem 1. Jahrh. immer wieder auf römischen Boden übergetreten, so daß das nördliche Gallien schon vor dem großen Einfall der Franken halb germanisch gewesen sein und schon lange die Durchmischung der Römer und Germanen im Fluß gewesen sein muß. Aber doch wirkte bei ihnen die Losreißung vom Alten besonders stark: sie verloren den alten religiösen Halt und wurden geistig ganz fremden Einflüssen geöffnet. Dadurch ergab sich bei ihnen eine Mischkultur. Aber gerade diese machte sie fähig, Fortsetzer des alten Imperiums zu werden und zugleich den Grund der deutschen Kultur zu legen.

Die eine entscheidende Folge der kriegerischen Wanderung war das Festwerden des Königtums bei den Franken, das erblich ward. Dadurch wurde eine starke Zusammenfassung des Reiches ermöglicht: die Teilfürsten wurden unterworfen, die Rechte des Volkes immer mehr eingeengt, die Verwaltung in die Hand königlicher Beamten gelegt. Ein solcher Staat als

Werkzeug eines einzelnen Willens öffnet sich dem Neuen leichter als ein Volksstaat von Bauern.

Das andere war der Übergang zum Christentum unter Chlodwig. Freilich konnte die Kirche zunächst oft nur die äußeren Formen durchsetzen, unter denen der heidnische Geist weiterblühte; der Kern des Germanentums wurde nicht berührt. Aber mit der Annahme des katholischen Christentums war die letzte Scheidewand gefallen zwischen der Kultur des von Germanen verteidigten christlichen Römerreichs und seinen christlich-germanischen Überwindern.

So sehen wir denn in den westlichen Teilen des Frankenreichs eine Kultur entstehen, die Germanisches immer stärker mit Romanischem mischt, besonders in der Lebenshaltung und im Wirtschaftsleben. Dauernd aber wird die Verbindung mit der Heimat gewahrt und dadurch der Bruch mit der alten Art gemieden. Der östliche Teil des Frankenreichs war im wesentlichen altgermanisches Land ohne Reste römischer Bevölkerung, hier war daher die Romanisierung und der Einfluß des Christentums ganz gering. Dies wurde noch verstärkt, als sich von Ende des 6. Jahrhunderts an eine Dreiteilung des Reiches in Neustrien, Burgund und das germanische Austrasien herausbildete. Dazu kam der Drang nach Osten, der das Reich immer wieder in Berührung mit den anderen germanischen Stämmen brachte.

So treten uns die östlichen Franken auch jetzt noch ungebrochen in ihrer Eigenart entgegen. Sie hängen noch an den alten Gesängen und freuen sich am Weiterwachsen der germanischen Heldensage, die von einem eigenen Sängerstand gepflegt wird. Sie zeigen noch die alte unbändige Art, sie halten noch an der Naturalwirtschaft fest und lieben als rechte Bauern die alte Tracht, zu der nur das leinene Hemd hinzutritt, und die alten Waffen, zu denen sie noch die fränkische Axt hinzugefügt haben (Tafel IV, 8). Nur in einem müssen sie sich dem Reiche anpassen: das lange Haar und der lange Bart fallen, sie bleiben Vorrecht des Königs. Einfluß des Westens zeigt sich nun auch im Schmuck, aber die einheimische Feinschmiedekunst erliegt ihm nicht, sondern bildet sich weiter und geht im Ornament ganz eigene Wege, indem sie Tierköpfe und -leiber verwendet.

Auch die Franken übernahmen unmittelbar die Bebauung römischen Bodens, und viele ihrer Dörfer gehen auf die Römerzeit zurück. Die Grundherrschaft aber nahm durch die Einführung des Katholizismus und die Einführung des Einkönigtums zu, besonders wurde das Domänenland Königs- und Staatsland. Die wirtschaftliche Ansetzung des militärischen Dienstgefolges durch den grundherrlichen Führer leistete wirtschaftlichem und sozialem Zusammenschluß zu friedlicher Arbeit Vorschub (s. S. 90). Das alte Rodungsrecht führte zur Gewinnung neuen Bodens weit über das bei den Römern erreichte Maß, brachte aber auch eine Verschärfung der sozialen

Verschiedenheiten. Diese nahm auch zu durch die Ausbildung des Lehnsrechts (s. S. 74): so erwuchs langsam ein Großgrundbesitz, der neue Dienst- und Besitzadel beginnt zu entstehen (s. S. 90). Da außerdem die Beibehaltung der alten Ding- und Wehrpflicht für den Bauern immer mehr zur Last wurde, ergab sich oft eine wirtschaftliche Notlage, und Freie traten darum als Halbabhängige in den Schutz eines Grundherrn. Andernteils erhoben sich Unfreie — alles führte zu neuer Gliederung und immer stärkeren Gegensätzen.

Für das Recht bleibt noch die altgermanische Grundlage, aber neben und über das alte Volksgericht tritt das Gericht des Königs als des obersten Wahrers des Rechts.

Je weiter wir nun nach Osten kommen, desto mehr erhält sich die alte Sonderart. Chlodwig hatte die Alemannen teils zurückgedrängt, zum guten Teil unterworfen, seine Söhne hatten die Thüringer angegliedert; um die Mitte des 6. Jahrhunderts traten auch die Bayern lose unter fränkische Oberhoheit. Die Thüringer wurden von der Frankenkultur sehr wenig berührt, bei den andern beiden Stämmen bildete sie leise fort, was sich schon vorher angebahnt hatte.

Auch hier dringt Westliches ein. So zeigt das Merowingerreich von Westen nach Osten eine stärkere Wahrung des germanischen Elements, in Austrasien bleibt es das Herrschende, das das Fremde aufnimmt und angliedert, aber nicht in ihm aufgeht. Das ist der große Segen dieser Zeit, daß sie langsam zum Neuen überleitete. Langsam wuchs ein neues Geschlecht heran, das mit dem alten Selbstbewußtsein ein starkes Gefühl der Verantwortung vereinte.

Das zeigt sich, als mit den Karolingern ein germanisches Geschlecht die romanisierten Merowinger ablöst, das zeigt sich besonders bei Karl dem Großen. Er — ganz germanischer Franke mit allen Licht- und Schattenseiten — erfaßt seine Stellung zwischen dem römischen Reich und dem germanischen Osten als eine Aufgabe, wie ähnlich vor ihm schon Theoderich d. Gr. Er ist der erste große deutsche Erzieher auf dem Throne. Die Kirche, die Antike stellt er in den Dienst der Bildung seiner Deutschen.

Wo er kann, wahrt er das Alte: der einzelne muß ihm den Treueid schwören, der Mann dem Gefolgsherrn. Er hält an Ding- und Wehrpflicht fest; die Verhältnisse lassen es aber nicht mehr zu, so erleichtert er beide, um das Übertreten der Freien ins Abhängigkeitsverhältnis aufzuhalten. Er fördert überall das gute Neue: seine Besitzungen werden zu Mustern des Wirtschaftsbetriebes, dem Handelsverkehr, der sich durch die Entwicklung des Großgrundbesitzes herausbildete, hilft er durch einheitliches Maß und Gewicht. Seine Bildungsbestrebungen, so kirchlich gerichtet sie sind, sollten

doch die Deutschen heben; die Sprache will er weiterbilden, den wertvollen Liederschatz wahren. So sind auch im Osten seine friedliche Tätigkeit wie seine Kämpfe christlich-erzieherisch bedingt.

Es war an sich nicht leicht, Germanentum und Christentum zu vereinigen. Das Christentum war ja mit seinem Streben nach Weltflucht und Aufgeben des eigenen Selbst und anderseits mit seinem Zwang zu fester Unterordnung des einzelnen unter den Priester und die Kirche dem germanischen Wesen ganz entgegengesetzt. So hatte es zunächst bei den Franken keine tiefere Wirkung erzielen können. Im Bestreben aber, den Germanen entgegenzukommen, hatte die Kirche die germanischen Feste und Feiern, ja auch ihre Namen möglichst übernommen. Und der Germane machte sich nun das Christentum nach seiner Art zurecht und rettete seine alte gefühlsstarke und naturfrohe Auffassung hinüber (s. u. S. 118). Besonders aber brachte er seinen alten Sühnebegriff mit hinein. Wie jede Tat durch Zahlung einer Buße gesühnt werden konnte, so ließ er nun auch auf religiösem Gebiet eine gute Handlung als Ausgleich für die Sünde treten und beeinflußte so die ganze christliche Vorstellung von Sünde und Schuld auf lange Zeit. So kam es, daß das Christentum schließlich doch von vielen Germanen ohne Kämpfe übernommen wurde. Dann hat der neue Glaube auf die Dauer germanisches Wesen zurückgedrängt, hat aber auch die sittlichen Vorstellungen der Germanen erweitert, ihren Treubegriff vertieft und hat zu den früheren Gegensätzen im Charakter des Deutschen nun auch noch den Kampf zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit gebracht, der zu tiefstem Ringen gerade deutscher Geisteskämpfer geführt hat.

Im ostrheinischen Gebiet hatten zuerst seit dem 7. Jahrh. die irisch-schottischen Mönche gewirkt. Ihre vereinzelten Gemeinden schloß dann im 8. Jahrh. Winfried (Bonifatius) mit gewaltig zusammenfassender Kraft an die katholische Kirche an und breitete das Christentum dann auch noch über Hessen-Thüringen und Bayern aus. Damit verband er auch das rechtsrheinische Frankenreich mit dem Kulturkreis des Mittelmeers.

Diese Christianisierung unterstützt Karl und schließt sie ab durch die Unterwerfung der Sachsen. Hier hatten sich noch die altgermanischen Zustände unverfälscht erhalten, nun führte Karl auch hier mit der fränkischen Verfassung das Christentum ein, dem sich die Sachsen ziemlich schnell unterwarfen. Aber sie blieben Träger der germanischen Art, sie hielten noch im 10. Jahrhundert an der alten leinenen Tracht, dem Strohhut und dem Kurzschwert fest, sie wahrten auch ihre Sprache gegenüber dem Wandel zum Hochdeutschen. So verstärkte Karl durch die Angliederung der Sachsen das Germanische im Reiche wesentlich und verschob das Schwergewicht nach Osten. Zugleich aber gab er den Germanen eine neue Aufgabe: den Kampf gegen die Slawen. Er konnte es, denn er hatte nun wirklich alle deutschen Stämme in einem Staate vereinigt.

Als dann das ostfränkische Reich selbständig wurde, war es noch kein deutsches, doch war in der äußeren politischen Einheit die Grundlage für

ein nationales Leben gegeben. Innerlich aber hatte es als Grundpfeiler die alte germanische Art durch alle Stürme gerettet. Dazu hatte es genug neue Kräfte gewonnen: es war ein geistiges Leben in Deutschland angebahnt, wenn es auch einseitig kirchlich gerichtet war; Handel, Gewerbe und Kolonisation waren angeregt, und die Entwicklung zahlreicher, lebenskräftiger Stände hatte begonnen, deren jeder an seinem Teil an der Gewinnung einer deutschen Kultur mitarbeiten konnte.

Büchernachweis: H. Meyer, Deutsches Volkstum, 2 Bde., 2. Aufl.; Leipzig 1903, Bibliograph. Institut. — Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, 2 Bde., 2. Aufl.; ebenda 1913. — Grundlegend, aber schwer: Alfons Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung, Wien 1918, Seidel & Sohn. — Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit, 3. Aufl. (AAuG, Bd. 75); Leipzig 1917, B. G. Teubner. — Hermann Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde, 2. Aufl. (WuB = Wissenschaft u. Bildung, Bd. 88); Leipzig 1917, Quelle & Meyer. — W. Ganzenmüller, Deutsches Wesen im ersten Jahrtausend (Volksbücher zur Deutschkunde); Leipzig 1918, A. Haase.

Ländliche Siedlung und Bauernhaus.

In den deutschen Bauernsiedlungen, Dorfanlagen, Flureinteilungen, Hausformen sind Spuren vergangener Jahrhunderte bis gegen die Völkerwanderungszeit hin zu entdecken. So weisen die Ortsnamen auf -ing (gebildet aus den Namen der Gründer: Ötting = Leute des Otto, Huglfing = Leute des Hugolf usw.), die auf -lar (Bedeutung nicht mehr sicher zu ermitteln) auf die allerälteste Zeit, die auf -dorf, -heim, -hausen, -bach etwa auf die Zeit der Karolinger, die auf -reut, -rode, -schwand, -grün, die alle selbst schon von „Rodung" berichten, auf die Zeit der Binnenkolonisation bis 1200 und etwas später. Die auf -zell, -kappel, -kirch, -münster erzählen von dem Anteil der Kirche an den neuen Siedlungen.

Sehr alt sind nun die Siedlungen in Einzelhöfen, die mitten in dem dazu gehörigen Acker- und Wiesenland liegen. Sie kommen vereinzelt fast überall vor, sehr häufig, ja bisweilen als Regel, in Nordwestdeutschland (Westfalen), im Alpenvorland. Zwergdörfer, Weiler mit drei oder mehr Höfen finden sich wieder in größerer Menge, z. B. in Altbayern. Sie sind teilweise durch Teilung oder Abspaltung, vielleicht auch durch das Bedürfnis nach gegenseitigem Schutz geschaffen. Eigentliche Dörfer gehen seit den ältesten Siedlungen neben den Einzelhöfen her. Ihre Form war abhängig von der Lage (in einem engen Tale also z. B. langgestreckt) und von der üblichen Form der Flurverteilung: diese erfolgte in ältester Zeit meist, in späterer oft so, daß die ganze Flur in eine Anzahl verschieden großer, auch ungleich ertragreicher Anbauflächen geteilt wurde („Gewanne"), die unregelmäßig durcheinander lagen (Gemenglage); jeder Bauer bekam in jedem „Gewann" seinen Anteil, so daß also sein Grundbesitz, seine „Hufe" nicht zusammenhing, also auch nicht in engem Zusammenhang mit dem Hof stehen konnte. Alle Höfe lagen vielmehr in einem Haufen beisammen, umgeben von der gemeinsamen Ackerflur der ganzen Gemeinde (Tafel V, 1). War dagegen der Boden in geschlossenen „Hufen" ausgeschieden, lag also der Anteil jedes Bauern beisammen in einem langen schmalen Streifen, der bis zum gemeinsamen Wald hinausreichte, so empfahl sich von selbst die parallele Lagerung der Höfe (Hufen- oder Reihendörfer; Tafel V, 2).

Diese planmäßig angelegte Form gehört vorzugsweise der Zeit der großen Rodungen besonders fränkischer Kolonisten seit Karl d. Gr. an. Sie findet sich fast in allen deutschen Gauen, wenn auch in Bayern und Schwaben seltener als in Franken, Thüringen, Hessen und dem östlichen Neuland. Ähnlich die Marschdörfer an der Seeküste oder in entwässertem Sumpfland. Die „Hofraiten", d. h. die Grundstücke, auf denen die Wohn- und Wirtschaftsgebäude stehen, schließen sich hier entweder Zaun an Zaun oder Wand an Wand aneinander, sind gegen die Straße durch Zäune oder hohe nur durch je ein Hoftor und eine kleine Türe unterbrochene Mauern abgeschlossen, oder sie folgen mit Lücken aufeinander und sind gegen die Straße offen. Im ersteren Fall sind die Dorfstraßen meist fast menschenleer, allerdings auch sauber und aufgeräumt, das ganze Leben in Haus, Hof und Scheune den Blicken des Fremden völlig entzogen. Beim Haufendorf stehen die Hofraiten entweder symmetrisch in rechtwinkligen, oft durch gerade Straßen umzogenen Blöcken, oder regellos durcheinander, oft in formlosen Grundrissen unter sich nur etwa durch Fußsteige verbunden.

Eine dritte Dorfform sind die Rundlinge: alle Häuser sind mit der vorderen Front gegen den in der Mitte liegenden Dorfplatz (oft mit Weiher) gerichtet, zu dem ursprünglich nur eine Straße von außen hereinführt (Tafel V, 3). Man hält die Rundlinge vielfach für eine slawische Siedlungsform, sie kommen jedoch auch in deutschen Gegenden, z. B. Schwaben, vor, wenn auch nicht so zahlreich wie im östlichen Kolonialgebiet und bei den Wenden und Tschechen.

Der innere freie Platz ist auch wohl viereckig oder in die Länge gezogen, das ergibt Straßendörfer, die oft den Reihendörfern sehr ähnlich sind, s. Tafel V, 4.

In ihrer Beziehung zur Landschaft wechseln die Dörfer aller Gaue von Ort zu Ort. Sie stellen sich bald wie auf einem Teller in die Ebene gesetzt dar, bald liegen sie in Talmulden wie in ein Nest eingebettet oder ziehen sich, Bächen und Höhenzügen folgend, in Windungen kilometerweit hin, begleiten Straßen im Talgrund geradlinig oder lehnen sich an Abhänge an, klettern auch bis zur Kammhöhe von Hügelrändern hinauf; ihre Kirche unterbricht mit dem spitzen Turm wirkungsvoll die gerade Linie des Horizonts. Bald hört im Bannkreis des Dorfes (bei geschlossenen

Reihendörfern) fast aller Pflanzenwuchs auf, bald setzt sich die grüne Landschaft in Vorgärten, Grasflächen, Obst- und Zierbäumen, oft mächtigen Linden, bis ins innerste Dorf fort, schließt eine kräftige Grenzhecke die Hofraiten gegen das offene Feld ab. Da schimmern dann wohl rote Ziegeldächer, blendend weiß getünchte Mauern aus den Laubmassen hervor. Nicht selten erhebt sich ein altes Herrenschloß, ein Amtshaus, eine Turmruine beherrschend über das Ganze. Mühlen, Schmieden stehen oft wie Vorposten vor dem Dorfeingang.

Die Hausformen sind von der Gestalt der Dörfer fast unabhängig. Nur ist bei den schmalen Hofraiten der Waldhufenorte im mittleren Deutschland gerne eine längliche Bauart (etwa der Winkelhof Γ) verwendet.

Die Hofformen sind so mannigfaltig, daß es nicht möglich ist, sie alle einzeln zu beschreiben. Nur die Hauptgruppen sollen hier verzeichnet werden.

Wir scheiden am besten zwischen ein- und mehrfirstigen Höfen. Die ersten sind meist langgestreckte Rechtecke, die letzteren setzen sich aus zwei bis vier und mehr kleineren, ebenfalls meist rechteckigen Gebäuden zusammen. Einfirstige oder Einheitshöfe sind die niedersächsischen und friesischen der norddeutschen Tiefebene und der südlich anstoßenden Höhenzüge, ferner die des Schwarzwaldes und des Alpengebietes bis etwa in die geographische Breite von München und zum Bayrischen Wald. Vereinzelt treten sie auch im mittleren Deutschland zwischen mehrfirstigen Höfen in Zwergwuchs auf, wie aus einem Haufenhof zusammengeschrumpft, oft genug einheitlich nur im Grundriß, nicht in den Mauern und in der Dachführung. Der getrennte Hof reicht von Elsaß-Lothringen quer durch Deutschland bis Ungarn, Böhmen, Polen und Ostpreußen, im Süden bis tief ins Elsaß nach Altbayern und Schwaben hinein, im Norden bis annähernd zur Grenze der plattdeutschen Mundarten; jenseits der Oder fast bis zur Ostsee. Der Name „fränkisch“ für diese Hofform ist wohl bequem, aber durch nichts gerechfertigt.

1. Der niedersächsische Hof ist ein Massenbau, einer dreischiffigen Kirche vergleichbar. Das Mittelschiff trägt auf starken hohen Pfosten das gewaltige Dach (Tafel V, 5 und Tafel VI, 1). Die Seitenschiffe sind niedriger und mit dem eigentlichen Dach nur lose verbunden. Das Mittelschiff, oben gedeckt, geht als „Diele“ (Dresch- und Futtertenne) in den ältesten Häusern durch das ganze Gebäude in der Längsrichtung hindurch und enthält rückwärts den Herd, um den herum sich das ganze häusliche Leben abspielt, von dem aus die ganze Wirtschaft überblickt werden kann. Ihm gegenüber liegt gegen die Straße zu am vorderen Hausgiebel das große Einfahrtstor. Die beiden Schiffe an den Seiten schließen die Ställe ein, deren Futtertröge gegen die Diele offen sind und von ihr aus beschickt werden. Nahe dem Herd sind in die Seitenschiffe alkovenartig Schlafräume eingebaut. Der Vordergiebel zeigt weder Türen noch Fenster. Diese einfachste Form ist jetzt selten; häufiger findet sich schon der Abschluß der Rückwand durch wirkliche Stuben; der Herd steht entweder vor ihnen in einem Quergang (Flett) oder ist in ein Seitenschiff gewandert, wo eine Küche oder sonstige Wohnräume die Ställe

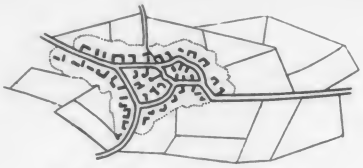
mehr und mehr einschränken, oder die Küche schiebt sich zwischen die neuen Stuben der Rückwand ein s. Abb. 5c. Schließlich werden, zumal unter der Einwirkung benachbarter Hausformen, die Räume so verschoben, daß die alte lange Diele und die ganze Längsrichtung nicht mehr erkennbar sind. Nur die äußere Form, die Größe und Höhe des Daches, verrät noch das alte Sachsenhaus. Doch ist das Verhältnis der Teile oft gestört, so wenn die Seitenschiffe die Höhe des Mittelschiffes erreichen und ein oberes Wohngeschoß aufgesetzt ist, wenn Türen und Fenster neben dem alten Tor des Vordergiebels erscheinen. Das gewaltige Dach birgt aber immer noch die Ernteschätze, die alte Strohbedeckung ist noch nicht ganz geschwunden. Der abgeschrägte Giebel mit den bretternen Pferdeköpfen, Schnitzereien, Inschriften und sonstiger Schmuck, das vom hellen Grund sich scharf abhebende dunkle Fachwerk geben noch zahllosen niedersächsischen Höfen ihr eigenartiges, eindrucksvolles Gepräge; hohe Baumgruppen verstärken die landschaftliche Wirkung.

2. Das friesische Haus kommt in Deutschland nur noch zwischen Emden und Wilhelmshafen und an der Westküste von Schleswig vor. Es ist dem niedersächsischen nahe verwandt, was die äußerliche Massenwirkung anlangt, auch in Einzelheiten der inneren Einrichtung. Das Dach ist vielfach noch gewaltiger als dort. Auch die zwei Seitenschiffe sind hier kräftiger entwickelt. Sie nehmen daher außer dem Rinderstall auch die Tenne in sich auf, die Einfahrt liegt deshalb seitwärts, nicht in der Mitte des Vordergiebels. Vom Mittelschiff ist der vorderste Teil oft durch den Pferdestall ausgefüllt. Der Rest birgt das aus mehreren Abteilungen bestehende Futterlager („Heuberg“), das vom Boden bis hoch hinauf unters Dach reicht. Der Wohnraum ist unter eigenem Dache selbständiger entwickelt und nur lose mit der Wirtschaft verbunden; vielfach enthält der Friesenhof zwei Küchen (Tafel V, 6 und Tafel VI, 2). In den letzten Jahrzehnten ist durch gänzliche Abtrennung der Scheune, Verschiebung der Innenräume, Beschränkung des Ackerbaus das friesische Haus stark verändert, z. T. dem sächsischen angeglichen worden. Geblieben ist die nüchterne Einfachheit der Backsteinbauten, die Umrahmung mit Bäumen und das Balkengerippe des Heubergs; die Strohbedachung hat auch hier vielfach weichen müssen.

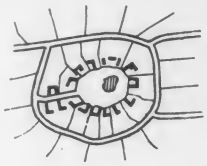
3. Der oberdeutsche Einheitshof kommt vereinzelt in Mitteldeutschland bis Ostpreußen hin vor, ist aber hier mehr zufällig und ganz allmählich aus dem Zusammenschieben kleiner Haufenhöfe entstanden, wobei oft einheitliche Front und Firstlinie noch nicht erreicht ist. Die echten Langhäuser des Schwarzwaldes und des Alpenvorlandes sind von vornherein auf große Maße gerichtet und aus den längsten Baumstämmen planmäßig

gezimmert und symmetrisch in lauter Querfächer zerlegt: Wohnteil, Ställe, Dreschtenne und Scheune, Wagenschuppen sind unter flachwinkligen, breitausladenden Dächern zwischen die zwei Giebel gereiht (Taf. V, 7—9, Taf. VI, 3—4). Die Zahl und Reihenfolge der Abteilungen wechselt nach der Gegend, dem Besitz oder Belieben der Erbauer. Die Tenne kann z. B. auch zwischen Stall und Schuppen liegen. Die Wohnräume können zu beiden Seiten des Hausganges liegen, der Eingang auf der Giebelseite oder der Längsseite, wohl auch auf beiden. Auch im Obergeschoß liegen Kammern und Stuben, oft auch über den Ställen bis zur Tenne hin. Viele, zumal kleinere Höfe im Gebirge sind noch heute ganz in Blockbau gezimmert, meist ist aber jetzt die Wohnung und der Stall gemauert, der Rest in Fachwerk aufgeführt, mit Brettern verschalt oder mit Lehm oder Backstein ausgefüllt und ganz mit Kalk beworfen und fast alle Jahre neu getüncht. Seltener bleiben die Balken des Fachwerkes, dunkel (braun, schwarz, rot) angestrichen, sichtbar. Am Giebel, oft auch an den Längsseiten bis zum Tennenteil, ziehen sich in Altbayern wie im Schwarzwald (nicht aber in Schwaben und Allgäu) Lauben (Altanen) oft zwei, ja drei übereinander; ihr zierlich geschnittenes oder gedrehtes Gitterwerk, Konsolen, bunter Blumenschmuck geben den Höfen ein freundliches, lebensvolles Aussehen. Die breiten Dächer ruhen auf langen Längsbalken (Pfetten), deren Köpfe sichtbar, auch wohl durch zapfenartige Zierbretter hervorgehoben sind. Die Bedeckung des Daches ist beim Schwarzwaldhaus noch vielfach von Stroh, sonst aus großen, mit Feldsteinen beschwerten Holzschindeln, in neuerer Zeit meist aus Ziegeln, die es ermöglichen, das Dach steiler und höher zu bauen. Je weiter wir gegen die Ebene vordringen, desto spitzer und höher werden die Dächer. Hier fehlt dann auch mehr und mehr der breite Dachvorsprung am Giebel, der dem Gebirgshaus nicht nur malerischen Schmuck, sondern auch Schutz gegen Wind, Regen und Schnee verleiht. (S. Taf. VI, 4).

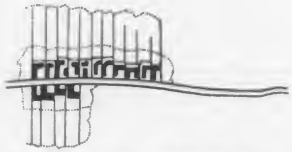
Von der geschilderten Hauptform gibt es jetzt zahllose Abweichungen, zum Teil bedingt durch das Gelände, durch die Mehrung des Getreidebaues, durch die Benutzung von Maschinen, durch die Mode. So ist bei Anlehnung des Hofes an einen Abhang die Zufahrt von der Anhöhe in das Obergeschoß ermöglicht. Dann kann die ebenerdige Dreschtenne wegfallen, das Gebäude verkürzt werden. Die Hocheinfahrt kann aber auch seitwärts oder rückwärts durch eine aufgeschüttete Rampe gewonnen werden, oder es wird am Hintergiebel ein Seitenflügel hakenförmig (Hakenhof!) angebaut, der die Einfahrt nach oben aufnimmt, s. Taf. V, 8. Solche Obertennen haben sich seit fünfzig Jahren in Altbayern und im Allgäu so vermehrt, daß sie in manchen Gegenden die gewöhnliche Tenne ganz verdrängt haben. In



1. Haufendorf in Gemengflur.

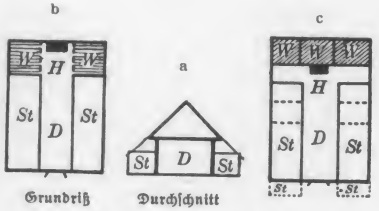


3. Rundling.

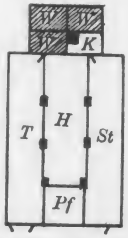


2. Reihendorf in Waldhufen.

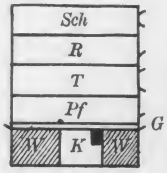
4. Straßendorf.



5. Niedersächsischer Hof
einfachste Form jüngere Form.
H Herd St Stall
W Wohnraum D Diele



6. Ein Friesischer Hof.
T Tenne (Diele)
H Heuberg
St Stall (Rinder, Schafe)
Pf Pferdestall
W Wohnräume
K Küche mit Herd



7. Ein Oberdeutscher Langhof.
Sch Schuppen
R Rinderstall
T Tenne u. Scheuer
Pf Pferdestall
W Wohnräume
K Küche
G Hausgang

11. Wohnstallhaus.
W Wohnung
St Stall
V Haustreppe mit Vordach

8. Oberdeutscher Hakenhof (jüngere Form).

10. Mitteldeutsches Stallhaus.
W Wohnräume F Hausflur
H Küche m. Herd K Kuhstall

9. Oberdeutscher Hakenhof
(ältere Form).

1. Niederſächſiſches Haus.

2. Frieſiſches Haus. Nach Lübben-Moritz.

3. Alpenhof (bayriſch).
Nach Auflieger, Bauernhäuſer.

4. Schwarzwaldhaus.

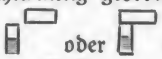
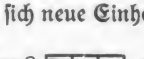
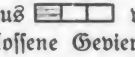
5. Fränkiſches Haus.
Nach Kempf, Landarchitekturen.

anderen Gauen ist das hohe Dach über einen angebauten Schupfen (Schopf, Schuppen, d. i. Aufbewahrungsort für Wagen und Geräte) herabgezogen, wodurch das Haus besonders breit und gedrückt erscheint; vgl. Tafel V, 9. Selten ist innerhalb der Reichsgrenzen die Anordnung der Räume verschoben, so daß die Querlage durch Längslage ersetzt ist. Im Hochgebirge fällt natürlich weg, was nur dem Getreidebau dient. Die Hausindustrie hat bei uns nicht die Wirkung auf die Anlage wie etwa in Vorarlberg oder in der Schweiz.

Eine besondere Stellung nimmt nach der äußeren Erscheinung das Schwarzwaldhaus ein, das übrigens bis in die westliche Schweiz hinüberreicht, s. Tafel VI, 4. Das wie ein Hut übergestülpte Strohdach, die tief zurückliegenden Lauben am Giebel, der Laubenumgang um den hochgestellten Wohnteil, die Häufung der Fenster unterscheiden dieses Haus scharf von allen übrigen, so nahe die innere Einteilung sich an die sonstigen Einheitshäuser des Südens anschließt.

An Schmuck ist das oberdeutsche Langhaus, abgesehen von den Lauben, arm. Glockentürmchen auf dem First begegnen nur ab und zu. In Altbayern haben verhältnismäßig oft Wandmalereien im Stil der jeweiligen Hochkunst die Außenseite verziert. Bäume und Gärten sind nicht imstande, die massigen Höfe landschaftlich zu unterstützen, wohl aber der gebirgige oder hügelige Hintergrund, zumal wenn Einzelhöfe in größerer Zahl im Gesichtsfelde liegen, die mit dem weißleuchtenden Wohnteil alle in gleicher Weise orientiert sind.

Wie schon in den eigentlichen Gebirgsgegenden des Allgäu durch die Anpassung an das Gelände die einheitliche Form des Langhofes verloren geht, so erst recht jenseits der alten Reichsgrenze in Tirol, Salzburg, Steiermark, wo die Einteilung der Räume, die Lage des Daches vielfach verändert ist, vor allem aber der Haufen- und Gevierthof das Eindringen mitteldeutscher (fränkischer) Art verrät (s. Nr. 4), vielleicht sogar ostgermanischer (gotischer) Einfluß nachzuwirken scheint. Auch in der deutschen Schweiz ist das Einheitshaus recht mannigfaltig entwickelt; außer der Schwarzwaldform (s. o.) sind auch die Tiroler Langhöfe maßgebend geworden, vielfach ist auch nach mitteldeutscher Weise das Wohnhaus von Stall und Scheune getrennt, ja auch „fränkische" Art der Dach- und Giebelform findet sich. Eine besonders stattliche Entwicklung zeigt sich im Berner Bauernhaus mit reicher Holzarchitektur, die aber an Zierlichkeit noch durch das eigentliche „Schweizer-" oder „Alpenhaus" der mittleren Schweiz übertroffen wird, das bei uns in niedlichen Nachbildungen allgemein bekannt ist.

4. Der mitteldeutsche Haufenhof. Weitaus das größte Gebiet Deutschlands nimmt die Hofform ein, bei der die Wirtschaft ganz oder zum Teil vom Wohnteil abgesondert ist, der „fränkische" Hof, wie man meist falsch sagt: Bayern, Schwaben, Thüringer, Hessen wie auch stammfremde Nachbarn im Osten und Westen nehmen daran teil, auch der Schweiz sind sie nicht fremd. Der Kern dieser Hofform ist das Stallhaus, in dem Wohnung und Rinderstall unter einem Dach, Wand an Wand verbunden sind; siehe Abb. 10. In armen Gegenden, z. B. im fränkischen Jura, ist sogar die Haustüre für Mensch und Vieh gemeinsam. Seltener ist das Wohnhaus ganz vom Kuhstall gesondert, ganz gewöhnlich aber die Scheune, der Pferde- und Schweinestall, der Backofen, Schuppen, so daß zwei bis vier oder noch mehr Baulichkeiten den Hof ausmachen. Die Lage dieser Hofteile ist nun vollkommen frei. Nicht nur die Verteilung im Hofraum, sondern auch die gegenseitige Richtung wechseln oft von Hof zu Hof. Wenn auch symmetrische und parallele Anordnung vorherrscht, so sind doch sehr oft — gerade in Franken — die Gebäude auch im stumpfen oder spitzen Winkel zueinander gestellt und regellos durcheinander gewürfelt. Von den rechtwinklig geordneten Formen kommen besonders in Betracht die Hakenhöfe  oder (die gestrichelten Teile sind die Wohnräume), die Parallelhöfe , Hufeisenhöfe oder , Gevierthöfe , aus denen sich neue Einheitshöfe  bilden, wie aus  ein kleines Langhaus wird von dem oben gesprochen ist. Der burgähnliche, geschlossene Gevierthof kommt in Gruppen im östlichen Altbayern und in Österreich vor, eine offene Form in Thüringen. Der Hufeisenhof mit vorn abschließender Mauer und hohem Tor ist in Bayrisch-Franken besonders stattlich entwickelt, auch in der Rheinpfalz und im Elsaß zu finden. Auch diese Form nennt man gerne fränkisch.

Der mitteldeutsche geteilte Hof kann die ärmlichste, aber auch die reichste, ins Große gehende Entwicklung zeigen (Tafel V, 10 u. 11, Tafel VI, 5. Niedere, enge, schlecht gepflegte Hütten mit Lehmwänden oder Blockhäuser bilden die unterste Stufe, zwei- oder dreistöckige große Häuser auf Steinsockeln die höchste. Die oberen Stockwerke in reichentwickeltem, geschnitztem Fachwerk mit blank geweißter Füllung, mit zierlichen Konsolen, geschmackvoll abgeschlossenen Balkenköpfen, bunten Fensterläden, fein gegliederte Altanen am Giebel (z. B. im Elsaß), Gesimsdächer unter den Fensterreihen, Vordächer und Lauben am Hauseingang (Franken), gedeckte Säulenlauben vor dem

Erdgeschoß mit schöner Holzarchitektur (im ganzen ehemals slawischen Ostland), all das bringt die mannigfaltigste bildhafte Wirkung hervor. Für volkstümliche Plastik bilden die Torbogen Anregung. Gediegen nehmen sich Häuser aus Backstein oder großen Sandsteinquadern aus. Reichtum und Selbstbewußtsein verraten die niederbayrischen Hufeisenhöfe, die sich aus drei flachgiebligen Gebirgshäusern zusammensetzen. Sonst ist das Dach oft noch mit Stroh oder mit Ziegeln oder Schiefer gedeckt, steil und spitzig; flacher nur, wo mehrere Lagen dünnen Schiefers aufgelegt sind, wie im fränkischen Jura. Abwechslung bieten die seit den letzten Jahrhunderten in Mode gekommenen Halbwalmdächer (mit abgeschrägter Giebelspitze). Während im Südosten des deutschen Sprachgebietes die mitteldeutsche Bauweise den oberdeutschen Einheitshof nicht ganz zu verdrängen vermochte, herrscht sie im Nordosten durchweg auch auf ehemals slawischem Boden und weit über die heutige Sprachgrenze hinaus. Wohl der Berührung mit slawischen Überlieferungen ist es zu danken, daß sich hier von Ostpreußen bis Schlesien und Böhmen immer wieder die Holzlaube vor dem Hauseingang, meist auf der Giebelseite und diese ganz verdeckend, findet, während sie in den Maingegenden nur noch in kümmerlichen Resten erscheint. Die Verbindung der Wohnung mit dem Stall ist ja auch im Osten Regel.

5. Eine besondere Abart des Stallhauses endlich bildet das kurze hohe Wohnstallhaus, das mit Unrecht meist als schwäbisch bezeichnet wird, ein Erzeugnis der Raumnot und die kümmerlichste und ungesundeste Bauform. Sie findet sich von der Pfalz ostwärts bis an den oberen Main, südwärts bis in die Ausläufer des Schwarzwaldes. Der Stall liegt hier unter der Wohnung; zu dieser führt eine Treppe von außen, s. Taf. V, 11. Diese Treppe, in Verbindung mit dem auf Pfosten ruhenden, kleinen Vordach vor der Haustüre, ist so ziemlich der einzige Reiz dieses Hauses. Ursprünglich wohl immer an Abhänge angelehnt, hat es sich jedoch allmählich davon unabhängig gemacht und in der Ebene größere Ausmaße erhalten, ja sogar bisweilen die Scheune unter sein Dach aufgenommen. Aber meist bleibt es klein, so klein, daß sogar zwei bis drei unter einem Dach zusammengefaßt erscheinen. Im übrigen verbindet sich das Wohnstallhaus mit den anderen Teilen der Wirtschaft ganz so wie das Stallhaus.

Schließlich sei noch erwähnt, daß im mitteldeutschen Hofgebiet nur selten eine Form allein einen Ort beherrscht. Meist sind drei, vier oder mehr Formen vertreten, so daß hier gerade die Unregelmäßigkeit zur Regel wird.

Die Zahl der echten alten Bauernhäuser nimmt seit zwei Menschenaltern fortwährend ab. Neue werden kaum mehr in der Art der Großväter hergestellt, alte schonungslos umgebaut. Schuld daran ist z. T. die Sucht, bäuerliche Sonderart zu

verhüllen und es den Städtern gleichzutun, z. T. auch neue Bedürfnisse infolge Änderung oder Vergrößerung des landwirtschaftlichen Betriebes, z. T. aber die peinliche Bauordnung, die alte schöne und noch gut brauchbare Bauformen zum Aussterben verurteilt. Wird schon der alte einheitliche Charakter der Dorfbilder zerstört, wenn ländliche Baumeister ihre Vorbilder auswärts statt daheim suchen, so ist doch noch viel schlimmer die Herstellung ganz charakterloser, billiger Kästen, an denen der Besitzer unmöglich die Freude haben kann, die ein Bauer an seinem angestammten Hofe haben muß, um seinem Stande mit Befriedigung treu bleiben zu können.

Die Bemühungen des Heimatschutzes um die Rückkehr zu den noch lebensfähigen alten Bauformen haben schon manchen Erfolg gehabt und werden hoffentlich der schändlichen Verunzierung der Landschafts- und Dorfbilder, noch ehe es zu spät ist, Einhalt gebieten. Wir brauchen künftig Freude an unserer Heimat mehr denn je.

Büchernachweis: Aug. Meitzen, Siedelung nnd Agrarwesen der Westgermanen, 2 Bde.; Berlin 1895, P. Parey. — Rob. Mielke, Das deutsche Dorf, 2. Aufl. (AnuG, Bd. 192); Leipzig, B. G. Teubner. — J. Hoops, Reallexikon der german. Altertumskunde, Bd. 1: Artikel Deutsches Siedlungswesen, Dorf, Hof; Straßburg 1912—13, K. Trübner. — P. Klopfer, Das deutsche Bauern- und Bürgerhaus; Leipzig 1915, A. Körner. — Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten (Deutsches, Österreichisches, Schweizerisches „Architektenwerk"); Dresden 1901—06, G. Kühtmann. — Chr. Rank, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, 2. Aufl. (AnuG, Bd. 121); Leipzig 1913, B. G. Teubner. — R. Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat (AnuG, Bd. 116); ebenda 1906. — O. Lauffer, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt (WuB, Bd. 152); Leipzig 1918, Quelle & Meyer.

Häusliche Altertümer.

Die Wohnungseinrichtung war in ihren volkstümlichen Formen unmittelbar gebunden an die verschiedenen Formen des volkstümlichen Hauses, die ihrer Entstehung nach bis in germanische Zeit zurückreichen, und die ihre entscheidenden Merkmale in bäuerlichen Verhältnissen bis in die Neuzeit bewahrt haben. Da brannte zwar in Ober- wie in Niederdeutschland das Feuer auf offenem Herde, da war hier wie dort über dem Herde der große Kessel am Kesselhaken aufgehängt, und Bratroste und Pfannenhalter ergänzten in nicht wesentlich verschiedenen Formen die Herdausstattung. Aber doch zeigten das oberdeutsche und das niederdeutsche Hauswesen zwei ganz verschiedene Formen.

In Oberdeutschland war der Herdraum schon früh zur abgeschlossenen Küche (lat. coquina) entwickelt, die nur zum Kochen diente. Daneben fand sich dort — wahrscheinlich als Erbgut der ehemals keltischen Besiedlung — ein eigener Wohnraum, die Stube. Sie diente nur als Wärmeraum. Ihre

wichtigste Ausstattung bestand in dem Ofen, der — ursprünglich ein reiner Steinofen — dann unter römischem Einfluß in seinem Oberteil mit Topfkacheln durchsetzt wurde, und der sich so seit dem Ausgange des Mittelalters zum reinen Kachelofen entwickelt hat. Im übrigen war die Stube, die den Ausblick auf die Straße hatte, entweder an den Wänden roh verputzt oder auch mit Holz vertäfelt. Fußboden und Decke bestanden aus Holz. Um die Fensterwände lief eine Bank, vor der in der Stubenecke der Tisch stand. In der Stube befand sich auch wohl ein Bett, wenn es nicht in einem Nebenraum, der Kammer, oder im Obergeschoß zusammen mit Schrank und Truhe Unterkunft gefunden hatte.

In Niederdeutschland, auf altgermanischem Boden, war das Bild ganz anders. Hier gab es keine abgetrennte Küche, keine Stube, kein Obergeschoß. Hier spielte sich das ganze häusliche Leben auf dem vom Rauche des Herdfeuers durchzogenen hinteren Teile der großen Hausdiele, dem „Flett" ab. An der Wand hinter dem Herde hatte das Kochgeschirr seinen Platz. In den beiden Seitenräumen unter der Dachschräge, mit dem Ausblick nach dem Hofe, fanden sich einerseits Bank und Tisch, andererseits die Aufwaschvorrichtungen. Kastenartige Wandschränke, die sogenannten Butzen, nahmen die Betten auf. Vor ihnen standen Kastenbänke oder Truhen zur Aufnahme für die Kleider. Als Wärmgeräte bildeten die in einen hölzernen oder metallenen Kasten eingeschlossenen Kohlenbecken, die „Feuerkieken", einen mangelhaften Ersatz für den fehlenden Ofen. So blieb es bis in das ausgehende Mittelalter. Erst dann drangen auch hier von Oberdeutschland her Stube und Ofen ein.

Die bürgerliche Wohnungseinrichtung ist von diesen landschaftlich verschiedenen Formen der bäuerlichen Verhältnisse zunächst durchaus abhängig (Taf. X, 1). Sie entwickelt sich dann aber mit dem Aufschwunge der Städtekultur zu reicheren Formen und folgt dabei zum Teil dem von der romanischen Kultur beeinflußten Vorbilde, das in dem Pallas der Herrenburgen und in den Wohnräumen der Klöster aufgestellt war. So dringen von hier die feineren Bemalungen der Wand und Decke und die zierlichere Behandlung des Holzwerks, mehrfach auch der mit dem Steinbau aus dem Süden eingewanderte Kamin in das Bürgerhaus.

In den Möbeln tritt ein Unterschied zwischen der volkstümlichen und der höheren Kultur während des Mittelalters noch nicht grundsätzlich hervor. Er zeigt sich nur in dem Reichtum der Ausstattung. Ein Wandel darin vollzieht sich erst seit dem 16. Jahrh., seitdem im vornehmeren Hause die bis dahin auch hier beweglichen Sitzkissen und Rücklaken an dem Möbel fest werden und diese sich zu Polstermöbeln entwickeln. Gleichzeitig dringt hier

die Stuckdecke aus dem Süden ein. Der schon in mittelalterlichen Burgen, Klöstern und Kirchen begegnende Wandbehang breitet sich auch im Bürgerhause mehr aus, er entwickelt sich zur Wandbespannung in Stoff oder Leder, um dann im 18. Jahrh. in die Papiertapete auszulaufen.

In diesen neueren Jahrhunderten tritt der alte Zusammenhang von Bürgerhaus und Bauernhaus mehr und mehr zurück. Er klingt aber in der Raumgestaltung der bürgerlichen Wohndielen Niederdeutschlands noch lange nach. Er hat auch die Veranlassung zu den gewaltigen Ausmessungen der niederdeutschen Schränke gegeben, die in Oberdeutschland nirgends möglich sind.

Auch in der Kleidung zeigt sich, fast noch mehr als im Wohnungswesen, schon früh eine Loslösung der höheren Gesellschaftskreise von den aus germanischer Zeit überkommenen Formen. In den bäuerlichen Kreisen lebten die schon in der Frühzeit belegten leinenen und wollenen Kleider auch im Mittelalter fort: für den Mann die — einer Badehose ähnliche — leinene „Bruch“ um die Hüften, dann die von den Ostgermanen stammenden Hosen und der über den Kopf gezogene kurzärmelige, bis zu den Lenden reichende Rock — für die Frau das Leinenhemd und der über den Kopf gezogene ärmellose Rock, der oben mit einer Spange gefaßt wurde —, für beide Geschlechter der bis an die Knie reichende Mantel aus Wolle oder Pelz, den die Frauen vorn mit einer verzierten Sicherheitsnadel, der „Fibel“, die Männer rechts mit einer Schulterspange schlossen.

In den höheren Kreisen aber setzt schon in der Merowingerzeit eine — teilweise von byzantinischen Einflüssen durchkreuzte — Romanisierung der Tracht ein, die neben dem veränderten Schnitt nun auch zu reicher Farbigkeit und besonders zu einer großen Verfeinerung der Stoffe und zu umfänglicher Verwendung der Seide führt. Um 1200 erreicht diese Herrentracht, mit den lang wallenden Gewändern und einer ausgebildeten Toilettenkunst, unter der Führung der Frauenwelt ihren Höhepunkt (Tafel VIII und IX).

Seit dem Ende des 13. Jahrh., seit dem wir auch im einzelnen den launenhaften Wechsel der Mode besser übersehen können, nimmt die Tracht nach französischem Vorbilde einen anderen Charakter an. Sie wird bei den Männern immer kürzer und enger, so daß der Rock schon im 14. Jahrh. vorn herunter aufgeschlitzt werden mußte, damit man ihn anziehen konnte. Auch die Frauenkleidung wird zunehmend enger im Schnitt. Jetzt kommt die Entblößung von Hals und Schultern auf, der andererseits die untere Verlängerung durch eine lange Schleppe gegenübersteht. Diese Entwicklungen setzen sich, später besonders unter dem Einflusse des burgundischen Hofes, bis zum Ende des Mittelalters fort. Sie werden begleitet durch einen Zug ins Maßlose an Schmuck und Stoffverschwendung und durch

eine merkwürdige Neigung zum Absonderlichen an Schnabelschuhen, Hauben, Schellenbehang und Zattelung der Kleidersäume. Infolge der starken Entblößung wird mit dem 15. Jahrh. bei den Männern nun auch das Hemd an Hals und Armeln zierlich ausgestattet: Hemdkragen und Manschetten bereiten sich vor.[1])

Diese Entwicklung des ausgehenden Mittelalters, die von Adel und Bürgertum getragen war, setzt sich zum Teil bis in den Ausgang des 16. Jahrh. fort, vor allem in der Tracht der Landsknechte mit ihren geschlitzten Kleidern und den Pluderhosen (Tafel XII, 2). Im übrigen aber brachte die Reformation einen starken Wandel zu größerer Ehrbarkeit und Einfachheit (Tafel IX, 4), die erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. durch die leichteren Formen der spanischen Tracht, das kurze Mäntelchen mit hochstehendem Kragen, den spanischen Hut usw. wieder verdrängt wurde.

Mit dem 17. Jahrh. hat Frankreich wieder die Führung in der Mode, die von den dichtgeknöpften, langschößigen Röcken, den großen Schlapphüten und hohen Reitstiefeln des 30jährigen Krieges über Reifrock, Perücke und Schnallenschuh der Zeit Ludwigs XIV. in das 18. Jahrh. führt. Darauf gewinnt zeitweise der preußische Hof Friedrich Wilhelms I. einen Einfluß, der den Frack, den Zopf und den Dreispitz zur Geltung bringt. Einen vollständigen Bruch mit allem Vorhergehenden führte dann die französische Revolution herbei. Sie verbürgerlichte die Männertracht, aus der sie die Seide, die Spitzen und Stickereien ganz verschwinden ließ. Sie suchte auch die Frauentracht durch die Einführung des antikisierenden Schnittes grundsätzlich zu ändern, was ihr freilich nur für kurze Zeit gelang, denn schon die Biedermeierzeit knüpfte wieder an die alten Formen des 18. Jahrh. an.

Dieser Entwicklung der Tracht der oberen Stände ist schon seit dem Mittelalter die der Bauern mehr und mehr gefolgt, nur hat sie nicht jeden Wandel der Mode mitgemacht, sie ist in den verwendeten Stoffen derber geblieben, und sie hat die städtischen Vorbilder den ländlichen Bedingungen angepaßt (Tafel IX, 5). Sie hat diese Formen oft auch dann noch fortgesetzt, wenn sie in den Städten längst aufgegeben waren, und so lassen sich auch

1) Wie Kleidermoden mit sozialen Unterschieden zusammenhängen, zeigt die Tatsache, daß im 14 Jahrh. die Bürger nur Schuhe mit sechs Zoll langen Schnäbeln tragen durften, während den Rittern und Baronen solche mit einem Fuß langen, den Grafen und Fürsten sogar mit zwei Fuß langen Schnäbeln zustanden. So erklärt sich die Wendung „auf großem Fuß leben“. Das Wort Schranze (vgl. Hofschranze) geht zurück auf mittelhochdeutsches schranze „geschlitztes Kleid“, woraus sich dann die Bedeutung „junger geputzter Mann in geschlitzten Kleidern“ und endlich der heutige Sinn entwickelte. An die spitze, kegelförmige Gestalt der alten Hüte erinnert der Ausdruck Zuckerhut.

an den heute noch lebendigen sogenannten Volkstrachten die städtischen Vorbilder für ihre einzelnen Teile vielfach bis in das 18. und den Anfang des 19. Jahrh., hier und da sogar bis in noch frühere Zeit zurückverfolgen.

Neben Wohnungsausstattung und Tracht steht in vielfach wechselnden Formen der kleinere Hausrat. Aus seinem Kreise erwähnen wir zunächst das Leuchtgerät, das im ärmeren Hause sich vielfach bis in die neueren Jahrhunderte auf den Kienspanhalter beschränkte, sonst aber schon im Mittelalter in Gestalt von Hängeleuchtern, Wand- und Standleuchtern für Kerzenbeleuchtung oder in irdenen und metallenen Stand- und Hängelampen für Fett-, Öl- und Tranbeleuchtung uns entgegentritt.

Noch größere Unterschiede, je nach der Wohlhabenheit des Hauses, zeigen sich bei der Ausstattung des Geschirres und des Eßgerätes. Zwar im täglichen Leben benutzten während des Mittelalters alle Stände in gleicher Weise Teller, Schüsseln und Kannen aus Holz, Irdenware und Zinn, ob nun der Bauer seinen Brei mit Milch, sein Bier und Schwarzbrot verzehrte oder ob der Vornehme seine stark gewürzten, reichlichen Fleischspeisen mit Gemüse und Obst, seinen Wein und sein Weißbrot zu sich nahm (Tafel XI, 1). Daneben aber verbreitet sich im reichen Hause für festliche Gelegenheiten schon im Mittelalter das Glas und das Edelmetall. Mannigfacher noch wird der Wechsel mit dem Ende des Mittelalters. Im 16. Jahrh. verfeinert sich das Steinzeug. In grauer oder brauner Ware erscheint es mit geschnittenen oder ausgeformten Ornamenten, einfarbig blau oder mit bunten Emailfarben geschmückt. Seit dem 17. Jahrh. verliert das Steinzeug an Geltung. Es wird verdrängt durch die weiß glasierte Irdenware, die sogenannte „Fayence", mit blauer oder mehrfarbiger Verzierung, bis dann im 18. Jahrh. das Porzellan das feinere Eßgeschirr ganz für sich erobert.

Als Eßgerät erscheint während des Mittelalters vor allem der Löffel, der in Holz und in Metall begegnet. Daneben steht für das Zerlegen von Fleisch und Brot das Messer in Verwendung, aber es hat bis in die neueren Jahrhunderte gedauert, bis sich das Tischmesser als besondere Messerform durchgesetzt hat. Die Gabel begegnet als Eßgerät erst seit dem 16. Jahrh. Vorher wurde sie durch Löffel und Brotschnitten, oft auch durch die Finger ersetzt.

Auf das die Kleidung ergänzende Handgerät der persönlichen Ausstattung, auf die im ausgehenden Mittelalter aus Italien eingewanderte Brille, auf die um 1510 in Nürnberg erfundene Taschenuhr, den im 16. Jahrh. hervortretenden Fächer und den erst Ende des 17. Jahrh. entstandenen Regenschirm sei hier noch kurz hingewiesen.

Die Zunftaltertümer. Aus dem Kreise der häuslichen Altertümer hinaus in den des genossenschaftlichen Lebens führen die Zunftaltertümer,

die — im ausgehenden Mittelalter entstanden — bis in das 19. Jahrh. in Geltung geblieben sind. Die zu ihnen gehörenden Einzelstücke sind fast immer kenntlich durch die darauf angebrachten Zunftembleme, die sich zuerst auf den mittelalterlichen Zunftsiegeln herausbilden. Schon im 16. Jahrh. sind sie das unentbehrliche Zunfteigentumszeichen geworden, und wenn sich die Meister zur Morgensprache versammelten, so leuchtete ihnen das gemalte oder geschnitzte Zunftzeichen von der Herbergstafel an der Wand, von dem unter der Decke aufgehängten Stubenschilde, von den bunten Scheiben der Fenster und von jeglichem Zunftgerät entgegen. Unter dem letzteren war eines der Hauptstücke die mit Schnitzwerk, Malereien oder reichem Beschlag verzierte Lade zur Aufbewahrung von Siegeln und Urkunden, zu der die Alterleute als Siegelbewahrer die doppelten Schlüssel führten. Neben der Lade standen, ebenfalls gern reich verziert, die Kasse und die Leuchter, die bei der Morgensprache die „brennende Kerze" trugen. Für Festlichkeiten besaß die Zunft oft einen großen Schatz von Trinkgefäßen in Zinn oder Silber. Unter ihnen war das Kostbarste der große „Willkommpokal", reich mit silbernen Stiftungsschilden der Zunftmeister behängt, mit dem den zuwandernden Handwerksgenossen der Willkommtrunk entgegengebracht wurde. Silberne Schilde mit dem Handwerkszeichen erstrahlten noch bei dem letzten Gange der Zunftmitglieder auf dem schwarzen Leichentuche, mit dem der Sarg bedeckt war, ein äußeres Zeichen für das Zusammengehörigkeitsgefühl, das wie bei allen deutschen Vereinigungen und Genossenschaften so auch bei den Zünften die Gesamtheit ihrer Mitglieder zeitlebens und auch noch im Tode miteinander verband.

Büchernachweis: H. Bergner, Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer in Deutschland, 2 Bde.; Leipzig 1906, C. H. Tauchnitz. — H. Fischer, Grundzüge der deutschen Altertumskunde, 2. Aufl. (WuB, Bd. 40); Leipzig 1917, Quelle & Meyer. — O. Lauffer, Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte (WuB, Bd. 148); ebenda 1918. — G. Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten, 6 Bde.; München o. J., G. Hirth. — E. Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern, 2 Bde.; Jena 1908, E. Diederichs. — G. Steinhausen, Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, 12 Bde.; ebenda 1899—1905. — P. Herre, Deutsche Kultur des Mittelalters in Bild und Wort (WuB, Bd. 100/101); Leipzig 1912, Quelle & Meyer. — M. Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrh., Bd. 1—3; Leipzig 1899—1903, S. Hirzel. — O. Lauffer, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt (WuB, Bd. 152); Leipzig 1919, Quelle & Meyer. — R. Meringer, Das deutsche Haus u. sein Hausrat (AAuG, Bd. 116); Leipzig 1906, B. G. Teubner. — J. v. Falke, Gesch. d. deutsch. Kunstgewerbes; Berlin 1888 (N. A. 1893), Hist. Verlag Baumgärtel. — H. Weiß, Kostümkunde. Bd. 2: Geschichte der Tracht und des Geräts des Mittelalters; Stuttgart 1872 (2. Aufl. 1884), Ebner & Sohn. E. Otto, Das deutsche Handw., 4. Aufl. (AAuG, Bd. 14); Leipzig 1913, B. G. Teubner.

Kriegsaltertümer.

Die Kriegsaltertümer umfassen, abgesehen von dem Heergerät, als Hauptgruppen Waffen und Wehrbauten, die sich beide in ihrer Entwicklung gegenseitig bedingen. Die Art und die Wirksamkeit der Waffen ist abhängig von dem jeweiligen Stande der Technik. Jeder Vervollkommnung der Waffen aber folgt unmittelbar eine weitere Ausbildung der Wehrbauten. Waffen und Wehrbauten zusammen stehen wieder in unmittelbarer Wechselwirkung mit den Veränderungen, die die Heeresverfassung und die auf ihr beruhenden Formen der Kriegführung im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben. Diese allgemeinen Regeln gelten auch für die deutschen Kriegsaltertümer in uneingeschränktem Maße.

Auf dem Gebiete der Bewaffnung setzen sich die früher geschilderten Verhältnisse der germanischen Kultur (Tafel IV, 5) zunächst im Mittelalter fort. Als Trutzwaffen bleiben für den Nahkampf Messer und Schwert, die in lederbeschlagener Holzscheide getragen wurden, sowie die später zum Streithammer entwickelte Axt und die von Karl d. Gr. zeitweilig abgeschaffte Keule auch weiter bestehen. Unter den alten Fernwaffen nimmt vor allem die Lanze eine weitere lange Entwicklung, indem sie sich im 12. Jahrh. aus der Wurfwaffe zur Stoßwaffe umbildet. Der germanische Bogen wird seit dem 10. Jahrh. zunehmend durch die Armbrust ersetzt (Tafel XII, 3).

Unter den Schutzwaffen bleibt der eisenbeschlagene Holzschild bis in das 14. Jahrh. in allgemeinem Gebrauch. Brünne und Helm, die innerhalb des germanischen Volksheeres nur einzelne Bevorzugte tragen, setzen sich als unentbehrliche Stücke der Ausrüstung durch, nachdem seit der Karolingerzeit die Hauptkraft des Heeres sich zugunsten des Herrenaufgebots und der Reiterei verschoben hatte, und besonders seit die Erfindung des Drahtziehens im 12. Jahrh. die Herstellung des Panzerhemdes wesentlich erleichterte. Der Helm entwickelte sich in nachkarolingischer Zeit in der alten Kegelform weiter, er wurde dann aber zum Schutze des Gesichtes mit einer vorderen Eisenschiene versehen (Tafel VIII, 2).

So sehr diese Waffen aber auch die alten Formen fortsetzten, so wurde dadurch doch nicht zugleich eine Fortsetzung der alten Kriegstechnik bedingt. Diese wurde vielmehr wesentlich abhängig von dem im 9. Jahrh. einsetzenden Burgenbau und den sich daran anschließenden Formen der Stadtbefestigung. Damit trat die offene Feldschlacht mehr und mehr zurück, der Belagerungskrieg gewinnt zunehmend an Bedeutung, mit ihm natürlich auch das Belagerungsgerät, zu dem man die Vorbilder — vor allem gelegentlich der Romfahrten und der Kreuzzüge — in den Fortsetzungen der antiken Belagerungsgeräte kennen lernte. So wurde nun das „Stoßzeug“ (Widder, Sturmbock und Mauerbohrer), das „Schildzeug“ (fahrbare Blockhäuser und Belagerungstürme) sowie das „Schuß- und Wurfzeug“ (große Armbrüste und Schleuderwerke als Bliden, Mangen und Drieböcke) weiter ausgebildet und bei Belagerungen vielfach bis in das 16. Jahrh. benutzt.

Die alte ritterliche Rüstung erfuhr im ausgehenden Mittelalter noch einmal eine wesentliche Umwandlung dadurch, daß die alten Kettenpanzer sich der vermehrten Durchschlagskraft schon den Armbrustbolzen gegenüber nicht mehr widerstandsfähig genug zeigten. Im 14. Jahrh. verstärkte man sie zunächst durch Metallplatten und gelangte von hier aus dann bald zu der Einführung des ganz eisernen Plattenharnisches, der den Ritter von Kopf bis zu den Füßen ganz einhüllte (Tafel IX, 4), und der sich dann auch auf die Ausstattung des Pferdes ausdehnte (Tafel XII, 1).

Die ritterliche Rüstung wurde auf diese Weise sehr schwerfällig und für die offene Feldschlacht immer unbrauchbarer. Sie konnte sie wohl vorübergehend in überkommene Formen bannen, wie sie in den Waffenübungen der Turniere, dem leichten Reiterkampf des „Buhurt“ und dem Einzelkampfe der „Tjost“ ausgebildet waren. Aber je mehr am Ende des Mittelalters die neu aufkommenden Schußwaffen an Wirksamkeit gewannen, und je mehr zu gleicher Zeit die beweglichen Fußtruppen, die Schweizer und dann die Landsknechte, in offener Feldschlacht den Ritterheeren entgegentraten, um so mehr mußte das alte Rittertum mit seiner Bewaffnung und Ausrüstung und mit den darauf begründeten Kampfesformen einem raschen Verfall entgegengehen. So hat der Plattenharnisch wohl noch das 16. Jahrh. in verschiedenen Formen für Reiterei und Fußvolk überdauert, aber das 17. Jahrh. hat ihn endgültig aufgegeben.

Eine der wichtigsten Grundlagen dieses Wandels lag in dem Aufkommen der Feuerwaffen. Diese erscheinen als Handwaffen seit dem Ende des 14. Jahrh., zunächst nur für Handzündung mit der Lunte eingerichtet. Von hier gelangte man zu der wesentlichen Verbesserung in Gestalt des Luntenschlosses, das — ohne erhebliche Verdrängung durch das wenig verbreitete Radschloß — bis zum Dreißigjährigen Kriege in Gebrauch blieb, um dann bis in das 19. Jahrh. hinein durch das Steinschloß abgelöst zu werden.

Neben die Handwaffen aber stellten sich, ebenfalls schon seit Ende des 14. Jahrh., die Geschütze, die von ihrer ersten aus Eisenplatten zusammengesetzten Form über den Guß aus Bronze dann zur Herstellung aus Eisen und Stahl eine lange Entwicklung durchgemacht haben. Geschütze und Hand-

feuerwaffen zusammen haben den Hauptanstoß zu der entscheidenden Veränderung auf dem gesamten Gebiet der Kriegsaltertümer gegeben. Sie haben der mittelalterlichen Art der Bewaffnung und Ausrüstung ein Ende gemacht. Sie haben in Gemeinschaft mit der veränderten Heeresverfassung, besonders mit der im 17. Jahrh. einsetzenden Aufstellung der stehenden Heere, die Art der neuzeitlichen Kriegführung im Vergleich zu der Kampfesweise des Mittelalters zu gänzlich neuen Formen entwickelt.

Der Wehrbau, eine Form der Verteidigung, nicht des Angriffes, zeigt sich von der Entwicklung der Waffen überall durchaus abhängig und folgt ihr dementsprechend nach. In Deutschland finden wir seine Spuren schon in vorgeschichtlicher Zeit, aber bei diesem ersten Auftreten begegnet uns ein sehr merkwürdiger Unterschied. Während in Ober- und Mitteldeutschland, auf altkeltischem Gebiete, schon seit der Steinzeit Befestigungen auftauchen, fehlen derartige Reste in Norddeutschland fast vollständig. Die ersten Burgenbauer auf altgermanischem Boden sind die Sachsen, aber auch ihre Burgen liegen, soweit sich bis jetzt hat feststellen lassen, von drei Ausnahmen abgesehen, sämtlich südlich der Linie Halle—Halberstadt—Hannover—Cloppenburg. Daraus ergibt sich, daß der Burgenbau den Sachsen ursprünglich fremd war. Bei ihrem Vordringen nach dem Süden haben sie ihn in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. kennen gelernt und dann in dem dortigen Berglande auch selbst in Benutzung genommen.

Die Form, um die es sich dabei handelte, war die der Volksburg, einer auf der Bergeshöhe gelegenen Fluchtburg, mit offener Siedelung, gewöhnlich auch einem Herrenhofe am Fuße des Berges. Aus ihr entwickelt sich seit der Karolingerzeit der mittelalterliche Burgenbau in der Weise, daß die Herren ihren Wohnsitz von den Herrenhöfen auf die Bergeshöhe verlegen und dort ihre Burg einrichten. Seitdem ist die Burg Wehrbau und Wohnbau zugleich. Aber das Entscheidende für Anlage und Ausführung bleibt immer die Rücksicht auf die Wehrhaftigkeit des Ortes. Die Wohnungsansprüche für den Burgherrn, seine Familie, die Gefolgschaft und das Gesinde müssen sich dabei behelfen, so gut der verfügbare Raum es gestattet. Das hat besonders in den Fällen, in denen die Burg nicht im Besitz eines einzelnen, sondern im Teilbesitz mehrerer Familien war, auf den sogenannten „Ganerbenburgen“ (geanerbe = Mitanerbe) oft zu einer überaus engen und dann besonders malerischen Bebauung geführt. Die bekannte Burg Eltz a. d. Mosel bildet ein höchst bezeichnendes Beispiel dieser Art (Tafel XXIV, 42).

Die Entwicklung der mittelalterlichen Burg hat sich nun in zwei verschiedenen Arten vollzogen. Die eine knüpft sich an die romanische Form, in Weiterbildung des römischen Wartturmes. Für sie bezeichnend ist der

Wohnturm, der auf einem viereckigen, aufgeworfenen Hügel errichtet und mit einer ebenfalls viereckigen Vorbefestigung versehen ist. Sie findet sich bei den Burgen der Normannen und der Deutschordensritter und ist demgemäß in Deutschland besonders am Niederrhein und im Deutschordenslande vertreten (vgl. Grundriß der Marienburg, Tafel XX, 45).

Anders sind die Burgen der deutschen Form. Hier bleibt die Mitte der Burg frei. Um sie herum legen sich die einzelnen Bauten, der Berchfrit, der Palas, die Kapelle und die Küchen- und Stallgebäude. Der Gesamtgrundriß ist nicht viereckig, sondern unregelmäßig, je nach dem Gelände (vgl. Tafel XXIV, 42).

Eine weitere Aufteilung, etwa in landschaftliche Sonderarten, hat sich bis jetzt als unmöglich erwiesen. Wohl vervielfältigen sich die Mittel der Befestigung, und wohl heben sich demnach die einzelnen Zeitstufen gegeneinander ab, aber innerhalb dieser Zeitstufen und innerhalb der beiden geschilderten Hauptformen bleibt jede Burg eine Sonderform für sich, bedingt durch die Art des Bauplatzes und durch die Macht und den Reichtum des Bauherrn.

Die Wehrbauten der Burg richteten sich ursprünglich nur gegen die einfachen, aus germanischer Zeit überkommenen Fernwaffen, gegen Bogen, Lanze und Schleuder, aber noch nicht gegen ein ausgebildetes Belagerungsgerät. Als dagegen dieses letztere, infolge der Römerzüge der deutschen Kaiser und besonders infolge der Kreuzzüge, nach Deutschland kam, da mußte die Burg durch stärkere Ausgestaltung von Mauern, Toren und Türmen dagegen gesichert werden. Diese wurden dann im ausgehenden Mittelalter wieder durch die Ausbildung der Feuergeschütze überboten, und eine weitere Wettrüstung der Burgen für abermals zwei Jahrhunderte war die unmittelbare Folge, bis schließlich von seiten der Burgen jeder Versuch, die Kraft der Angriffswaffen zu überbieten, aufgegeben werden mußte.

Die äußere Geschichte des Burgenbaues zerlegt sich demnach in drei hauptsächliche Zeitstufen. Die Anfangsstufe dauert von der Karolingerzeit bis in die Mitte des 12. Jahrh. Sie entwickelt an den Wehrbauten nur den Turm und die Umwallung oder an deren Stelle die mit schlitzartigen Scharten versehene Ummauerung. Die darauf folgende eigentliche Blüte des Burgbaues fällt in die Zeit von der Mitte des 12. bis in die Mitte des 15. Jahrh. Sie verstärkt und erhöht die Mauern, stattet sie mit Türmen, Wehrgängen und Gießschloten aus und führt die Zwinger und sonstige Vorbauten planmäßig als Außenwerke durch. Die abschließende Verfallzeit endlich, die bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges dauert, läßt eine rasche Abnahme von Neubauten erkennen. An den alten Burgen werden die Schutz-

anlagen stärker und niedriger und für die Aufstellung der Geschütze mit eigenen Geschützturmen versehen. Erdwälle und Gräben gewinnen an Bedeutung, und für die Ausgestaltung der vorgeschobenen Werke bedient man sich der bastionierten Formen.

Innerhalb dieser verschiedenen Zeitstufen bleiben bei der Burganlage zwei Hauptgesichtspunkte durchlaufend mit gleicher Kraft in Geltung. Der eine betrifft den Grundsatz der Überhöhung der eigenen Stellung gegenüber der des Feindes. Darum wählte man den Bauplatz möglichst auf der Bergkrone, und darum ließ man die inneren Werke immer höher als die äußeren emporsteigen. Der zweite Grundsatz war der der zunehmenden Hindernisse. Er ließ die Werke nach innen zu immer stärker werden bis zu dem am widerstandsfähigsten ausgebildeten Kernwerk. Er ließ die fallenartige Ausbildung von Vorburgen, Zwingern und Toranlagen entstehen, und er erklärt auch die vielfach geschlängelte Anlage des Burgweges.

Wo sich der Burgplatz an einen Bergrücken anlehnte, da wurde er nach der Bergseite durch einen einfachen oder doppelten Halsgraben gesichert. An dieser Angriffsseite lagen dann die stärksten Befestigungen, und die Wohnbauten wurden meist an die entgegengesetzte Seite gerückt. An der Stelle aber, wo der Burgweg den Graben mit einer Zugbrücke überschritt, wurde eine besonders große Sicherung durch feste Torbauten, durch Schildmauern oder auch dadurch, daß man den Berchfrit (s. u.) hierher verlegte, angestrebt.

Sehr viel weniger als bei den Höhenburgen konnte der Grundsatz der Überhöhung bei den Wasserburgen zur Geltung kommen, wie sie besonders im niederdeutschen Flachlande — vgl. vor allem Vischering in Westfalen —, aber auch in Mittel- und Oberdeutschland sich finden. Ihre natürliche Sicherung bestand in nassen Gräben und Wasserläufen, aber ihre Verteidigungsmöglichkeit war, besonders im Winter, schon seit dem hohen Mittelalter nicht sehr groß, zumal da ihnen die Außenwerke oft ganz fehlten und dem Angreifer das Heranbringen des Belagerungsgerätes infolgedessen verhältnismäßig leicht gemacht war. So gehen die Formen der Wasserburg denn auch vielfach in die des einfachen festen Hauses über, an das sich dann später in mancher Hinsicht die Schloßanlagen des 16. und 17. Jahrh. angeknüpft haben.

Fassen wir die Einzelheiten der Burg ins Auge, so beginnen wir mit dem Burgwege. Er wurde meist so geführt, daß die herannahenden Angreifer der Burg ihre offene rechte Seite — nicht die linke Schildseite — zukehrten. Vor allem aber sollte der Verteidiger den Weg möglichst lange einsehen und mit seiner Abwehr bestreichen können. Der Burggraben, der bei

den alten Volksburgen mit seinem Aushub das Material für den inneren Burgwall geliefert hatte, wurde im Mittelalter nach außen ausgeworfen und dadurch für die Angriffsseite tiefer. Außer dem Burggraben erscheinen gelegentlich noch innere Torgräben, oft aber die sogenannten „Abschnittsgräben", die einfach oder auch doppelt zwischen Tor und Hauptburg liegen. Der Zugang zum Tore wurde fallenartig von möglichst eng zusammengelegten Hindernissen eingeschlossen. Das Tor selbst war oft nur wenig mit oberem Wehrgang und ein paar seitlichen Schießscharten gesichert. Die Ringmauer, in ihrer Führung von der Gestaltung des Geländes abhängig, zeigt schon im 10. Jahrh. einen schmalen Wehrgang, der seit dem 12. Jahrh. weiter entwickelt und mit einem Zinnenkranz und einer hölzernen Überdachung versehen wird. Der höchste und stärkste Teil der Burg ist der Berchfrit. Er dient als Luginsland, als letzte Zuflucht und als Hauptstützpunkt. Sein Grundriß ist rund oder quadratisch, auch fünf- und mehreckig. Zu unterst hat er die größte Mauerstärke und birgt hier das Verließ. Die oberen Geschosse sind in der Mauer dünner und innen — oft mit einem Kamin — zu Wohnzwecken eingerichtet. Die obere Turmbekrönung, in den Dachformen wechselnd, hat oft einen Zinnenkranz mit Wehrgang, zuweilen auch mit Pechnasen. Neben diesem Hauptturm treten seit dem Ausgange des 12. Jahrh. noch weitere Türme in der Mauer auf, die vor allem zur Bestreichung des Grabens dienten und die sich dann nach der Einführung der Geschütze in die sehr starken, aber an Höhe verlierenden Batterietürme oder „Rondelle" mit gewöhnlich zwei übereinanderliegenden Schießkammern verwandelt haben.

Neben diesen mit Schießscharten, Gußlöchern und Pechnasen ausgestatteten eigentlichen Wehrbauten sind auch die Wohnbauten der Burg in ihren Außenteilen vielfach in den Kreis der Wehranlagen hineingezogen. Unter ihnen ist der Palas das Familienwohnhaus des Burgherrn. Es ist seit dem hohen Mittelalter meist ein Steinbau, seine inneren Wände aber bestehen auch dann überwiegend aus Fachwerk. Die Herrenwohnung liegt im ersten Obergeschoß, und gern mit ihr auf gleicher Höhe erscheint die regelmäßig vorhandene Burgkapelle, deren Unterbau entweder als Unterkirche oder auch zu Wohn- und Wirtschaftszwecken verwandt ist. Die Küche liegt im Untergeschoß des Palas, sonst in einem eigenen Küchengebäude. Große Sorgfalt wurde auf die Wasserversorgung verwandt. Zunächst geschah sie — wie auf der Wartburg — durch Zisternen oder durch Schöpfanlagen, später auch durch eigene Brunnen, die dann oft eine gewaltige Tiefe erreichen. Die Burgaborte liegen gewöhnlich in Mauernischen oder Erkern und haben ihre Öffnung möglichst in den Graben oder sonst nach der Außenseite der Burg. Besonders große Anlagen haben in dieser Hinsicht die Kasernenbauten

der Deutschordensburgen entwickelt: die auf hohen Pfeilerstellungen weit herausgeschobenen sogenannten „Dansker“, wie sie in Marienburg, Thorn und Marienwerder erhalten sind.

Der geschilderte Ausbau der Burgbefestigung hat nun auch für verwandte Zwecke vielfach als Muster gedient. Die Mauergestaltung alleinliegender Klöster mit Wehrgängen und Schießscharten, Mauertürmen und überhöhten Torbefestigungen ist ihrem Vorbilde gefolgt, und ebenso findet sich bei der Anlage befestigter Kirchen, wie sie in Franken und sonst hier und da, besonders aber in Ostfriesland und Siebenbürgen üblich waren, die Nachahmung der Burgmauerformen offensichtlich wieder (Tafel VII, 4).

Die ausgedehnteste Entwicklung aber, die der Wehrbau überhaupt gewonnen hat, zeigt sich an den Stadtbefestigungen, die auf altgermanischem Gebiet seit der Mitte des 9. Jahrh. zum Schutz gegen Normannen und Wenden beginnen und dann im 10. Jahrh. unter Heinrich I. und Otto d. Gr. in verstärktem Maße fortgesetzt wurden. Dabei hat in Süd- und Westdeutschland, wo sich die alten Römerstädte mit ihren Mauern und Türmen und mit ihrem rechteckigen Grundriß bis in das hohe Mittelalter erhielten, das Vorbild derselben schon früh zu der Ummauerung der Städte geführt. In Ostdeutschland dagegen hat man sich zunächst noch mit einem breiten und tiefen Wassergraben und dem dahinterliegenden, durch Pallisaden verstärkten Walle begnügt und die außerhalb dieser Befestigung entstehenden Vorstädte nur mit einer Pfahlreihe eingezäunt.

Die Hauptzeit des Stadtmauerbaues liegt dann im 12. und 13. Jahrh., und hier wie bei den Burgen hat die Rücksicht auf die neueingeführten Belagerungsmaschinen zu einer Verstärkung und Erhöhung von Mauern und Türmen, zu der Ausgestaltung von Wehrgang und Pechnasen und zu einer regelmäßigen Durchführung des Zwingers, gelegentlich auch zu einer doppelten Grabenanlage geführt. Besonders stark wurden dabei die Tore gegen Erstürmung oder Überrumpelung gesichert, indem man sie durch einen Torturm führte oder durch ein von zwei Türmen flankiertes Torgebäude laufen ließ. Als äußere Torbefestigung diente entweder ein mit einem Zinnenkranz versehener äußerer Hof, die sogenannte „Vorlege“, oder man errichtete nach dem alten Vorbilde des römischen Propugnaculum geradezu Doppeltore (Tafel XXVI, 52).

Mit der zunehmenden Kraft der Belagerungsgeschütze hat man seit der Mitte des 15. Jahrh. die Stadtmauern dann einer erheblichen Verstärkung unterzogen, sie höher und dicker gemacht, die Tore gefestigt, die Mauertürme vermehrt und die Gräben vertieft und verbreitert, auch wohl verdoppelt. Aber schon im Anfang des 16. Jahrh. war die Wehrkraft dieser noch immer

an dem mittelalterlichem Grundsatz der Überhöhung festhaltenden Werke wieder in Frage gestellt. Viele Städte waren zu einer weiteren ernstlichen Vervollkommnung außerstande. Sie behielten ihre alte Ummauerung, schieden aber aus der Reihe der widerstandsfähigen Waffenplätze mehr und mehr aus. Daneben aber bildet sich nun der Begriff der Festung, deren Ausbau von der Entscheidung der Landesherren abhängig ist.

Nach einer kurzen Übergangsform, für welche die mit Erdschütten verstärkten Mauern mit vorgelegten Streichwehren und weit herausspringenden Rondellen oder Bastionen bezeichnend sind, erfolgt in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. die entscheidende Herübernahme des von italienischen Festungsbaumeistern ausgebildeten „bastionierten Systems“. Dieses entwickelt sich aus einem regelmäßigen vieleckigen Grundriß und legt auf jede Ecke eine kasemattierte Bastion, die Tore aber in die Mitte der Vieleckseiten. Zugleich umzieht es die ganzen Werke mit einem breiten Wassergraben.

Diese Verbindung von Erdwerken und Wasseranlagen ist dann besonders in den niederländischen Befreiungskriegen unter zunehmender Vermehrung der Bastionen weiter ausgebaut. Sie ist auch mit dem Ende des 17. Jahrh. in dem sogenannten Zangensystem fortentwickelt, das die Außenwerke zu einem geschlossenen äußeren Befestigungsringe zusammenfaßte, und das die noch von Vauban geübte Bastionärfront allmählich verdrängt hat.

Die mit dem Zangensystem zugleich verbundene Art der weit herausgeschobenen, dem Gelände angepaßten „Sternschanzen“ hat dann, in weiterer Betonung dieser äußersten Vorposten, zu den „Einzelforts“ geführt, die für den Festungsbau des 19. Jahrh. bezeichnend sind.

Büchernachweis: A. v. Essenwein, Die Kriegsbaukunst; Darmstadt 1889, A. Bergsträsser. — O. Piper, Burgenkunde, 3. Aufl.; München 1912, Piper & Co. — O. Piper, Abriß der Burgenkunde, 2. Aufl. (Samml. Göschen, Bd. 119); Berlin 1904, Vereinigung wiss. Verleger. — E. Haenel, Alte Waffen (Bibl. f. Kunst- u. Antiquitätensammler Bd. 4); Berlin 1913, Schmidt & Co. — W. Boeheim, Handbuch der Waffenkunde; Leipzig 1890, E. A. Seemann.

Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens.

Unter den fränkischen Königen bereits hatte sich neben dem Hufenbesitz des einzelnen freien Germanen auch ein Großgrundbesitz herausgebildet als eine neue Stufe in unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Solche Großgrundbesitzer waren: vor allem der König selbst mit seinen „Domänen“, ferner seine „Großen“, denen er für geleistete Dienste ausgedehnte Flächen als Leihe-

land („Lehen") übertrug, und nicht zuletzt die Kirche, die sehr bald große Besitzungen als Stiftungen „für das Seelenheil" erhielt.

Um diese großen Besitztümer zu verwalten, wurden besondere Wirtschaftsformen weiter ausgebildet. Einen Teil des Landes behielt der Herr und ließ ihn von Hörigen oder Unfreien bearbeiten (Herren- oder Salland), anderes verlieh er an Hörige gegen Abgaben und Dienste (Fron- d. h. Herrendienste), an entfernteren Stellen wurde auch ein neuer Fronhof unter Leitung eines besser gestellten Hörigen eingerichtet, der Meier genannt wurde. Späterhin wuchs dieser Grundbesitz immer mehr. In den unruhigen Zeiten überließen sogar viele Freie ihr Gut freiwillig einem Grundherrn, besonders der Kirche mit ihren milderen Bedingungen („unterm Krummstab ist gut wohnen"), und erhielten es dafür in loserer Abhängigkeit zurück. Daneben gab es freiere Formen der Ausleihe (ohne persönlichen Zins oder Frondienst); diese wurden vorwiegend als Entschädigung für höheren Dienst, besonders Waffendienst angewandt. Damit entstand die Landvergebung nach Lehensrecht (beneficium, feudum). Die Großgrundherrschaften und als solche auch die Klöster hatten für die wirtschaftliche Fortentwicklung Deutschlands in jener Zeit hervorragende Bedeutung. Durch sie wurde viel bisheriges Wildland urbar gemacht, und in ihnen entwickelte sich bald ein großzügiger Wirtschaftsbetrieb. Die Dreifelderwirtschaft (S. 23), die bis ins 19. Jahrhundert galt, verbreitete sich namentlich durch das grundherrschaftliche Beispiel weiter. In der Rohstoffbearbeitung traten Verbesserungen ein, auch technischer Art; vor allem konnte jetzt eine wirkliche Arbeitsteilung eingeführt werden in Gutshandwerk, Waldkultur, Pferde- und Bienenzucht (Zeidler) usf., auch die Einrichtung von Wassermühlen war meist eine grundherrliche Schöpfung. Die fortschrittlichsten Großgrundherrschaften waren damals oft gerade die Klöster mit ihren vielgestaltigen, auch für höhere Bedürfnisse sorgenden Anlagen. In St. Gallen z. B. gab es Mühlen, Bäckereien, Keltereien, Werkstätten für Handwerker und Künstler, ferner die Außenschule, das Krankenhaus und die Apotheke, Herberge für Vornehme und Geringe usw.; es war bereits eine kleine Stadt für sich.

Im Anschluß an diese höhere Wirtschaftsstufe, die durch die Großgrundherrschaft errungen wurde, konnten sich schon unter den Karolingern, vor allem aber unter den geordneteren Zuständen der Ottonenzeit allmählich auch der Handel und das Städtewesen entwickeln.

Die bescheidenen Anfänge des Handels unter den Germanen (s. S. 42 u. S. 46) waren durch die Stürme der Völkerwanderung fast völlig vernichtet worden. Erst zur Zeit des Frankenreiches regen sich neue Keime, namentlich im alten Kulturgebiet des Rheins, durch das eine alte Handelsstraße, bis ans Meer, ja bis nach England führte. So kommt es, daß uns die Friesen zuerst als Träger des Handels begegnen, um so mehr als bei ihnen auch die Wollweberei in Blüte stand und dadurch Waren für den Absatz geschaffen wurden.

Deshalb entwickelte sich auch in den alten Städten am Rhein (weniger an der Donau) zuerst wieder etwas dem Handel Ähnliches, begünstigt auch dadurch, daß Könige und Bischöfe mit Vorliebe ihre Sitze und Pfalzen dorthin verlegten oder größere Versammlungen dort abhielten. Auch durch die vielen Gottesdienste und Feste kam dort häufiger eine größere Menge zusammen, so daß sich an diesen Plätzen leichter ein Warenaustausch entwickeln konnte (vgl. den Zusammenhang von

„Messe" als Markt mit „Messe" als Gottesdienst). Allerdings war dieser Handelsverkehr noch recht einfacher Natur und ging oft kaum über einen unmittelbaren Austausch zwischen Erzeuger und Verbraucher hinaus.

Als Mittelpunkt dieses einfachen Handels und damit auch als Keimzelle für den neuen germanischen Stadtbegriff bildete sich somit der Marktverkehr heraus, dem der König außer anderen Vorrechten seinen besonderen „Frieden", d. h. Schutz, verlieh (Marktfrieden). So wurden denn vom 10.—12. Jahrhundert an vielen, dazu besonders geeigneten Orten (Flußübergängen, Kreuzungen von Handelswegen usw.) unter dem Schutz des Königs (später auch einzelner mächtiger Fürsten) neue Märkte und Städte angelegt. Die bisher wandernden Händler ließen sich hier dauernd nieder, ebenso überschüssige Bevölkerung des Landes, namentlich Handwerker, zumal sie in der Stadt durch den Schutz des Stadtherrn aus der Hörigkeit ihrer früheren Grundherren befreit wurden („Stadtluft macht frei"). Das besondere Schutzbedürfnis des Marktverkehrs machte die Umfriedigung durch die Mauern nötig, so ward die Marktsiedlung eine Burg, der Bewohner ein „Bürger" genannt, doch behielten die Städter neben der neuen kaufmännisch-gewerblichen Tätigkeit den landwirtschaftlichen Betrieb bei.

Um die Höhe des Mittelalters bildete sich erst das eigentliche Neue: die Stadtwirtschaft aus. Es stellte nun nicht mehr, wie in der Hauswirtschaft, jeder alles möglichst selbst her, sondern in den Städten mit den vielgegliederten verschiedenartigen Berufen war der eine auf den anderen in wirtschaftlicher Hinsicht angewiesen. Die Wirtschaftspolitik dieser Städte war aber meist sehr engherzig.

Zusammen mit einem gewissen ländlichen Umkreis (Weichbild = Stadtbezirk, d. h. das Gebiet, in dem das Stadtrecht galt) war die Stadt ein abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet, das sich den Fremden gegenüber ziemlich ablehnend verhielt. Jeder durfte nur das verkaufen, was er selbst erzeugte. Eine besondere Stellung nahmen die „Pfahlbürger" ein; das waren meist Gewerbetreibende, die außerhalb des Stadtbezirkes angesiedelt waren, aber doch im Wirtschaftsleben der Stadt ähnliche Rechte wie Bürger hatten. Den Groß- und Fernhandel trieben nur fremde Händler, die unter einem besonderen Gästerecht standen, das immer drückendere Bestimmungen und Einschränkungen des freien Handels aufnahm (z. B. das Stapelrecht, d. h. daß jede auch für die Durchfuhr bestimmte Ware erst eine gewisse Zeit [3 Tage] in der Stadt ausgeboten werden mußte, ehe sie weitergebracht werden durfte). Nur zu gewissen Zeiten, den „Jahrmärkten" und „Messen", genoß auch der fremde Kaufmann größere Freiheit. Auch die vielen lästigen Zölle, Brücken- und Wegegelder, dazu der unsichere, schlechte Zustand der Landstraßen und der damals vorwiegend benutzten Wasserstraßen hemmten die Entfaltung des Durchgangsverkehrs wie des Fernhandels und verteuerten die Waren sehr.

Dennoch entwickelte sich der Großhandel allmählich, namentlich seit man durch die Kreuzzüge noch mehr als schon früher die Schätze des Orients begehrte (Teppiche

und andere orientalische Webwaren, Waffen, Räucherwerk, Drogen, Edelsteine), und als auch die heimischen Gewerbe nicht mehr bloß für den örtlichen Bedarf, sondern darüber hinaus für die Ausfuhr arbeiteten (z. B. die Weberei und Tuchmacherei am Niederrhein, in Flandern und Friesland).

Das war aber wieder nur möglich durch eine steigende Verwendung des Geldes als Wertmesser und Tauschmittel (Geldwirtschaft), so daß der Besitz nicht mehr wie früher in der Naturalwirtschaft nur an Grund und Boden und seinen Erträgnissen gemessen wurde. Unter italienischem Einfluß zeigen sich sogar bald Anfänge des Kreditwesens: Banken, Darlehen, Wechsel, schriftliche Geldüberweisung usw. Mit dem Geld erst war ein fester Maßstab für die Vergleichung wirtschaftlicher Werte gegeben, d. h. das, was wir „Preis" nennen, nahm nun erst festere Gestalt an. Neben den Italienern spielten vor allem die Juden frühzeitig im Geldverkehr eine Rolle, besonders als Geldleiher, da sie an das kirchliche Zinsverbot nicht gebunden waren.

Die notwendige Voraussetzung zum Aufblühen der Stadtwirtschaft war aber der Aufschwung der Gewerbe, die schon vorher in der Zeit des „freien" städtischen oder „unfreien" gutsherrlich-ländlichen Handwerks manche Fortschritte, auch in der Technik, gemacht hatten. Jetzt trat nun aber eine immer weitergehende Berufsteilung ein, namentlich in der Metallbearbeitung.

Ein wesentlicher Anteil an diesem gewerblichen Aufschwung ist den Zünften zuzuschreiben, die vielleicht aus marktpolizeilichen Einrichtungen der Grundherren hervorgegangen sind. Durch sie gaben sich die Handwerker später selbst ihre Gesetze. Die Zünfte stellten eine weitgehende Arbeitsgemeinschaft dar, ohne aber zur Unterdrückung der individuellen Kräfte zu führen. Sie schlossen jeden vom Verkauf und Gewerbe aus, der „nicht zur Zunft gehörte" (Bönhasen, Pfuscher, Störer), ordneten die Arbeitszeit, Zahl der Gesellen (auch „Knechte" genannt) und Lehrlinge, kauften gemeinsam ein, verteilten die Arbeit unter sich (sicherten also jedem ein auskömmliches wirtschaftliches Dasein), überwachten die Ausführung und Güte der Arbeit, setzten die Preise fest und hielten gemeinsam in Buden, Bänken, Läden und Kaufhäusern feil. Daher wohnten sie auch in denselben Gassen (vgl. Straßennamen). Der Zusammenschluß in den Zünften ging so weit, daß sie auch eine Heeres- und Lebensgemeinschaft bildeten: zur Verteidigung der Stadt traten sie gemeinsam an (wobei ihnen bestimmte Teile der Stadtmauer zugewiesen wurden), ebenso in der Kirche, bei Festen, Umzügen, auch bei den besonderen Ereignissen des Familienlebens, und verbrachten auch ihre Erholungsstunden gemeinsam in den Zunftstuben (über Zunftaltertümer und -sitten s. S. 64). — Die Zünfte begegnen uns seit dem Ende des 11. Jahrhunderts, durchgedrungen sind sie aber nicht überall (z. B. nicht in Nürnberg).[1])

1) Die Verpflichtung der Mitglieder der Zünfte, sich streng nach den vorgeschriebenen Gesetzen zu richten, spiegelt sich deutlich in dem Worte Zunft selbst. Es ist eine Ableitung aus althochdeutschem zëman, unserem heutigen ziemen; es bedeutet also zunächst „Geziemendes, Gesetzliches", dann „Regel, Gesetz", und schließlich eine „nach bestimmten Gesetzen eingerichtete Genossenschaft". Wer nicht zur Zunft gehörte, konnte das Gewerbe nur heimlich betreiben, auf dem Dachboden, der Bühne (niederdeutsch bœne); dort wurde er aber von den Zunftmeistern wie ein Hase aufgejagt, weil er den anderen „ins Handwerk pfuschte": daher das Wort „Bönhase", das noch heute in Niederdeutschland für einen Pfuscher gebraucht wird.

Die aufkommende Geld- und Stadtwirtschaft bewirkte aber auch tiefgehende Wandlungen in den ländlichen Wirtschaftsverhältnissen. Durch die städtischen Handwerker wurden vielfach die gutsherrlichen überflüssig; es wurden mehr Kräfte für die landwirtschaftliche Arbeit frei, es konnte stark gerodet werden. Der Wert des Bodens stieg. Es rächte sich nun, daß die Grundherren, durch Kriegsdienst und höfische Pflichten in Anspruch genommen, schon vielfach nicht mehr selbst wirtschafteten, weshalb die Steigerung der Grundrente nicht ihnen zugute kam. Trotzdem gingen sie auf diesem Wege noch einen Schritt weiter. Um sich den neuen geldwirtschaftlichen Verhältnissen mehr anzupassen und mehr Einkünfte aus ihrem Besitz zu erlangen, gaben sie die eigene Bewirtschaftung fast ganz auf, indem sie die Meiereien (vgl. oben) ihren Vasallen und Rittern (daher „Rittergüter") in — oft erbliche — Pacht, das Herren- oder Salland dagegen an Bauern gaben und dabei die auf den hörigen Gütern lastenden Dienste in Geld- und Naturalzahlungen, also in Einkünfte von z. T. geldwirtschaftlicher Art, umwandelten. Dadurch beraubte sich aber der Grundherr wichtiger Rechte für später. Während in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten der Bodenwert und Ertrag weiter stieg und der Geldwert sank, bekam der Grundherr infolge der erblichen Pachtverhältnisse die einmal festgesetzten Zahlungen in alter Höhe weiter und verarmte in den folgenden Zeiten mehr und mehr. Aber auch dem Bauern war die allzu starke Teilung herrschaftlichen Landes nicht günstig, dazu kamen infolge der Bevölkerungszunahme Erbteilungen bäuerlichen Besitzes: so ergab sich eine immer größere Verschiedenheit des Besitzes zwischen Großbauern, Hufenbauern und denen, die nur Haus und Garten hatten (Gärtner). Aber meist lebten die Bauern bei der andauernden Steigerung des Bodenwertes bis ins 13. Jahrhundert in Wohlstand (ein gutes Kulturbild des wohlhäbigen, dann über sich selbst hinausstrebenden Bauern gibt der „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gärtner).

Während dieser Umwandlungen im westlichen Deutschland bildeten sich östlich der Elbe durch die sogenannte ostdeutsche Kolonisation ganz neuartige wirtschaftliche Verhältnisse heraus. Da zunächst die Landesfürsten, die Ritter oder Klöster von dem slawischen Neuland Besitz ergriffen hatten, gab es für allen Boden im Osten einen Grundherrn. Dieser schickte einen gewandten Werber („locator") in das mutterländische Deutschland, der die nötige Zahl Ansiedler zusammenbrachte und in das Kolonialland führte. Der locator erhielt dann ein größeres Stück Land zugewiesen mit der Erbgerichtsbarkeit, dem Schulzenamt und der Schankgerechtigkeit, daher die zahlreichen Gasthöfe „Zum Erbgericht" oder slawisch „Kretscham" (noch

heute in der Lausitz weit verbreitet, entsprechend die häufigen Familiennamen Schulze, Kretzschmar). Die deutschen Ansiedler wurden in persönlich ganz freien Pachtverhältnissen auf grundherrlichem Boden angesiedelt mit Zinsleistung nur für den Grund und Boden. Die Einheimischen dagegen arbeiteten als Tagelöhner (Instleute, Inste von insete = Insasse) auf dem Fronhof und erhielten kleine Landstücke zur Bebauung, waren aber an die Scholle gebunden. So bildeten sich größere, abgerundetere Besitztümer im Osten, auch eine besondere Siedelungsform: das Reihendorf (vgl. Kapitel „Dorf" S. 52). freiere Verhältnisse, günstigere Daseinsbedingungen. Fortan zeigt nun Deutschland in wirtschaftlicher Hinsicht ein doppeltes Gesicht: ein west- und ein davon verschiedenes ostelbisches.

Zu dieser Zeit der allgemeinen, starken, deutschen Ausdehnungskraft, wie sie sich in der ostdeutschen Kolonisation offenbarte, zeigt sich nun auch der größte Aufschwung des deutschen Handels.

Durch die während der Kreuzzüge ausgestalteten Handelsbeziehungen zum Orient waren zunächst die italienischen Städte zu hoher Blüte gekommen, allen voran Venedig, das die hohe Schule des oberdeutschen Kaufmanns wurde. Aber die Alpenpässe kamen nun diese Waren herüber nach Deutschland und begründeten die Blüte des oberdeutschen Handelsgebietes, namentlich der Städte an der Donau und deren Nebenflüssen: Augsburg, Ulm. Nürnberg wurde der Ausstrahlungspunkt eines weiteren Handels nach dem Main und nach Thüringen, während Leipzig am Kreuzungspunkt west-östlicher und nord-südlicher Handelswege emporkam. Die Rheinstädte wiederum gaben diese Waren weiter bis nach England. Köln war in damaliger Zeit Seehafen, da die Seeschiffe von England her bis nach Köln heraufuhren.

Andererseits hatte sich, hauptsächlich infolge der ostdeutschen Kolonisation, um das Becken der Ost- und Nordsee ein neues niederdeutsches Handelsgebiet gebildet, das seine Fühler überall hin in die noch unentwickelten Länder des Ostens und Nordens ausstreckte und dort Handelsniederlassungen gründete. Aus dem Zusammenschluß dieser Seestädte und ihrer auswärtigen „Kontore" ist die „Hanse" (Schar) hervorgegangen, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters unumschränkt den Handel auf der Nord- und Ostsee in der Hand hielt. Der Stahlhof in London (wo aus „Osterlingen" [d. h. Ostleuten, so wurden die Hanseaten dort genannt] das Wort „Sterling" entstanden ist), die „deutsche Brücke" in Bergen, das deutsche Kontor zu Nowgorad waren ihre äußersten Eckpfeiler, ihr Gebiet umfaßte fast alle Seestädte von Brügge bis Reval und erstreckte sich auch weit landeinwärts bis in eine Linie etwa von Köln über Göttingen, Magdeburg, Halle, Breslau, Thorn, Krakau. Gegenstände ihres glänzenden Handels waren vor allem die ergiebigen Heringsfänge, ferner Pelze, Häute, Getreide, Holz, Bausteine, Weine, Bier, Salz, Pech und Teer. Die Hanse verfolgte im Gegensatz zu den oberdeutschen Städtebündnissen keine politischen Ziele; so gehörten ihr auch viele fürstliche Städte an. Für den Schutz der Straßen und des Seeverkehrs trat sie ein und unterhielt zu diesem Zwecke auch eine Kriegsflotte (aber bezeichnend „Fredekoggen" [= Friedensschiffe] genannt). Im übrigen war aber die Organisation ziemlich locker, schon infolge der weiten Entfernung zwischen den einzelnen Gliedern. Mit dem oberdeutschen Handelsgebiet waren nur wenige Berührungen (höchstens durch Rhein und Elbe) vorhanden. Aber jedes dieser beiden Gebiete entwickelte sich zu hoher Blüte, die noch zu uns Heutigen eine eindringliche Sprache redet in den herrlichen Patrizierhäusern, den großen Kaufhallen, den prächtigen Rathäusern, Toren und Kirchen.

Auch die großen Entdeckungen und die weltgeschichtlichen Wandlungen um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert störten zunächst diese Blüte nicht. Im Gegenteil: wie im geistigen Leben, so wurde auch im wirtschaftlichen die Einzelpersönlichkeit freier gestellt; das Buchwesen, die Anwendung der arabischen Ziffern, die genauere Zeiteinteilung stärkte die wirtschaftlichen Fähigkeiten: der städtische Erwerbssinn richtete sich nicht mehr bloß auf die Beschaffung des notwendigsten Bedarfs (Bedarfswirtschaft), sondern strebte darüber hinaus mehr und mehr nach Gewinn (Profitwirtschaft). Die steigende einheimische Silbergewinnung zusammen mit der Silbereinfuhr aus Amerika und sogar die Reformation, die dem Abfluß von so vielem Ablaßgeld nach Italien einen Damm setzte: all dies bewirkte eine Ansammlung von großen Kapitalien, die nun ihrerseits wieder bereits im heutigen Unternehmersinn so angelegt wurden, daß man damit möglichst hohe Erträge erzielte. Wir haben hier die Anfänge des modernen Kapitalismus vor uns, in dessen Bann sich nun die gesamte weltwirtschaftliche Entwicklung der nächsten Jahrhunderte vollzieht.

Allerdings waren es bei uns nur einzelne große Handelshäuser Oberdeutschlands, die diese Bahnen gingen, z. B. die Fugger und Welser in Augsburg, die Tucher in Nürnberg u. a. Ihre Geschichte lehrt uns gleichzeitig, daß mit den großen Entdeckungen keineswegs ein Verfall des deutschen Handels einsetzte. Wohl trat nun, nachdem der Orient-Landverkehr in die Hände der Türken gefallen und Ostindien auf dem Seewege erreicht war, Venedig immer mehr als Mittelpunkt des Levantehandels zurück, aber die deutschen Kaufleute paßten sich rasch den neuen Verhältnissen an und errichteten in Lissabon und Sevilla ihre Kontore, holten von dort die wertvollen überseeischen Waren und brachten deutsche Handwerkserzeugnisse hin. Und als dann Antwerpen der große internationale Handelsplatz wurde, wo Abendland und Morgenland und Neue Welt ihre Erzeugnisse austauschten, da waren auch hier die oberdeutschen Handelsherren in hervorragender Weise beteiligt, brachten z. B. den gesamten Handel mit Pfeffer, mit englischen Tuchen in ihre Hände und wickelten dort ihre großen Geldgeschäfte mit den Fürsten ab. So kam es, daß gerade in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts diese Handelshäuser ihre höchste Blüte erreichten (das Kapital der Fugger soll 1546 5 Millionen Gulden, d. h. nach heutigem (Friedens-)Wert 150 Millionen Mark betragen haben) und daß sie sogar den kühnen Gedanken ausführten, selbst in den Kolonien Fuß zu fassen (die Welser in Venezuela, s. S. 111).

In den breiten Massen des Handwerks im 15. und 16. Jahrhundert (bis zur ersten Hälfte) zeigte sich ebenfalls ein reger Drang nach vorwärts. Durch die Zünfte, die sich in dieser Zeit erst zur vollen Blüte entfalteten, in ihrer gewerblichen Tätigkeit fest gesichert, konnten die Handwerker damals jene vielbewunderte Höhe ihrer Erzeugnisse erreichen. Die gute technische

Überlieferung wurde bei zunehmender Berufsteilung durch einen nimmer müden mechanisch-technischen Erfindungsgeist weiter ausgebaut.

Die zahlreichen mathematisch-physikalischen Erfindungen (man denke an die bahnbrechenden Forscher auf diesen Gebieten gerade in Deutschland: Kopernikus, Michael Stifel, Tycho Brahe, Kepler) wirkten befruchtend auf das gewerbliche Leben ein; aus den geschickten Händen der Handwerker gingen kunstvolle Schlösser und Uhren, hochwertige Erzeugnisse der Gold- und Silberschmiedekunst, feine Meßwerkzeuge und Wagen hervor. Vor allem Nürnberg, „das Auge und Ohr Deutschlands", ward als regste Stadt berühmt (z. B. durch die „Nürnberger Eier" = die ersten Taschenuhren). Hier wurden 1550 auch die ersten Blasebälge aus Holz und Kupfer gebaut und dadurch wieder der Betrieb der Schmelzöfen, der Orgelbau u. a. gefördert. Dabei war in allem die Massenherstellung fast unbekannt, jedes einzelne Erzeugnis wurde persönlich-liebevoll ausgestaltet, und der Ruf des deutschen Kunsthandwerks ging durch die ganze Welt.

Aber bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ist ein Stillstand und schließlich sogar Rückgang zu bemerken: die abgelegene Lage Deutschlands vom neuen Weltverkehr wird fühlbar; die zunehmende Silbereinfuhr aus Amerika entwertet den einheimischen Silberbergbau und das Geld. Die Zerstörung Antwerpens (1585) brachte den oberdeutschen Kaufherren gewaltige Verluste; schließlich wurden sie in die sich wiederholenden Staatsbankerotte Spaniens hineingezogen und büßten Unsummen von Kapital ein. Auf der anderen Seite bildeten die Kolonialvölker Spanien und Portugal ihren Überseehandel immer monopolartiger aus und verdrängten die schwachen Anfänge deutscher Betätigung wieder, vor allem, da keine kräftige, geschlossene Reichsgewalt hinter den Bestrebungen des deutschen Kaufmanns stand. Das war auch der Grund für den raschen Niedergang der Hanse seit der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Während die Hanse auf sich allein angewiesen war, erstarkten rings um das Nord- und Ostseebecken nationale Staaten, die nun die alten hanseatischen Kontore und Privilegien zu beseitigen suchten (1494 das deutsche Kontor in Nowgorod, 1597 der Stahlhof in London geschlossen). Besonders schlimm wurde es, als der neue Staat der befreiten Vereinigten Niederlande das Erbe Portugals antrat. Die Holländer bildeten ihre Monopolstellung noch schroffer aus, verdrängten schließlich die Hanseaten sogar aus dem Nord- und Ostseehandel und brachten auch den Rheinhandel ganz in ihre Gewalt.

So setzt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits der allgemeine Niedergang ein, auch mit verschuldet durch engherziges Festhalten der Kaufmannschaft an alten Formen und Rechten.

Auch auf die Gewerbe wirkten diese Verhältnisse zurück: das Kapital, der fortschrittliche Geist begann auch hier zu fehlen, so suchte man durch engherziges Ausbeuten der errungenen Vorrechte seine Geltung zu halten: die Stadtwirtschaft schloß sich immer mehr in sich ab und bedrückte selbstsüchtig die Umgebung in wirschaftlicher Hinsicht. Die Zünfte verschlossen sich gegen

Verbesserungsvorschläge (z. B. gegen neue Werkzeuge und Verfahren) und erschwerten die Aufnahme wie das Meisterwerden. Andererseits drangen auch damals schon (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) fremde, wegen des Glaubens vertriebene Gewerbfleißige, vor allem im Textilgewerbe, in die deutschen Städte ein: z. B. Calvinisten aus Frankreich und den Niederlanden.

Ebenso vollzogen sich auf dem Lande im 15. und 16. Jahrhundert schwerwiegende Wandlungen. Im mutterländischen Deutschland geriet der Grundadel infolge der oben geschilderten Verhältnisse in immer schwierigere Lage: er hatte seine Grundherrschaft in eine bloße Einnahmequelle feststehender, nicht steigender Renten verwandelt. Nun mußte er die immer teurer werdenden Arbeitskräfte bezahlen, hatte keinen Vorteil von dem steigenden Bodenertrag, geriet in zunehmende Abhängigkeit von der städtischen Geldwirtschaft und damit in Verschuldung. Er versuchte daher, die noch vorhandenen Lasten der Bauern wieder zu steigern, alte Abhängigkeitsverhältnisse wiederaufleben zu lassen und die bäuerlichen Nutzungsrechte an der Allmende, namentlich am Wald und Fischfang, einzuschränken. So wurde der Druck auf die Bauern wieder stärker, zumal sie die verschiedenartigsten Abgaben zahlen mußten: an Gerichts- und Grundherren, Landesfürsten und Kirche. Alles dies brachte auch die Bauern zum Borgen, zur Verschuldung, zu örtlichen Aufständen und schließlich zum großen Bauernkrieg von 1524/25. Aber ihre Forderungen wurden nicht erfüllt, und nur die gewaltige Preissteigerung der ländlichen Erzeugnisse im Laufe des 16. Jahrhunderts besserte ihre Lage etwas.

Im ostelbischen Gebiet verschlechterte sich die Lage der Bauern ebenfalls. Hier wollte der ritterliche Grundadel seinen Landwirtschaftsbetrieb auch großzügiger und kapitalistisch gestalten. So wurden die von den slawischen Insten geforderten Dienste allmählich auch von den deutschen Kolonisten verlangt, und als nun gar schwache Landesherren den Gutsherren allerlei Hoheitsrechte (Gerichtsbarkeit u. a.) überließen, hatten diese dadurch eine Handhabe, die deutschen Kolonisten zu privaten Gutsuntertanen zu machen, ja sie den slawischen Ansiedlern als Leibeigene oft völlig gleichzustellen. Zu dieser Gleichsetzung trug auch nicht unwesentlich die allmähliche Einführung der aus ganz anderen Verhältnissen erwachsenen römischen Rechtsbegriffe bei. Um seinen Gutsbezirk zu vergrößern, griff seit dem 16. Jahrhundert der Gutsherr außerdem zu dem Mittel des „Bauernlegens", d. h. zur zwangsweisen Einziehung (Niederlegen) von Bauerngütern.

Die Linien dieses trüben Bildes sind dann durch den Dreißigjährigen Krieg nur noch schärfer gezogen worden. Am schwersten war das platte Land betroffen, manche Dörfer verödeten gänzlich, und der gesamte

Grundbesitz war stark verschuldet. Besonders drückend wurde dies für die abhängigen Bauern im Osten, für die sich die Leibeigenschaft (oder Erbuntertänigkeit) voll ausbildete. Da die Gläubiger des verschuldeten Grundbesitzes meist in den Städten saßen, so fehlte es auch dort an Kapital. Die Folge war: das ehemals blühende Kunsthandwerk erstarb fast völlig, man hatte sogar oft die früher hochentwickelte Technik verlernt, um so starrer hielt man aber an den äußerlichen Zunftvorrechten fest, die jetzt überall nicht mehr fördernd, sondern hemmend wirkten. So wurden die großen Fortschritte der Naturwissenschaften der damaligen Zeit nicht für die gewerbliche Technik genutzt, oder ihre Ausnutzung gar verhindert (z. B. 1707 das erste Dampfboot auf der Fulda durch die brotneidischen Schiffer zerstört). Dazu fehlten Arbeiter, es mußten hohe Löhne gezahlt werden, obwohl die Preise für die Waren fielen.

Zu unseren Ungunsten wurde die Entwicklung noch gefördert durch die neue, zuerst in Frankreich ausgebildete und durchgeführte volkswirtschaftliche Lehre des Merkantilismus.

Von dem Gedanken ausgehend, daß der Reichtum eines Landes in seinem Barvermögen beruhe, war man bestrebt, möglichst wenig vom Ausland zu beziehen, desto mehr aber ans Ausland zu verkaufen. So suchte man einerseits durch Verarbeitung aller im Lande vorhandenen Rohstoffe die heimischen „Manufakturen" zu fördern und sich unabhängig von fremden Erzeugnissen zu machen (geschlossene Volkswirtschaft), andererseits aber auch möglichst viel auszuführen nach wirtschaftlich zurückgebliebenen Ländern und nach Kolonien (daher die kolonialen Bestrebungen des Großen Kurfürsten, s. S. 111). Im ganzen war Deutschland infolge seiner politischen Ohnmacht und Zersplitterung mehr Objekt fremder merkantilistischer Pläne, es wurde überschwemmt von ausländischen Waren.

So war fast der gesamte Handel, soweit er über örtlichen Kleinverkauf hinausging, in den Händen fremder Kaufleute, auch an unseren Küsten: waren doch die Mündungen unserer Flüsse politisch „Gefangene fremder Mächte". Nur Hamburg und Bremen erlebten in ihrer Vermittlerrolle für die Einfuhr englischer, französischer und holländischer Waren einen gewissen Aufschwung. Eine erfolgreiche merkantilistische Politik konnte bei uns nur in den größeren Territorien betrieben werden (Preußen, Sachsen, Österreich). Die Landeshauptstädte wurden dabei besonders begünstigt. Man nahm daher auch gewerbfleißige Flüchtlinge fremder Länder gern auf, wenn sie neue Industrien mitbrachten: schon früher die französisch-niederländischen Kolonisten, später die Pfälzer und Salzburger. So entstanden Tuchmanufakturen, Porzellan- und Seidenfabriken, von denen hohe Erträge erhofft wurden. Aus demselben Grunde verbesserte man die Verkehrseinrichtungen: Straßen, Kanäle, wie auch das Postwesen, wodurch der Binnenhandel gefördert wurde.

Auch traten die Fürsten oft engherzigen selbstsüchtigen Bestrebungen einzelner Städte oder der Zünfte im Interesse des Staatsganzen entgegen. Für die Landwirtschaft sorgte der Merkantilismus im allgemeinen schlecht, indem er deren Preise drückte, um billiges Brot für die Industrie zu bekommen. Nur Preußen schützte auch den kleinen Bauernstand (z. B. durch Verbote gegen das „Bauernlegen", s. oben S. 81), weil der König ihn als Ersatzquelle für sein Heer brauchte.

Die merkantilistische Politik wurde bereits vor der Französischen Revolution erschüttert durch neue wirtschaftliche Lehren, die den Wert des Bodens und der menschlichen Arbeit in den Mittelpunkt stellten und schließlich zur Verkündung des Freihandels in England führten, also der Ein- und Ausfuhr keine Schranken mehr setzten. Die Kontinentalsperre, mit der Napoleon England treffen wollte, konnte diese Entwicklung nur vorübergehend aufhalten. Die neuen Ideen der Französischen Revolution von der Befreiung des Menschen aus alten sozialen und wirtschaftlichen Bindungen kamen auch nach Deutschland. Als der westliche Teil in französische Abhängigkeit geriet, wurden dort alle noch bestehenden „Feudal"lasten aufgehoben und die Bauern zu freien Eigentümern ihrer Güter gemacht. In Ostdeutschland, das unabhängig blieb, vollzog sich die Entwicklung langsamer.

In Preußen waren zunächst nur auf den königlichen Gütern die leibeigenen Bauern befreit worden. Stein setzte nun in den Erlassen von 1807 und 1808 dasselbe auch für die Bauern der Rittergüter durch. Diese Befreiung war aber noch nicht restlos: nur die Erbuntertänigkeit wurde allgemein aufgehobeu. Dagegen erlangten damals nur die größeren („spannfähigen") Bauern ihre wirtschaftliche Selbständigkeit; auch blieben die Fronden und Abgaben zunächst noch bestehen, erst nach den Erlassen von 1816 und 1821 konnten auch diese abgelöst werden. 1850 ist schließlich die volle Befreiung für alle ausgesprochen worden.

Gleichzeitig waren auch, zunächst von den Franzosen in Westdeutschland, dann auch in Preußen unter Stein, die Zünfte aufgehoben, der Grunderwerb und der Gewerbebetrieb frei (Gewerbefreiheit) geworden.

Damit war die Bahn geöffnet für den gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung des 19. Jahrhunderts. Wesentlich für ihn wurde, daß nach und nach zunächst wenigstens die wirtschaftliche Einheit erreicht wurde: 1819 wurden in Preußen die Binnenzölle aufgehoben, 1833 kam endlich der Deutsche Zollverein zustande, dem sich seit 1836 fast alle Staaten anschlossen; Österreich dagegen blieb außerhalb.

So wurde ein einheitliches Zollgebiet von mehr als 400000 qkm mit 25 Mill. Einwohnern geschaffen. Die Opfer, die jeder deutsche Staat für den Zollverein hatte bringen müssen, lohnten sich bald durch einen erstaunlichen Aufschwung des Handels. Hamburg und Bremen kamen durch den Elb-Getreidehandel, dann überhaupt durch die steigende Ein- und Ausfuhr zu neuer Blüte, vor allem als dann 1866 und 1871 die letzten Schritte zur nationalen Einheit getan waren (wieder unter Ausschluß

Österreichs) und nun auch Einheit in Münze und Recht (zuerst bezeichnenderweise im Handels- und Wechselrecht) einzogen.

Dieser enge Zusammenschluß war mitbedingt durch die Fortschritte der Verkehrsentwicklung. In den 20er und 30er Jahren wurde das Landstraßennetz bedeutend verbessert und ausgebaut, gleichzeitig das Postwesen gehoben. Dann trat die Dampfkraft (in stärkerem Maße erst seit den 60er Jahren) und in unserer Zeit die Elektrizität in den Dienst des Verkehrs, auch der Schiffahrt, und die Verfeinerung der Nachrichtenübermittlung (Telegraph, Telephon, Kabel, drahtlose Telegraphie) ermöglichte schnelle Überwindung auch der größten Räume und äußerste Ausnutzung der Zeit.

Die Grundlage für alle diese Wandlungen bildeten höchst wichtige technische Erfindungen. Man hatte schon lange Wasser- und Pferdekraft für die menschliche Arbeit benutzt, kannte auch schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts die Verwertung der Dampfkraft, aber erst das 19. Jahrhundert vervollkommnete die Dampfmaschine und machte sie für die verschiedensten Gebiete dienstbar. Ebenso war es mit der schon lange ihrem Wesen nach bekannten Elektrizität; besonders seit 1880 hat die Elektrotechnik gewaltige Fortschritte gemacht, die unlöslich mit den Namen der Deutschen Siemens und Schuckert verknüpft sind. Auch sonst herrschte gerade bei uns reges Leben in der Erfindung verschiedenartigster Motore (z. B. Gas- und Heißluftmotore; es sei an die Namen Daimler und Diesel erinnert). Dazu traten eine Unmenge anderer technischer Erfindungen, die alle eine ungeheure Umgestaltung des neueren Wirtschaftslebens wie auch der Lebensführung des einzelnen verursacht haben (Zunahme des Reisens, Bequemlichkeit des Wohnens, Verbilligung der Bildungsmittel, die Zeitungspresse als „Großmacht“ — dank der Schnellpresse Königs).

Dies alles war nur dadurch möglich, daß man bewußt und wissenschaftlich der Natur zu Leibe ging, daß die Wissenschaft unserer Hochschulen ihre Ergebnisse auch für die Industrie nutzbar machte; so ist ihnen vor allem der große Aufschwung in der chemischen Industrie und der Herstellung von Heilmitteln in den letzten Jahrzehnten zu danken. Bahnbrechende Wissenschaftler auf diesen verschiedenen Gebieten waren u. a. Thaer, Liebig, Koch, Behring, Ehrlich.

Zugleich aber führten die technischen Erfindungen des 19. Jahrhunderts eine gewaltige Ausdehnung des Großbetriebs herbei, andererseits hat der Großbetrieb selbst wieder im Streben nach immer weitergehender Ersparnis von Kräften die Anregung zu neuen Verbesserungen und Erfindungen gegeben. Es ist erklärlich, daß diese weit ausschauenden Unternehmungen nur von kapitalkräftigen Leuten in die Hand genommen werden konnten, die dann

die gewaltigen Gewinne aus den gelungenen Unternehmungen wieder werbend, d. h. zur Erweiterung der alten oder zur Anlage neuer Unternehmen, verwandten. So erstarkte der Kapitalismus, der nun in der ganzen Welt Rohstoff- und Absatzgebiete sich zu sichern suchte und mit großzügigen Mitteln für den Vertrieb der Waren sorgte (Reklame, Presse), und in höchstem Maße die politischen Beziehungen der Völker untereinander beeinflußte.

Auf diese Weise wurden vor allem die Gewerbe, die schon früher Großbetrieb waren (besonders Berg- und Hüttenwerke), neuzeitlich umgestaltet. Ferner sind viele früher handwerksmäßig betriebene Gewerbe in die Fabriken gewandert, besonders die Leinen- und Tuchherstellung, die Schuh- und Hutmacherei. Es entstanden aber auch ganz neue Industrien, die nur im Großbetrieb möglich sind. Dabei wurden Rohstoffe ausgenutzt, die vorher kaum bekannt, oder Abfälle, die nicht beachtet waren. Man denke an die wichtige Kalierzeugung, die Gewinnung des Stickstoffs aus der Luft, die Verwertung der Teerprodukte in der großartigen Farbenindustrie. Dadurch blühten die Gegenden als Industriegebiete auf, in denen solche Rohstoffe gefunden wurden, besonders die rheinisch-westfälischen, oberschlesischen und sächsischen Kohlen- bzw. Eisengebiete. Große Erfinder- und Unternehmernaturen sind die gewaltigen Wegbereiter dieser Entwicklung gewesen und haben durch ihr Wirken Tausenden Arbeitsmöglichkeit und Verdienst gegeben: Hartmann in Chemnitz, Borsig in Berlin, Zeiß und Abbé mit ihren weltberühmten optischen Erzeugnissen in Jena, Krupp in Essen, dem die Herstellung des vorher nur von England erhältlichen Gußstahls gelang und der sich mit seinen immer mehr ausgedehnten Werken Weltruf eroberte.

So haben die Maschinen-, die elektrotechnische, die chemische, die physikalisch-optische Industrie einen gewaltigen Aufschwung genommen und stellten neben Kohle und Kali wichtigste Teile unserer Ausfuhr dar.

Durch die mit dem Großbetrieb verbundene Massenerzeugung wurde Deutschland gezwungen, Anschluß am Weltmarkte und Absatzgebiete in eigenen Kolonien zu suchen, wenn es weiter der stark angewachsenen Bevölkerung (1816: 24,8; 1910: 64,9 Millionen) Verdienst und Unterhalt gewähren wollte. Auch dies ist im Laufe des 19. Jahrhunderts (80er Jahre) wie eine Naturnotwendigkeit geschehen (s. S. 111). Deutschland ist zum Industriestaat geworden. Während es früher als Agrarstaat die meisten Industriewaren vom Ausland (namentlich von England) eingeführt hatte, stellte es diese jetzt selbst her und versorgte nun seinerseits das Ausland damit, sogar England, das zuletzt zu unseren besten Abnehmern gehörte. Durch das Streben, gute Wertarbeit zu vertreiben, erreichte die Industrie, daß deutsche Waren auf allen Märkten der Welt geschätzt und abgesetzt wurden.

Auch den Verkehr mit überseeischen Ländern, den England lange Zeit fast monopolartig innegehabt hatte, übernahmen wir nun großenteils selbst, indem auch unser Handel zum Welthandel emporstieg durch das Anwachsen unserer Handelsflotte, vor allem unserer großen Schiffahrtsgesellschaften in Hamburg und Bremen („Hapag“ gegründet 1847, Norddeutscher Lloyd 1857).

Diese führten sogar einen wesentlichen Teil des internationalen Überseeverkehrs aus, ihre großen deutschen Personendampfer („Vaterland" u. a.) wurden wegen ihrer bequemen, vornehmen Einrichtung, Sicherheit und Schnelligkeit auch von Ausländern bevorzugt. Die Schiffe selbst ließ man nicht mehr wie früher auf englischen, sondern auf deutschen Werften bauen (Blohm & Voß, Vulkan, Germania).

Auf diese Weise war Deutschland in die Weltwirtschaft hineingewachsen; und die Höhe seiner Ein- und Ausfuhr (20 Milliarden) hatte sich schon sehr der Englands genähert. Damit wurde es aber auch von allen den wechselnden Einflüssen abhängig, die den Weltmarkt beherrschen. Je nach der politischen Weltlage, dem Schwanken von Angebot und Nachfrage oder auch durch ungesunde Zuvielerzeugung und Börsenspiel trat auch in unserer Industrie ein Aufschwung oder ein Abflauen ein, was oft seine verhängnisvollen Wirkungen in alle Wirtschaftszweige ausstrahlte (vgl. den „großen Krach" von 1873 während der „Gründerzeit").

Durch die Entwicklung des Großbetriebes und des Kapitalismus wurde auch der Geldverkehr viel beweglicher und flüssiger.

Seine Formen — der Wechsel-, Scheck-, Postscheck-, Giroverkehr —, die früher wohl schon vorhanden, aber nur für Kaufleute von Bedeutung waren, wurden auch für das größere Publikum wichtig. Vor allem wurde aber das Bank- und Börsenwesen straff organisiert und zentralisiert. Die Banken in ihren verschiedenen Formen erfüllten in großzügiger Weise die Aufgabe, das Kapital zu sammeln und es neuen wirtschaftlichen Aufgaben zuzuführen. Die Börsen vermittelten als Effektenbörsen den Austausch der Wertpapiere (Devisen) und Anleihen zwischen den Völkern und einzelnen Interessenten, und die Produktenbörsen ersetzten die früheren Märkte und Messen, indem bei ihnen die großen Überseegüter (namentlich Getreide, Kaffee und andere Kolonialwaren) ohne Vorzeigen der Güter selbst verhandelt wurden. Nur Leipzig behielt seinen Weltruf durch seine Messen, die sich inzwischen aber auch zu Mustermessen für den Groß-Einkauf umgestaltet haben.

Man kann in der neuesten Zeit schon von einer Kreditwirtschaft sprechen, als einer über die Geldwirtschaft alter Art hinausgewachsenen neuen Wirtschaftsstufe, wenn auch das Geldmetall (Gold) noch immer als Grundlage der Währung und der Valuta (s. u.) gilt. Aber es kommt nun nicht mehr darauf an, daß möglichst viel bares Geld umläuft (wie zur Zeit des Merkantilismus), sondern möglichst wenig, weil der Metallgeldbestand als Deckung für den Umlauf der Banknoten gebraucht wird. Daher die Zunahme des bargeldlosen Verkehrs. Wie im privaten Geschäftsverkehr, so ist auch im Handelsverkehr der Völker untereinander der Kredit und die Kreditfähigkeit, d. h. das Vertrauen in die wirtschaftliche Kraft des anderen, das Ausschlaggebende, das auch die Valuta eines Landes mitbestimmt (d. h. den Kurswert seines Geldes auf dem Weltmarkt). Die Kapitalkraft Deutschlands bewies sich deutlich in der weitverbreiteten Anlage deutschen Kapitals im Ausland (etwa 30 Milliarden), die ein Gegengewicht gegen das Überwiegen der Einfuhr (passive Handelsbilanz) war, und in unseren Kriegsanleihen.

Es ist erklärlich, daß die alten gewerblichen Formen von diesen Umwälzungen besonders schwer betroffen wurden, vor allem das Handwerk, spricht man doch oft in dieser Zeit geradezu von einem Kampf zwischen Handwerk und Großbetrieb. Richtig ist, daß der Handbetrieb in vielen Gewerbszweigen der Maschine weichen mußte, weil sie billiger und gleichmäßiger arbeitete. Auch wurden manche Handwerke tatsächlich zum Aussterben verdammt oder auf das bloße Fertigmachen von Halbfabrikaten beschränkt oder in die Fabriken eingepaßt (z. B. in der Schuhfabrikation). Aber in anderen Zweigen wieder gelang es den Handwerkern, ihre Stellung zu behaupten, ja zu erweitern, namentlich wenn sie es verstanden, auch in ihrem Betrieb Kleinmaschinen zu verwenden und sich wieder zu Genossenschaften für gemeinsamen und daher vorteilhafteren Einkauf der Rohstoffe und den Vertrieb der Erzeugnisse zusammenzuschließen. Auch wo es auf liebevolle Durchbildung des Einzelerzeugnisses, auf Arbeit für persönlichen Geschmack u. dgl. ankam, da konnte sich ein geschicktes Handwerk sehr wohl halten.

Diese Richtung zum Kunsthandwerk hin, die sich in den letzten Jahren deutlich verstärkte, im Zusammenhang mit dem schon erwähnten Bestreben auch der Industrie, durch Wertarbeit, Echtheit und Gediegenheit des Materials, schlichte, echte Schönheit der Form (Ausdrucksschönheit) sich auf dem Weltmarkt durchzusetzen, beförderten vor allem große Organisationen, wie der Dürerbund und der Werkbund, der noch 1914 den hohen Stand der deutschen Arbeit auf einer Ausstellung (Köln) — die auch während des Krieges im neutralen Ausland gezeigt wurde — beweisen konnte.

Da die Heimarbeit immer auf dem Grundsatz beruhte, daß ein Unternehmer die Aufträge an die einzelnen Heimarbeiter verteilte und dann den Vertrieb der fertigen Erzeugnisse im großen übernahm, wobei natürlich der Hauptgewinn ihm zufloß, so ging diese in der neuen kapitalistischen Wirtschaft nur da zurück, wo die Maschine vordrang (so z. B. in der Textilindustrie); in anderen Gewerben erhielt sie sich und verbreitete sich auch noch weiter (namentlich in der Tabakindustrie). Trotz der vielen Schäden, die mit ihr verknüpft sind, ist sie für große Gebiete eine Daseinsbedingung, vor allem in den Gebirgsgegenden, die sich von Landwirtschaft allein nicht ernähren könnten und daher, wo es angeht, beides betreiben. Auch als Nebenverdienst vieler ärmerer Kreise, namentlich verheirateter Frauen der Großstädte, hat sie mancher wirtschaftlichen Not abgeholfen.

Schließlich blieb auch die Landwirtschaft nicht unbeeinflußt von der neuen Zeit. Infolge von Thaers Wirken setzte ein mehr durchgebildeter Betrieb ein, der Boden wurde sorgfältiger bearbeitet, die Ergebnisse der neueren Chemie genutzt (Liebig), Maschinen in steigendem Maße eingeführt, auch von den kleineren Bauern gemeinschaftlich verwendet (Dampfdreschmaschine), durch Aufteilung des noch vorhandenen Gemeindebesitzes („Gemeinheiten",

Allmende s. S. 41) Boden gewonnen und durch Zusammenlegung der noch immer aus alter Zeit her zerstreut liegenden Flurstücke des einzelnen Bauern (Gemenglage s. S. 41) Arbeit erspart. Die Folge war eine gewaltige Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge, so daß die Landwirtschaft bereits vor dem Kriege in der Lage gewesen wäre, nahezu allein die Bevölkerung des Industriestaates Deutschland zu ernähren, wie sie sich auch in der Kriegswirtschaft bewährt hat. In der seit der Kontinentalsperre emporgeblühten und immer weiter ausgedehnten Zuckerrübenerzeugung stellte sie sogar einen wesentlichen Anteil an unserer Ausfuhr. Allerdings hatte auch der Staat schützend eingegriffen, indem er sie wie auch die Industrie gegenüber dem billigen überseeischen Angebote durch Schutzzölle lebensfähig erhielt.

Die großen Unternehmungen der neuzeitlichen kapitalistischen Wirtschaft wuchsen oft zu einem solch gewaltigen Umfang an, daß ein einzelner allein sie nicht finanziell stützen und die große Gefahr der Unsicherheit übernehmen konnte: daher nahmen die Aktiengesellschaften zu. Außerdem schlossen sich auf vielen Gebieten die Unternehmer zu Kartellen, Ringen, Trusten, Syndikaten zusammen, um gemeinsam die Preise, den Absatz usw. zu regeln. Dabei setzte allerdings meist ein rücksichtsloser Interessenkampf ein, indem das Großkapital z. B. die gesamten Rohstoffe eines Industriezweiges in seine Hand brachte, dadurch alle kleineren, dem Kartell nicht angeschlossenen Betriebe erstickte und dann oft zum Schaden der Verbraucher rücksichtslos den Preis der Ware festsetzte. Es zeigte sich hierbei außerdem, wie der erst heißersehnte, vielgepriesene „freie Wettbewerb" aller wirtschaftlichen Kräfte (nach englischem Vorbild „Manchestertum" genannt) freiwillig durch genossenschaftliche Formen wieder eingeschränkt wurde — allerdings noch immer wesentlich zum Vorteil des privaten Großkapitals. Diese neuen genossenschaftlichen Formen haben denn auch in anderen Kreisen und anderen Zwecken dienend weite Verbreitung gefunden: als Einkaufs- und Vertriebsgenossenschaften des Handwerks (s. oben), der Bauern, als Darlehnskassen, Konsumvereine usw.

Auf Grund dieser Erscheinungen glaubte nun der Sozialismus mit der November-Revolution 1918 die Stunde für gekommen, wo er an die Stelle der alten kapitalistischen Profitwirtschaft das sozialistische Wirtschaftssystem, d. h. die organisierte Bedarfswirtschaft setzen könnte.

Das sollte nach den Lehren der großen sozialistischen Theoretiker (Marx, Engels) in dem Augenblick eintreten, wo durch den auf die Spitze getriebenen Kapitalismus die wirtschaftliche Macht im Besitze einiger weniger Unternehmer wäre, so daß es dann nur einer Art Umkehrung der Wirtschaftspyramide bedürfe, um die Allgemeinheit wieder in den Besitz der „Produktionsmittel", d. h. Rohstoffe, Fabrikanlagen, Werkzeuge usw., zu bringen („Expropriation der Expropriateure"). Wie weit unser

Wirtschaftsleben reif zu dieser Sozialisierung, für Plan- und Gemeinwirtschaft ist, wie weit der Zwischenhandel zu beseitigen ist, und wie weit überhaupt eine solche Sozialisierung gehen kann, darüber gehen die Meinungen selbst unter den Sozialisten weit auseinander.

Vor uns liegt infolge des unglücklichen Kriegsausgangs und der schrecklichen Friedensbedingungen eine ungeheure Aufgabe: auf jeden Fall unserem schwer darniederliegenden, ja einer Katastrophe (nicht zuletzt durch die übermäßigen Lohnforderungen und wiederholte Streiks) zutreibenden Wirtschaftsleben wieder aufzuhelfen. Vor allem müssen wir durch Ausnutzung der in unserem Lande vorhandenen Rohstoffe und unserer Arbeit bestrebt sein, unsere Valuta, d. h. unseren tiefgesunkenen Kredit im Ausland wieder zu heben, um dann zu erträglichen Preisen Lebensmittel und Rohstoffe zu neuer, Werte schaffender Arbeit zu erhalten, damit nicht wieder wie in früheren Zeiten Tausende unserer Volksgenossen zur Auswanderung gezwungen werden. Eine große Gefahr für die Zukunft liegt auch darin, daß uns eine Überschwemmung mit ausländischen Fertigwaren droht — ähnlich wie nach dem Dreißigjährigen Kriege —, wodurch unsere Industrie, die vor allem Rohstoffe zur eigenen Arbeit braucht, erdrückt und unser eigener Handel im In- und Auslande lahmgelegt würde. Nur mit äußerster Anstrengung, Wachsamkeit und Zusammenfassung aller Kräfte können wir hoffen, aus unserer schweren Lage uns wieder zu erheben.

Büchernachweis: Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgeschichte; München 1909, Duncker & Humblot. — Grundriß der Geschichtswissenschaft von Al. Meister II: 1. Deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert von R. Kötzschke. 2. Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart von Sieveking, 2. Aufl.; Leipzig 1908 u. 1915, B. G. Teubner. — W. Sombart, Der moderne Kapitalismus, 2 Bde.; München 1913, Duncker & Humblot. — Lamprecht, Deutsche Geschichte, und vor allem: Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. I. Bd. (Wirtschaftsleben); Berlin 1912, Weidmann. — K. Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft; Tübingen 1905, H. Laupp. — Pohle, Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert, 4. Aufl. (AAuG, Bd. 57); Leipzig 1920, B. G. Teubner. — G. Schmidt, Geschichte des Welthandels, 3. Aufl. (AAuG, Bd. 118); ebenda 1917. — W. Langenbeck, Geschichte des deutschen Handels seit dem Ausgang des Mittelalters, 2. Aufl. (AAuG, Bd. 237); ebenda 1918. — P. Arndt, Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft, 3. Aufl. (AAuG, Bd. 179); ebenda 1920. — G. Maier, Soziale Bewegungen und Theorien, 7. Aufl. (AAuG, Bd. 2); ebenda 1919. — D. Schäfer, Die deutsche Hansa, 2. Aufl. (Monographien zur Weltgeschichte, Bd. 19); Leipzig 1914, Velhagen & Klasing.

Soziale Entwicklung.

Die klare Scheidung nach den ursprünglichen Geburtsständen des Freien und Unfreien, über die sich nur ein nicht streng abgeschlossener Adel erhob, hatte sich immer mehr verwischt, als die Germanen seßhaft wurden. Da infolge der Kriegszüge der Völkerwanderungszeit auch die Königs- oder Herzogswürde zu einer dauernden Einrichtung geworden war und meist vom König der Grundbesitz an seine Getreuen verschenkt wurde, bildete sich dadurch ein neuer Besitz- und Dienstadel aus. Gleichzeitig ging die Zahl der Freien zurück, da sich viele infolge der unruhigen Zeiten in den Schutz eines großen und mächtigen Grundherrn begaben, von dem sie mit auf grundherrlichem Boden angesiedelt wurden. Da aber auch viele Unfreie in ein solches Verhältnis zu einem Grundherrn traten, verschmolzen im Laufe des Mittelalters die freien und hörigen „Hintersassen" des Grundherrn zu einem einheitlichen Stande der abhängigen Bauern (Grundholden). In diesem Zusammenhang bildete sich auch das Lehnswesen heraus. Schon Karl Martell hatte denen, die ihm den kostspieligen Reiterdienst leisteten (der germanische Krieger mußte sich selbst ausrüsten), Land nicht als festen Besitz, sondern als widerrufliche Leihe gegeben. Diese Form wurde dann immer üblicher, und sie verband sich mit dem seit altgermanischer Zeit gebräuchlichen Gefolgschaftswesen: indem jemand als vassus, als „Mann" in das Schutzverhältnis des Königs trat, versprach er ihm Gefolgschaftstreue und Reiterdienst und erhielt dafür ein Stück Land als Lehen. Dasselbe wiederholte sich bei den großen Grundherren: auch sie umgaben sich mit einem Kreis von Vasallen. Aus ihnen allen entwickelte sich, als die Lehen erblich wurden, ein neuer Berufsstand, der des Ritters.

Für den Ritter war zunächst das Bezeichnende, daß er einem „Herrn" zu „Dienst" (d. h. Reiter- und Gefolgsdienste) verpflichtet war (daher „Dienstmann" oder „Mann" oder „Ministeriale", von lat. ministerium = Dienst, genannt). Später schloß sich dieser Stand wiederum als Geburtsstand ab, indem jemand meist nur dann zum Ritter geschlagen wurde, wenn er aus „ritterbürtigem Geschlecht" war, d. h. wenn er eine gewisse Anzahl ritterlicher Ahnen nachweisen konnte. Ausnahmen kamen aber auch weiterhin vor. Trotz der einheitlichen Kultur, die den ganzen Stand später zusammenhielt, schieden sich in ihm deutlich verschiedene Schichten (sog. „Heeresschilde"): 1. der hohe Adel, der sein Lehen unmittelbar vom König erhielt und später noch politische Rechte hinzu erwarb (höhere Gerichtsbarkeit, Zölle und andere „Regalien"), weshalb sich aus ihm später das Landesfürstentum entwickelt hat (die Anfänge unter Friedrich II. 1231, vgl. S. 102 u. 106); 2. der niedere Adel, in dem wieder die verschiedensten, früher sozial getrennten Schichten zusammenflossen: kleinere Grundherren neben früheren Gemeinfreien, die aber ritterliche Lebensweise angenommen hatten und sich ins Lehnssystem einordneten (Freiherren), dazu diejenigen Hintersassen eines Grundherrn, die ihm als „Vasallen" dienten und dadurch sozial stiegen, ganz gleich, ob sie früher Freie oder Unfreie gewesen waren.

Der Ritterstand war der erste, der eine einheitliche Laienkultur mit neuen geistigen Interessen vertrat. Bis dahin war der Träger einer römisch-christlichen Kultur mit etwas germanischem Einschlag der Stand der Geistlichen gewesen, der sich vor dem Ritterstand als erster geschlossener Berufsstand gebildet hatte. Doch enthielt auch er wieder die verschiedensten Berufsarten: ritterlich lebende Bischöfe und Äbte, bäuerlich und handwerklich arbeitende Mönche und die Kopfarbeiter als Gelehrte und Lehrer. Die Klöster waren und blieben auch weiterhin noch lange Zeit wertvolle Kulturträger. Hier fand der Sohn des Vornehmen eine höhere Bildung, hier ward Wissenschaft und Bauwesen gepflegt, die Wirtschaft und vornehmlich der Gartenbau verbessert, namentlich bei den Benediktinern, Zisterziensern und Prämonstratensern, die auch an der ostdeutschen Kolonisation einen wichtigen Anteil hatten (vgl. S. 77 f. u. 109).

Die ritterliche Kultur dagegen, die im großen und ganzen international das ganze Abendland umfaßte und stark von Frankreich beeinflußt war — wofür die Sprache noch viele Beweise aufbringen kann —, beruhte hauptsächlich auf dem Waffendienste. Das zeigt sich in der Wertschätzung der Jagd, des Krieges und aller kriegerischen Tugenden, vor allem der Waffenspiele (Buhurt, großes Turnier s. S. 67), die eine Schlacht im kleinen waren, so daß es auch oft Tote gab. Diese Turniere waren große Volksfeste, von weither strömte man dazu zusammen. Auch die Frauen fehlten nicht als Zuschauer, ja spielten als Spenderinnen des „Preises" sogar eine besondere Rolle dabei. Um ihren Preis wurde gekämpft, oft aber auch um Pferd und Rüstung des Unterlegenen, die dem Sieger gehörten.[1])

Bei den Rittern, die ja durch Kriegsreisen nach Italien und durch die Kreuzzüge in fortwährender Berührung mit den höfischen Kreisen standen, finden wir nun auch die Anfänge einer verfeinerten Lebenshaltung, wenigstens wenn man zu Hofe und Festen ging (die man deshalb auch „höfischkeit" nannte), und höherer geistiger Interessen an Musik und Dichtung — die ihren herrlichsten Ausdruck in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung gefunden haben. Auch wurde auf die Erziehung des jungen Ritters besondere Sorgfalt verwendet. Natürlich war die Schulung im Waffendienst auch späterhin der Mittelpunkt der ritterlichen Erziehung, die mit der feierlichen „Schwertleite" (leite = beleihung) endigte. Aber daneben wurde der Knabe doch auch in feiner Tischzucht unterwiesen und später in der Kunst der feinen Unterhaltung und des Singens und Dichtens. Vor allem spielen die Frauen jetzt eine ganz andere Rolle. Sie nehmen lebhaften Anteil am Turnier, ebenso aber auch an der Jagd (Falkenbeize). Zwar war auch die ritterliche Ehe, wie die bäuerliche und bürgerliche, meist eine Sache der Zweckmäßigkeit, und die Frau des Ritters war oft nichts anderes als eine brauchbare Schaffnerin. Aber daneben tritt nun der Minnedienst: der Ritter wählt sich eine „Herrin" (frouwe) aus adligem Kreise, bleibt ihr in Verehrung treu und begeht in ihrem Dienste oft die seltsamsten Taten und Abenteuer. Im ganzen hat das Rittertum mit seinen Idealen der Treue, der Tapferkeit, der mâze (d. h. der Selbstbeherr-

1) Auch an diese Kampfspiele erinnert noch mancher Ausdruck unserer Sprache: fertig = fahrtbereit und reisig, sich ins Zeug = in die Rüstung legen, sich aufs Pferd, zur Wehr setzen; in die Schranken weisen, über die Schnur hauen, sattelfest bleiben, die Stange halten, entrüstet werden, in den Sand setzen usw.

schung) und der milde (d. h. Freigebigkeit) und Hilfsbereitschaft ein gutes Andenken hinterlassen, was sich auch in der noch heute üblichen Bedeutung von „ritterlich“ kundgibt: z. B. ritterliches Benehmen, ritterliche Gesinnung usw.

Mit dem Aufkommen der Städte trat dann ein neuer Stand hinzu, in dem ebenfalls verschiedene Bevölkerungsteile sich mischten. Gemeinsam war allen eine von dem Bauern und Ritter sich unterscheidende Art des Besitzes und Erwerbslebens und ferner, daß der Städter, der Bürger, nicht hörig blieb, auch wenn er es früher war. Aber innerhalb des Bürgerstandes standen sich doch zuerst zwei Gruppen scharf gegenüber: auf der einen Seite die breite Masse der Handwerker, auf der andern die Patrizier, die „Geschlechter“, d. h. die alten ansässigen, grundbesitzenden Familien, meist Kaufleute, verschmolzen mit den ritterlichen Dienstmannen des Stadtherrn, die sich später aristokratisch in Gilden zusammenschlossen (namentlich in Norddeutschland) und anfangs allein an dem Stadtregiment beteiligt waren (ratsfähig). Infolge zunehmender Wohlhabenheit, des Zusammenschlusses in den Zünften, der Beteiligung an der Verteidigung der Stadt stieg aber auch das Selbstbewußtsein der Handwerker, und in den Zunftkämpfen errangen sie vielfach die Gleichstellung mit den Patriziern (namentlich in der Besetzung des Rates). Während anfänglich die Patrizier keine neue eigenständige Kultur aufwiesen, sondern die vorhandene, d. h. die ritterliche, nachahmten, bildete sich später auch unter Teilnahme der Handwerker eine einheitliche städtisch-bürgerliche Kultur heraus, die sich selbstbewußt infolge der feineren, reicheren Lebenshaltung von der der Bauern wie auch der Ritter schied und bald sogar zu Auswüchsen der Mode und Völlerei führte.

In den reichlicher ausgestatteten Bürgerhäusern findet nun die Frau auch erst Gelegenheit, ihre tüchtigen Eigenschaften als „deutsche Hausfrau“ zu entfalten, während sie die besondere Stellung, die sie im ritterlichen Minnedienst eingenommen hatte, wieder verliert. Den tüchtigen, auch geistig regsamen Charakter des Bürgertums um 1500 offenbart uns die bürgerliche Prosaliteratur um diese Zeit. Auch der Meistergesang verrät trotz seiner trockenen, pedantischen Nachahmung der ritterlichen Poesie das rege geistige Leben der Handwerksmeister, aus dem doch auch eine solche Persönlichkeit wie Hans Sachs hervorging, der beste Vertreter dieses selbstbewußten, klug das Leben betrachtenden und gestaltenden Bürgertums, das auch der Hauptträger der Reformation wurde.

Am schlimmsten stand es mit der sozialen und kulturellen Entwicklung des Bauernstandes während der zweiten Hälfte des Mittelalters: der alte freie Bauernstand (Gemeinfreie) war fast ganz verschwunden, entweder in den Grundholden oder den Rittern aufgegangen; nur in einzelnen Gegenden blieb ein unabhängiger, freier Bauernstand am Leben (in Niedersachsen, Friesland, Dithmarschen, Schweiz, Tirol). Infolge der Bedrückung durch die Grundherrschaft und der aufkommenden Geldwirtschaft wurde die Lage des

Bauern immer schlimmer (vgl. S. 81), er wurde auch sozial herabgedrückt, verachtet. Nur im Osten erhielten sich zunächst noch bessere Verhältnisse. Es stieg auch die bäuerliche Lebenshaltung kaum über die von alters gewohnte hinaus, bewahrte aber auch andrerseits die alten Sitten, Gebräuche, Glauben am treuesten. Die Geringschätzung des Bauern ist auch daraus ersichtlich, daß, am Ende des Mittelalters wenigstens, die Reichsstädte, nicht aber die Bauern das Recht erlangt haben, auf dem Reichstag vertreten zu werden, d. h. die sog. Reichsstandschaft.

Auch innerhalb der Städte gab es solche verachtete Stände: zunächst die Juden, die früher als Ärzte und Kaufleute gern gesehen wurden, gegen die sich aber bald der Haß und die Verachtung der anderen wandte, da sie die einzigen waren, die sich an das kirchliche Zinsverbot nicht zu halten brauchten (s. S. 76 u. 96) und als Geldverleiher nun auch oft Wucherzinsen nahmen. So kam es zur Zeit der Kreuzzüge, ferner am Anfang und in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu fanatischen Judenverfolgungen (vgl. Ghettos, besondere Judenviertel). Daneben lebte in oder vor den Städten und auf den Landstraßen eine ebenfalls verachtete Klasse von „Fahrenden Leuten“, die als „unehrlich“, d. h. nicht von bürgerlicher Ehre galten: Bettler, Spielleute (Pfeifer), Gaukler.[1]) Zu ihnen gesellten sich auch die Vaganten, das waren Kleriker, die keine Aussicht auf eine Pfarrstelle hatten und nun müßig durchs Land zogen, und ihrer leichten Daseinsfreude verdanken wir eine frische Poesie. Auch in diesem städtischen Proletariat gärte es, namentlich gegen die reich gewordene Kirche, gegen die Inhaber „fetter Pfründen“. So verquickten sich oft städtische und Bauernunruhen.

Mit der Erfindung des Buchdrucks und der dadurch bedingten größeren Verbreitung und Verbilligung der Bücher war erst die gewaltige Ausbreitung des Humanismus und der Reformation möglich geworden. Diese großartigen neuen Geistesbewegungen hatten auch auf das soziale Leben Einfluß. So schufen sie zunächst einen selbständigen, von der Kirche unabhängigen Gelehrtenstand, während an den mittelalterlichen Universitäten die Lehrer fast durchgängig Geistliche gewesen waren. Ferner finden wir nun in größerer Zahl Ärzte, die auf deutschen Universitäten wirklich wissenschaftlich ausgebildet wurden und fast immer hohes Ansehen und Einkommen genossen.

1) Zu den fahrenden Leuten gehörten auch die Springer; ihr Name lebt noch heute als Personenname fort. Man verstand unter ihnen die Tänzer und Gaukler. Bei ihren Zaubereien ließen die Gaukler Dämpfe aufsteigen und machten so den Zuschauern „blauen Dunst“ vor. Zu diesen unehrlichen Gewerben wurden auch die Bader gerechnet. Sie spielten im Mittelalter eine sehr wichtige Rolle; daher noch die zahlreichen Familiennamen, die auf die Besitzer der Badestuben zurückgehen, wie Bader, Badstüber (im Sächsischen zu Patschdieber entstellt), Stüber, Stieber, Steuber, Stöber.

Freilich spielten daneben — namentlich beim Volke — Wanderärzte, Quacksalber, auch Chirurgen noch lange eine untergeordnete Rolle. Schließlich trat mit dem allmählichen Eindringen des römischen Rechts ein gelehrter Berufsrichterstand auf. Damit wurden die alten Volksgerichte und deren Richter (Schöffen) beiseitegeschoben, und im Volke machte sich eine noch heute vorhandene Abneigung, ja Haß gegen die gelehrten Vertreter eines neuen, ihm unfaßlichen Rechtes geltend. Diese neuen Juristen drangen aber auch bald als Beamte („Räte") in die Verwaltung der damals sich bildenden Landesfürstentümer ein, wurden mit Geld besoldet und bildeten so den Keim des neuzeitlichen Beamtentums (in Verwaltung und Justiz). Das Landesfürstentum in Verbindung mit der neuen Geldwirtschaft rief als neuen Stand auch die Landsknechte ins Leben, also den Berufssoldaten. Dadurch wurde es unabhängig von der Gefolgstreue der Ritter. Es war zugleich der Todesstoß für das alte, glanzvolle Rittertum. Seine Kriegsbrauchbarkeit war bereits in der letzten Zeit erschüttert worden durch die Verwendung des Schießpulvers und verschiedene Siege von Bauernheeren (Morgarten u. a.). Außerdem war der Stand der Reichsritter bedrängt in seiner politischen Selbständigkeit von den benachbarten Landesfürsten und wirtschaftlich von den aufblühenden Städten, so daß sie vielfach schon zu Raub- und Strauchrittern geworden waren und ungefähr gleichzeitig mit dem bekannten Bauernkrieg durch eine große Erhebung noch eine letzte Rettung ihres Standes versuchten, die aber mißlang.

Während am Ende des Mittelalters infolge der kirchlichen Mißstände der „Pfaffe" den schlechtesten Ruf genoß, hob sich durch die Reformation das Ansehen des Geistlichen wieder. Es wurde das protestantische Pfarrhaus begründet, aus dem in den folgenden Jahrhunderten ein Strom des Segens sich weithin ergoß und viele bedeutende Männer hervorgegangen sind. Im Gegensatz zur mittelalterlichen Kirche, die den Beruf des Klerikers hoch über die anderen hatte hinausheben wollen, begünstigte die Reformation die Achtung jeder ehrlichen Arbeit, indem sie wieder lehrte, auch jede pflichtmäßige Berufserfüllung als einen Gottesdienst anzusehen. Daher wandte sie sich auch gegen das Bettelunwesen, das die mittelalterliche Frömmigkeit als Gelegenheit zum Gott wohlgefälligen Almosengeben gern gesehen, ja unterstützt hatte. Alle gewerbliche Tätigkeit der Städter stieg nun hoch im Ansehen, fühlten sich ja auch Künstler wie Dürer, Krafft, Vischer u. a. durchaus als Handwerker. Die neuen kapitalistischen Formen einiger weit vorauseilenden Kaufleute (wie der Fugger) dagegen verdammte Luther wie überhaupt seine Zeitgenossen als unchristlich.

Der wirtschaftliche Stillstand und Rückgang, der in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits eintrat und durch den Dreißigjährigen Krieg nur

besiegelt wurde, machte sich auch im sozialen Leben bemerkbar. Gerade das, was die Kraft des Humanismus und der Reformation ausgemacht hatte: die Befreiung des Einzelmenschen von vielen geistigen Bindungen, das wurde jetzt verleugnet. So wurde der Unterschied der Stände, die sich schon seit Ende des Mittelalters durch verschiedene Tracht voneinander abhoben, in schroffster Weise ausgebildet. Die alten genossenschaftlichen Formen der Zünfte usw. blieben nicht nur bestehen, sondern erstarrten zu drückenden Fesseln, weil sie ihre innere Lebensberechtigung verloren hatten. Es bildete sich ein Klüngel von Verwandten und Bekannten, die keinen andern als Meister eindringen ließen, wenn er nicht einheiratete. Daher kam es schon im 16. Jahrhundert zu Unruhen der Gesellen (gegen sie die Reichspolizeiordnung von 1548). Vor allem trennte sich das ehrsame Handwerk schroff von den „unehrlichen" Gewerben: Scharfrichtern, Totengräbern, Abdeckern, Gauklern, Badern usw., deren Abkömmlinge auch als Lehrlinge nicht angenommen wurden, so daß auch hierin manchmal die Reichs- oder Landesgesetzgebung sich gezwungen sah einzuschreiten. Im übrigen verlor aber der Bürgerstand mit dem aufkommenden Landesfürstentum neben seiner Tatkraft auch sein freies, selbstbewußtes Wesen: seit Mitte des 16. Jahrhunderts wird es immer mehr üblich, daß reichgewordene Kaufherren nach dem Briefadel streben, der uns schon, aber nur vereinzelt, seit Karls IV. Zeiten begegnet. Damit kommt vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg das Kriechende, „Servile" in das deutsche Bürgertum, das noch bis in Napoleons Zeiten nachgewirkt hat. Ein schlechtes Beispiel hierin gaben auch die Kreise, die im 17. Jahrhundert als die vornehmsten des Bürgertums galten: die Gelehrten. Sie wurden „von wegen der freien Künste" vom Adel hier und da als gleichberechtigt geduldet (z. B. bei der Aufnahme in die „fruchtbringende Genossenschaft") oder sie suchten sich als Ärzte, Räte, Hofmeister und Hofpoeten bei ihm anzuwettern. Gleichzeitig blickten sie aber voll Hochmut und Verachtung auf das ungelehrte „Volk" herab; so wurde der Zwiespalt zwischen „Gebildeten" und „Ungebildeten", den der Humanismus gebracht hatte, weiter vertieft. Am schlimmsten stand es mit dem Ansehen des Bauern, zu dessen schlechter wirtschaftlicher und rechtlicher Lage (namentlich im Osten) sich noch die Verachtung gesellte: er wurde mißtrauisch, scheu, gedrückt, engherzig, stumpf, roh; und das Wort „Bauer", „bäuerisch" bekam immer mehr den Sinn eines Schimpfwortes.

Aller Glanz aber ging in damaliger Zeit (nach dem Dreißigjährigen Krieg) von den Fürstenhöfen aus; auch der Adel verlor meist sein früheres Selbstgefühl und Unabhängigkeitsstreben und suchte durch Berührung mit diesem höfischen Glanze für sich zu gewinnen: so wurde ein Hof-, Beamten-

und Offiziersadel aus ihm. In besonderen „Ritterakademien“ erzogen, lernte der Adlige auf großen Reisen, namentlich nach Frankreich (der „Kavaliers-tour“), erst recht sich als Angehöriger eines besonderen, bevorrechteten Standes fühlen, dessen Kultur aber durchaus unnational, französisch, war. Und diese Kultur wurde bis auf die Feste, Tracht und Sprache auch vom Bürgertum eifrig nachgeahmt. Auch der Absolutismus, sogar der aufgeklärte eines Friedrich des Großen, ließ die Standesunterschiede und -vorrechte bestehen, indem er jeden Stand in seiner Weise nutzte. Nur dadurch, daß sich der absolute Fürst gleichmäßig über alle Stände erhob, bereitete er den kommenden Ausgleich der Stände vor.

Doch inzwischen sammelten sich im Bürgertum neue geistige Kräfte, die sich zunächst in neuer religiöser Vertiefung (Pietismus), neuem philosophischen Denken (Aufklärung) und einer neuen Art dichterischen Schaffens (Sturm und Drang) kundgaben. Trotz ihrer bescheidenen Lebensverhältnisse, aber selbstbewußt und stolz auf den Geistesadel, den sie verkörperten, waren es daher jene Kreise, die — zunächst literarisch — an der alten kastenmäßigen Gesellschaftsordnung zu rütteln begannen. In sozialen Dramen griff Lessing und noch flammender Schiller das übermütige Verhalten des Adels gegenüber dem Bürgertum an. Sie und noch manche andere haben dadurch der Befreiung der Einzelpersönlichkeit von den Standesschranken vorgearbeitet. So gab auch Lessing selbst durch seine Freundschaft mit Mendelssohn ein freimütiges Beispiel dafür, daß es an der Zeit sei, die Mißachtung der Juden aufzugeben. Nachdem die Revolution 1789 in Frankreich den dritten Stand (tiers état), d. h. den Bürgerstand, befreit und zum herrschenden gemacht hatte, kam für uns diese soziale Befreiungszeit nach 1806/07 (vgl. S. 83) allerdings sehr gemächlich; im 19. Jahrhundert mußte noch mancher Stein des alten Gebäudes abgetragen werden. Auch die Judenbefreiung von 1812 erlebte noch mancherlei Rückschläge, bis die Verfassungsgesetze von 1850 und 69 ihnen ihre volle staatsbürgerliche Gleichstellung brachten. Der geistigen Befreiungstätigkeit des 18. Jahrhunderts haben wir aber auch die Entstehung des freien Kopfarbeiterberufs zu verdanken. Damals wagte man es zuerst, allein vom Ertrage seines geistigen, d. h. zunächst schriftstellerischen oder dichterischen Schaffens zu leben, obwohl es keineswegs ein glänzendes Einkommen gewährte. Infolge dieses Beispieles wurden im 19. Jahrh. auch Maler, Musiker, Schauspieler — kurz überhaupt die Künstler selbständige und geachtete, sogenannte „freie“ Berufe. Da an dem neuen geistigen Leben um die Wende des 18. Jahrhunderts die Frauen lebhaften Anteil hatten, veränderte sich auch ihre Stellung. Das Frivole der „galanten Zeit“ verlor sich wieder. Unbeschadet ihrer Tätigkeit als Hausfrau und Mutter, die auch im

19. Jahrhundert als Mittelpunkt des Frauenlebens in Ehren gehalten wurde, nahmen die Frauen nunmehr regeren Anteil an allen literarischen und politischen Zeitfragen und traten auch selbst immer mehr ins Berufsleben ein (am meisten während des Weltkrieges). Dies führte zu einer Verbesserung der Frauenbildung, zum Frauenstudium und schließlich zum Frauenwahlrecht (1918). Ferner haben sich, wiederum um 1800, da man sich aufs tiefste mit geistigen und Bildungsfragen beschäftigte, ein von der Theologie getrennter Philologen- d. h. Gymnasiallehrer- und der Volksschullehrerstand entwickelt. Deutlich hoben sich diese Stände heraus am Anfang des 19. Jahrhunderts nach der staatlichen Ordnung des Gymnasialwesens (durch W. v. Humboldt) und der Seminare. Infolge der allgemeinen Wehrpflicht, die allerdings zunächst nur in Preußen durchgeführt ward, und der Besserung der Volksschulbildung hob sich auch im Heere das Ansehen des einfachen Soldaten, und die Stellung des Offiziers verlor allmählich ihre frühere aristokratische Abgeschlossenheit.

Diesen schon recht gelockerten gesellschaftlichen Boden hat das 19. Jahrhundert durch seine gewaltige wirtschaftliche Entwicklung noch mehr umgestaltet. Da in den „Verfassungen" im allgemeinen die Vorrechte der Geburt aufgehoben wurden, so sind fast alle sozialen und Standesfragen der neuesten Zeit durch wirtschaftliche und Berufsfragen bedingt. In die Augen fällt da zunächst die Bildung des Unternehmerstandes (d. h. des großen Fabrikherrn, des Bankiers, Großkaufmanns) auf der einen, und eines abhängigen Arbeiterstandes auf der anderen Seite. Die einen wurden bei der rasenden technischen und wirtschaftlichen Entwicklung, die die Menschen förmlich überraschte, oft schnell und mühelos reich (z. B. durch die bloße Steigerung des Bodenwerts, der sog. Grundrente, in den schnell wachsenden Großstädten), wobei viele auch aus einfacheren Verhältnissen aufstiegen („Emporkömmlinge"). In den ungeklärten, verwirrenden Anfängen dieser Entwicklung geschah es leicht, daß die Arbeitskraft, die Gesundheit der Arbeiter namentlich bei dem Massenangebot von Arbeitskräften ausgebeutet wurde, während die Unternehmer in Luxus leben konnten. Daher machte sich auf der Seite der Arbeiter bald eine dumpfe innere Empörung über ihre weniger glückliche Lage geltend. Dazu kam, daß in diese neuen Arbeitermassen ein großer Teil von früher selbständigen Handwerkern einströmte, die durch den Siegeszug des Großbetriebs und der Maschine ihrer Selbständigkeit beraubt und entwurzelt worden waren. 1848 machte sich diese Erregung, obwohl erst in den Anfängen, zum erstenmal Luft, und bezeichnenderweise rief man damals nach Rückführung der früheren Zustände: der „guten, alten Zeit" — d. h. nach Aufhebung der Gewerbefreiheit, was auch tatsächlich vorübergehend geschah. Aber man sah bald, daß sich die Entwicklung nicht aufhalten ließ, und so befestigte sich der neue

„vierte" Stand immer mehr in seinen Zielen, die allerdings zunächst wesentlich zerstörender Art waren. Nach Gewährung der Koalitionsfreiheit 1869 schlossen sich die Arbeiter zu großen Gewerkvereinen zusammen, deren es verschiedene Arten gibt und die in aufbauender Arbeit schon Hervorragendes geleistet haben. Aber auch der Staat konnte nicht mehr an den vielfach schreienden sozialen Mißständen: schlechten Wohnungen (Mietskasernen), niedrigen Löhnen, körperlicher Entartung, Ausnutzung von schlecht bezahlter Kinder- und Frauenarbeit usw., vorübergehen. Daher kam seit der „Kaiserlichen Botschaft" von 1881 die große Zeit der sozialen Gesetzgebung: des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, die in diesem Umfang bisher noch kein Volk dem unseren nachgemacht hat.

Aber die letzte Entwicklung, namentlich die Anhäufung der großen Menschenmassen in den Großstädten, hatte noch andere schreckliche und gefährliche Zustände gezeitigt. Es rächte sich, daß der moderne Kapitalismus unersetzliche volksgesundheitliche, sittliche und Gemütswerte vernachlässigt hatte. So hatte man den in den Arbeitervierteln der Großstädte zusammengepferchten Menschen die Nähe der Natur und die Freude an ihr geraubt, und damit oft auch die Liebe zu Heimat und Vaterland, aber auch den Blick für alles Schöne und gute, einfache Kunst genommen; rauchige Wirtsstuben waren ihre Erholungsstätten, ein schönes, gemütliches Heim kannten sie kaum. Diesen gefährlichen Mißständen, die unser ganzes Volksleben auch politisch zu vergiften drohten, suchte man durch verschiedenartige segensreiche Gegenbewegungen abzuhelfen: für gesünderes Wohnen, für Bodenreform, für Hebung der Volkebildung (Volkshochschulen), für Pflege des Wanderns („Wandervögel") und der Heimats- und Schönheitsliebe auch mit einfachen Mitteln, wie sie „Heimatschutz" und „Dürerbund" und andere große Kulturbewegungen vertreten, die bei anderen Völkern in dem Umfange und Ernste kaum ihresgleichen finden. Man begann allmählich einzusehen, daß die Erhaltung eines gesunden, heimatliebenden Menschenschlags das oberste Ziel sein muß, auch bei aller wirtschaftlichen Weiterentwicklung. Und in der Tat hatte sich die Lage der Arbeiterschaft in den letzten Jahrzehnten bereits bedeutend gebessert, viele waren als eine neue Schicht von Werkmeistern, Vorarbeitern schon über den Durchschnittsarbeiter hinausgewachsen. Freilich machte sich in den letzten Zeiten vor dem Kriege gerade infolge dieses Aufsteigens des deutschen Arbeiters ein Mangel an ungelernten, weniger bezahlten Arbeitern geltend, und wir erlebten eine starke Zuwanderung Fremder: Russen, Polen, Italiener, Belgier. Dasselbe Bild zeigte sich unter den Landarbeitern. Da sich die Lage der Tagelöhner (Insten) auf den großen Rittergütern um die Mitte des Jahrhunderts verschlechterte und viele von ihnen in die Städte höherem Lohne nachwanderten (Landflucht), mußten auch dort als Saisonarbeiter „Sachsengänger" (in der Provinz Sachsen trat die Erscheinung zuerst stärker hervor), Arbeiter aus Rußland, Polen, Galizien, verwandt werden. Allerdings ist in den letzten Zeiten wieder ein stärkerer Zug „Zurück aufs Land!" bemerkbar gewesen, der durch die Verhältnisse während des Krieges zunahm und sich nun nach dem Kriege noch mehr verstärken wird.

Die Bildung der neuen großen Stände hat auch die anderen Gesellschaftskreise nicht unbeeinflußt gelassen. Durch die wirtschaftlich-technische

Entwicklung allein waren schon ganz neue große Berufsstände aufgekommen, die als kaufmännische oder technische Beamte (Ingenieure) eine, sei es leitende, sei es abhängige Stellung in den Großbetrieben einnahmen. Dazu kam das ganze gewaltige Heer von Beamten im Post-, Eisenbahn- und Straßenbahndienst usw. Die höheren Kreise dieser neuen Berufe, ebenso wie der alten schon vorhandenen, auch die freien Kopfarbeiter, Künstler suchten sich vielfach dem Unternehmertum zu nähern, auch in einer üppigeren Lebensführung, dabei gerieten sie wie überhaupt die Pflege von Kunst und Bildung wirtschaftlich sehr oft in die Abhängigkeit vom Kapitalismus (der „Snobismus"). Der alte Geistesadel drohte mit in der Anbetung des Geldes und Erfolges unterzugehen; nur hier und da wohl hielt man, namentlich in den älteren höheren Berufsständen, bewußt an früherer Einfachheit auch der Gesinnung und Gesittung fest. Außerdem bildete sich nun ein neuer Mittelstand, der neben den Resten des alten (kleinere Handwerker, die ihre Selbständigkeit bewahren konnten, und Bauern) auch die neuen Formen in vielgestaltiger Mischung enthielt. Es machten sich daher auch hier wieder verschiedene Gegensätze bemerkbar: so zwischen „Festbesoldeten" (Staats- und Gemeindebeamten, die in ihrer Stellung von den Krisen des Wirtschaftslebens fast unabhängig sind) und den von diesen Krisen mehr abhängigen, selbständigen Geschäftsleuten, kaufmännischen und ähnlichen Angestellten; ferner zwischen „Gebildeten" und „Ungebildeten", „Akademikern" und „Nichtakademikern" usw. Im ganzen war man bemüht, sich zu großen Berufsverbänden zusammenzuschließen und gemeinsam, scharf die „Standesinteressen" zu vertreten, den „Stand zu heben". Meist sollte dies dadurch geschehen, daß man die Anforderungen an die Vorbildung erhöhte. Man gewöhnte sich, zuviel auf „Zeugnisse", Titel und „Klassen"unterschiede zu geben und dem gesamten Berufsstand zu dienen — wie überhaupt leider das 19. Jahrhundert eine Neigung zum Gleichmacherischen und Einförmigen hatte —, statt dem einzelnen Tüchtigen in jedem Stande „freie" Bahn und die gebührende Achtung zu sichern.

Wie die Französische Revolution den 3. Stand emporhob, so jetzt die November-Revolution in gewisser Hinsicht den 4. Stand, der nun mit der Umstellung der kapitalistischen Wirtschaft in die sozialistische versuchte, auch die neue Gesellschaftsordnung nach den sozialistischen Lehren umzugestalten, indem man für die soziale Wertung des Menschen den Begriff der Arbeit (im weitesten Sinne) in den Mittelpunkt rückte, allerdings unter sehr starker Begünstigung des Handarbeiters. Doch kämpfen hier noch die verschiedensten Richtungen gegeneinander. Die Gefahr liegt darin, daß man von radikaler Seite her Kapitalismus und „Bourgeois"-Kultur ohne weiteres gleichsetzt und beides möglichst restlos ausrotten will (Bolschewismus),

statt daß man die ungeheuren Werte, die in unserer „bürgerlichen“ Kultur — trotz mancher Schäden — durch jahrhundertelange Arbeit aufgespeichert sind, gerade als allgemeine Kulturgüter dem ganzen Volke zugänglich macht. Hier gilt es vor allem statt gegenseitigem „Klassenhaß“ verständnisvolle Achtung und richtige Bewertung jeder wirklichen „Arbeit“.

Büchernachweis: vgl. den Abschnitt über die Entwicklung des wirtschaftl. Lebens. Außerdem: G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, 2. Aufl., 2 Bde.; Leipzig 1913, Bibliograph. Institut. — Derselbe, Monographien zur deutschen Kulturgeschichte (der Kaufmann, Handwerker usw.), 12 Bde.; Jena 1899—1905, E. Diederichs. — Jost Amman, Stände und Handwerker (Holzschnitte), mit Versen von Hans Sachs 1568. — E. Stutzer, Deutsche Sozialgeschichte, vornehmlich der neuesten Zeit; 2. Aufl. 1920, Halle, Waisenhaus. — Lamprecht, Deutsche Geschichte und Zur jüngsten Vergangenheit und Gegenwart (Sozialgeschichtliche Abschnitte); Berlin, Weidmann. — Fr. Muckle, Die großen Sozialisten, 3. Aufl., 2 Bde. (AAuG, Bd. 269 270); Leipzig 1919, B. G. Teubner. — Ed. Bernstein, Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus, 4. Aufl.; Berlin 1904, Dümmler.

Rechts- und Staatsentwicklung.

1. Rechtsentwicklung. Das Rechtsleben unserer Vorfahren gründete sich auf altüberlieferte Gewohnheitssatzungen und war beherrscht von poetischen, aber schwerfälligen Formeln, die den Gang einer Gerichtsverhandlung sehr umständlich machten. Rechtssätze, die für alle gleichmäßig galten, gab es noch nicht. Der ursprünglich vorhandene Rechtszustand war der Friede; wer den Frieden brach, beging Unrecht. Jedoch griff der Staat gegen einen Rechtsbruch, z. B. Totschlag, Schändung, Mädchenraub und Diebstahl, von sich aus nur da ein, wo durch das Verbrechen die Gottheit und die Gesamtheit des Volkes verletzt war. Landesverräter, Überläufer, Heeresflüchtige und Lüstlinge wurden von der Volksversammlung zum Tode verurteilt und gehängt oder im Moore ertränkt. Im übrigen überließ es der Staat dem Geschädigten und seiner Familie, sich Genugtuung zu verschaffen: man konnte nach Gutdünken Gewalt anwenden oder sich durch das Gericht die Zahlung einer Buße (Vieh u. ä.) erzwingen. Das gerichtliche Verfahren spielte sich meist vor dem „Ding“ (= der gesamten Landesgemeinde) ab. Eine regelrechte Untersuchung in unserem Sinne fand nicht statt, sondern es wurden zunächst beide Parteien angehört und je nach dem Herkommen der einen oder der anderen der Eid zugeschoben, der die Wahrheit erhärten sollte. In diesem Falle traten die Sippen des Angeklagten und des Anklägers als Eideshelfer auf, d. h. sie erklärten sich feierlich bereit, für ihren Sippenangehörigen einzustehen. Ließ sich das Recht nicht anders erkennen,

so konnte man den Streit auch durch Zweikampf entscheiden lassen. Im äußersten Fall wurde einer, der sich zur Zahlung der Buße durchaus nicht herbeilassen wollte, für friedlos, d. h. für vogelfrei erklärt. Bei kleineren Vergehen übte nicht das „Ding“, sondern der erwachsene Freie in seiner Eigenschaft als Familienoberhaupt an denjenigen, die unter seiner Gewalt standen, persönlich das Recht aus. Nach alledem ist dem ältesten germanischen Recht folgendes eigentümlich: stark entwickelter Einfluß der Familien, genossenschaftlicher Zug, sittliches Rechtsempfinden, weitgehende Selbsthilfe auch nach erfolgtem Urteil, poetisches, aber unpraktisches Formelwesen, große Rücksichtnahme auf den Bußpflichtigen, wiederholte Mahnung und Gewährung langer Fristen. Diese Eigentümlichkeiten erklären sich aus dem germanischen Volkscharakter, insbesondere aus einem gewissen Mitleid mit dem Verbrecher, aus einer übergroßen Gewissenhaftigkeit, aus der dem Germanen eigentümlichen Kunst, sich auch in die Seele fehlerhafter Menschen zu versetzen und schließlich aus dem tiefeingewurzelten Sinn der Germanen für das Althergebrachte, Poetische und Hoheitsvolle.

Die urzeitlichen Formen und Grundzüge des Rechtes blieben in der Hauptsache auch während des Frankenreichs bestehen. Jedoch führte jetzt nicht mehr der Sippenälteste den Vorsitz im Gericht, sondern der vom König berufene Graf, dem die Schöffen, d. h. „Schöpfer“ des Rechtes (gewöhnlich sieben), zur Seite standen. Die letzte Quelle des Rechtes war von nun an der König. Um diese Zeit finden wir bereits bei verschiedenen germanischen Stämmen ein geschriebenes Recht nach römischem Vorbild, z. B. bei den Westgoten, Langobarden und vor allem bei den Franken, deren berühmtes Gesetzbuch das „Salische Gesetz“ (lex Salica) war. Manche Bestimmung dieses Gesetzes hat sich über die Jahrhunderte hin erhalten, z. B. die, daß die weibliche Erbfolge in regierenden Häusern ausgeschlossen ist.

Zur Blütezeit des Frankenreiches bildeten sich verschiedene Arten der Gerichte aus: das Königs- oder Hofgericht, das der Pfalzgraf (Graf des Palastes) leitete, wenn der König selbst abwesend war, und das auf Grund des Königs- oder Blutbanns (d. i. des Rechtes, bei Geld- oder Leibesstrafe etwas zu gebieten oder zu verbieten) allmählich die Aburteilung aller schweren Verbrechen an sich zog, das Gau- oder Hundertschaftsgericht unter dem Vorsitz des Grafen und das Dorfgericht, dessen Vorsitzender der Schultheiß war Den Anfang einer Reichsgesetzgebung bildeten unter Karl dem Großen die sogenannten Kapitularien, königliche Verordnungen, die der Rechtsprechung als Norm dienen sollten. Diesem Streben nach Vereinheitlichung des Rechts war es aber hinderlich, daß immer mehr Gebiete von der Hoheit und der Rechtsprechung des Hundertschaftsgerichts (also des Grafen) aus-

genommen wurden (die sogenannten Immunitäten). Um auch in ihnen die oberste Rechtshoheit des Königs zu wahren, wurden Vögte (von vocatus, der Gerufene) bestellt. Aber die Grafen und Vögte hatten nur die äußere Leitung des Gerichts; im allgemeinen lag das Finden des Rechts immer noch bei den nach altem Herkommen tätigen Richtern der engeren Gemeinschaften. Das ganze Rechtsverfahren war bestimmt durch die unmittelbare, persönliche Sorge der Gemeinschaft für die Wahrung von Recht und Ordnung in ihrem Gebiet und wurde getragen vom allgemeinen Rechtsempfinden. Darum urteilte man auch bis zum hohen Mittelalter allenthalben nur nach den landesüblichen Rechtssatzungen, denen sich auch der Stammesfremde unterwerfen mußte. Erst im späteren Mittelalter wurde es allmählich üblich, nach denjenigen Satzungen Recht zu sprechen, die in der Heimat des Schuldigen Geltung hatten. Das zeugt von verfeinertem Rechtsempfinden, war aber ein folgenschwerer Schritt, denn nun bedurfte es zum Richteramt nicht mehr nur der Erfahrung im alten Brauch, sondern auch der Kenntnis besonderer fremder Satzungen, und das Urteil brauchte nicht mehr dem Volksempfinden der richtenden Gemeinschaft zu entsprechen.

Im späteren Mittelalter wurden die Gerichte immer zahlreicher, da sich die staatlichen Gewalten infolge des Lehnswesens mehr und mehr zersplitterten. Das königliche Vorrecht (Königs- und Blutbann) schwand immer mehr, die Zuständigkeit und das Ansehen der niederen Gerichte nahm zu, damit aber auch ihre Verantwortung. Deshalb begann man die wichtigsten Urteilssprüche zum Zwecke der Rechtsbelehrung in den sogenannten Weistümern zu sammeln. Solche Aufzeichnungen erhielten unter dem Namen „Landrecht" öfter eine weitreichende Geltung, z. B. der Sachsenspiegel des Schöffenbarfreien Eike von Repgow in Anhalt (1230) und der Schwabenspiegel (1274). Das Landrecht wurde dann fortgebildet in den Verordnungen der deutschen Könige und Kaiser über den Landfrieden, zuerst unter Heinrich II. (1002 bis 1024), und den Gottesfrieden, zuerst unter Heinrich IV. (1056—1106). So entstand wieder, wie schon unter Karl dem Großen, ein deutsches Reichsrecht. Die bedeutendsten Reichsgesetze waren späterhin die „Verständigung mit den geistlichen Fürsten" (1220) Friedrichs II. († 1250) und das Gesetz desselben Herrschers „zugunsten der weltlichen Fürsten" (1232), sowie die „Goldene Bulle" Karls IV. von 1356; in dieser waren namentlich die Bestimmungen über die Königswahl und über die Rechte der Kurfürsten niedergelegt, die im Zwischenreich (Interregnum) und bei der Wahl Rudolfs von Habsburg 1273 zuerst aufgetreten waren. Aber die Reichsgesetzgebung setzte sich nicht allenthalben durch; auch die grundlegenden Gesetze mußten immer wieder erneuert und von den Landschaften stets aufs neue beschworen werden. Nur der Gottesfrieden, bei dem Staat und Kirche zusammenwirkten, erlangte allgemeine Geltung.

In den Städten entwickelte sich eine eigene Gerichtsbarkeit aus dem Marktrecht („Stadtrecht"). Am einflußreichsten waren das lübische (= Lübecker) und das Magdeburger Stadtrecht; das letztere wurde von den meisten deutschen Städten des Ostens übernommen.

Eine besondere Rechtsprechung erhielt sich aus sehr alter Zeit in Westfalen. Dort war aus dem Grafengerichte das Femgericht hervorgegangen, das seine Wirksamkeit allmählich über das ganze Reich ausdehnte. Das Wort „Feme" bedeutet ursprünglich „Genossenschaft". Neben dem Adel und den Vasallen übten hier die freien bäuerlichen Grundbesitzer die Gerichtsbarkeit aus. Am größten war ihr Einfluß unter Karl IV., der sich ihrer zum Schutze des Landfriedens bediente. Leiter des Gerichtes war der Freigraf; sieben Freischöffen standen ihm zur Seite, und jeder unbescholtene Deutsche konnte Freischöffe („Wissender") werden. Die Freischöffen erkannten sich an heimlichen Losen und Zeichen. Die Gerichte wurden am Tage und an den alten Malstätten (Spruch- oder Gerichtsstätten), den sog. Freistühlen, abgehalten. Das Verfahren war öffentlich. Demnach entspricht die Darstellung eines Femgerichtes, wie sie uns Goethe im „Götz von Berlichingen" vorführt, nicht den geschichtlichen Tatsachen.

Das mittelalterliche Rechtsleben unseres Volkes spiegelt sich in zahlreichen Redensarten wieder. Man bekundete z. B. das Eigentumsrecht dadurch, daß man sich auf etwas setzte; nun erklärt sich die Wendung „jemanden eines Amtes entsetzen" als eine wirklich vorgenommene Handlung. Die Ausweisung einer Person aus ihrem Besitze wurde dadurch vollzogen, daß man ihr tatsächlich „den Stuhl vor die Tür setzte". Auch dadurch, daß man „die Hand auf etwas legte", konnte die Besitzergreifung beurkundet werden. Wenn um Besitzverhältnisse Streitigkeiten entstanden, so wurde gelost, d. h. man ließ die Streitenden zwei Grashalme oder Holzstäbchen einem Dritten aus der Hand ziehen; wer „den kürzeren zog", hatte verloren. Einen Einblick in das Eherecht gewährt das Wort „Hagestolz". Es bezeichnet eigentlich den Besitzer eines Hages, d. h. eines kleinen Gutes; die Endsilbe „-stolz" gehört zu dem gotischen Worte staldan (besitzen). Solche kleinen Güter wurden den jüngeren Söhnen gegeben, während der Haupthof auf den älteren Sohn überging. Die jüngeren Söhne blieben in einem Abhängigkeitsverhältnis von dem älteren, mußten in bescheidenen Verhältnissen leben und konnten daher oft nicht heiraten. Zahlreiche Spuren hat auch das Prozeß- und Strafrecht in unserer Sprache hinterlassen. Dem ersteren verdanken wir das Wort „Ding". Ursprünglich bezeichnete es die Gerichtsverhandlung und die Gerichtsstätte, dann die Gerichtsangelegenheit, schließlich jede Angelegenheit überhaupt (dazu „dingen" und vom tageding (teiding) „verteidigen"). Auch „Sache" gehörte zunächst der Rechtssprache an (vgl. Sachwalter). Alle, die zum Miturteilen berechtigt waren, hießen „der Umstand". Beim Schwören des Eides wurde der Schwörende oft in die Kirche geführt, dort rief er „Stein und Bein" an, d. h. er schwur bei den Gebeinen der Heiligen am Altar (dem „Stein"). An die grauenvolle Einrichtung der Folter, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, erinnern Wendungen wie „auf die Folter spannen", „radebrechen" (mit gebrochenen Gliedern auf das Rad flechten), „brandmarken" usw.

Den Übergang in die neuere Zeit vermittelte im Rechtsleben die Regierung Maximilians I. (1493—1519). Der Kaiser verordnete einen ewigen Landfrieden und errichtete das Reichskammergericht (zuletzt in Wetzlar), um alle Berufungen und Entscheidungen an sich zu ziehen. Das bedeutet das Ende einer langen Entwicklung. Hatte früher das Gericht der Gemeinde ausgleichen, schlichten, geraderücken wollen unter Wahrung aller persönlichen Freiheit und Berücksichtigung aller persönlichen Verhältnisse, so stand jetzt das Gericht da als der rein sachliche, unbeteiligte Wahrer fester Rechtssätze, und an Stelle der alten unmittelbaren mündlichen Verhandlung war nun mehr und mehr das schriftliche Verfahren getreten. Damit verloren natürlich die ungebildeten Laienrichter dauernd an Bedeutung gegenüber den schrift- und rechtskundigen Gelehrten — es bildet sich der Stand der Berufsrichter, und dies um so mehr, als nach und nach die Wahrung des Rechts aus der Hand des Volkes in die Hand der Herren überging; am Ende des Mittelalters und beim Übergang in die neuere Zeit sehen wir schließlich, daß jeder der etwa 300 deutschen Territorialherren und der 1500 reichsunmittelbaren Herren sich als Gerichtsherr innerhalb seines Gebietes fühlte.

Inzwischen war von Italien her im Anschluß an die politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Beziehungen mit Deutschland das römische und das kanonische (von der christlichen Kirche aufgestellte) Recht in Aufnahme gekommen. Zunächst konnte freilich das neue Recht das deutsche nicht völlig verdrängen; es wurde nur angewandt, wo die bisherigen Satzungen versagten; aber seine Einführung verstärkte die Macht der gelehrten Richter, und diese drängten unwillkürlich das schwer übersichtliche, stark persönliche deutsche Recht immer weiter zurück zugunsten des ganz begrifflich gerichteten römischen. Damit wurden sie freilich den deutschen Verhältnissen nicht immer gerecht und entfernten dadurch die Rechtsprechung mehr und mehr vom allgemeinen Volksempfinden. Kein Wunder, daß sich die römischen Juristen nur geringer Beliebtheit erfreuten.

Zu Beginn der Neuzeit wurde die sogenannte „Carolina" (die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahre 1532) noch einmal mit dem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit im Deutschen Reiche, wenigstens für das Gebiet des Strafrechtes, erlassen. Seitdem aber lag die Weiterentwicklung des Rechtes bei den einzelnen Staaten, in denen nun juristisch, d. h. römisch-juristisch gebildete Beamte Regierung und Verwaltung immer mehr in die Hand bekamen. Aus den Justizkanzleien und Kammergerichten, die von den Fürsten mit ihrer Hilfe gegründet wurden, gingen die neuen Gerichtsordnungen hervor, so besonders diejenigen der brandenburgisch-preußischen Fürsten (Joachims I., schließlich Friedrichs des Großen). Die großartigste

Schöpfung dieser Behörden war das preußische Landrecht, das erst nach dem Tode Friedrichs des Großen vollendet und eingeführt wurde. Von jetzt ab lag die Leitung der Gerichtshandlung und die Ermittelung der Wahrheit nach Abschaffung der Folter ausschließlich in der Hand eines akademisch gebildeten Richters.

Für die Rechtsentwicklung der neuesten Zeit hatte die größte Bedeutung die Gerichtsverfassung des französischen Kaiserreiches (Code Napoléon 1804), die auf den Gedanken der Französischen Revolution aufgebaut war. Danach nahmen wieder, wie in den ältesten Zeiten, die Laien an der Rechtsprechung teil. Nach der Revolution von 1848 wurden diese „Schwurgerichte" in die Gerichtsverfassung des Deutschen Bundes übernommen und damit der erste Schritt getan, um die Rechtsprechung in unmittelbare Verbindung mit dem Volke zu bringen.

Für das neue Deutsche Reich wurde dann das Strafgesetzbuch (1876) und das Bürgerliche Gesetzbuch (1900) erlassen. In diesem neuen deutschen Recht sind zwar viele Begriffe und Errungenschaften des römischen Rechtes zu finden, vor allem die Trennung des privaten und des öffentlichen Rechtes (Zivil- und Strafrecht) und die Freiheit der einzelnen Person, aber mindestens ebenso deutlich sind die Spuren der altgermanischen Rechtsauffassung. So haben wir, entsprechend den alten deutschen Sonderbestrebungen, neben dem Reichsrecht eine Fülle von einzelstaatlichen Rechten und eine Menge Körperschaften mit eigenem Recht (Universitäten, Innungen usw.), in denen der alte genossenschaftliche Geist unserer Vorfahren weiterlebt. Die altüberlieferte soziale Natur des deutschen Rechtes zeigt sich in der Begünstigung des wirtschaftlich Schwachen (besonders des Arbeiters), daneben üben wieder das Sittliche und die Sitte ihren Einfluß aus.

2. Staatsentwicklung (Verfassungsentwicklung). Als die Germanen in das Licht der Geschichte traten, hatten sie keinen einheitlichen Volksstaat, sondern zerfielen in eine Menge kleiner Völkerschaften. Die Staatshoheit lag, wie die Gerichtshoheit, in der Hand der Landesversammlung (thing, mahal, mallus). Da also die endgültige Entscheidung über Verfassungsfragen bei der Gesamtheit der stimmberechtigten Freien lag, hatte die Staatsverfassung ein republikanisches Gepräge, doch so, daß die Großen des Landes ein Vorschlagsrecht hatten und die an das Volk zu bringenden Vorlagen vorher berieten. Bei den Ostgermanen regierten neben dem Thing Könige, bei den Westgermanen leiteten es Fürsten, über die im Kriegsfalle ein Herzog gestellt wurde. Seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. vereinigten sich die Teilstaaten der Westgermanen zu großen Stammesverbänden (s. S. 47) unter der Herrschaft eines Königs oder Herzogs. Entschei-

bend für die Geschichte Germaniens und Deutschlands wurde die Errichtung des Fränkischen Reichskönigtums durch Chlodwig († 511). Dieses Königtum eignete sich nach und nach eine fast unumschränkte Gewalt an. Unter Karl dem Großen entwickelte sich daraus das universale, d. h. das Weltkaisertum nach römischem Vorbild und gleichzeitig das theokratische, d. h. von Gott errichtete Kaisertum. Diese Grundgedanken des Kaisertums nahm Otto der Große wieder auf (das „Heilige römische Reich deutscher Nation" von 962—1806). Die Macht des Kaisers erstreckte sich auch über die Kirche, wurde aber später durch den Streit zwischen Kaiser und Papst unter Heinrich IV. und seinen Nachfolgern beschränkt. Eine weitere Einbuße erlitt die kaiserliche Gewalt durch das Lehnswesen. Dieses war schon unter den Merowingern entstanden, indem der König sich die Großen und die Beamten des Reiches, z. B. die Grafen, zum Heeresdienste verpflichtete, dafür aber Land und Leute samt einem Teil seiner eigenen königlichen Rechte (Gerichtshoheit, Münzrecht und sonstige Vorrechte) verlieh. So kamen im Deutschen Reiche die großen Vasallen empor. Sie nahmen ihrerseits wieder Vasallen durch Lehen in Pflicht, und so gab es bald eine Menge von Grund- und Standesherrschaften, geistliche und weltliche, die allmählich erblich wurden und sich zu Fürstentümern entwickelten. Neben sie traten mit der gleichen Berechtigung noch die Ritter und Städte. Schließlich wuchsen die ständischen Gewalten dem deutschen König über den Kopf. Das zeigt die bereits erwähnte „Verständigung mit den geistlichen Fürsten" (1220) und das „Gesetz zugunsten der weltlichen Fürsten" (1231) von Friedrich II. und die „Goldene Bulle" Karls IV. (1356). Das Kaiserreich wurde ein Wahlreich, in dem die Stimmen der sieben Kurfürsten (drei geistliche und vier weltliche) den Ausschlag gaben. Die Gewalt des Kaisers und Königs war auch noch beschränkt durch den Reichstag, die Versammlung der Gesandten aller Reichsstände; die Gewalt der Reichsfürsten aber nahm ständig zu. Diese ganze Entwicklung wurde abgeschlossen durch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens von 1648; die deutschen Fürsten durften seitdem beispielsweise Bündnisse untereinander und mit fremden Fürsten schließen, außer gegen Kaiser und Reich, kurz, sie genossen die volle Souveränität. Es gab in Deutschland bis 1803 einige hundert selbständige, unumschränkte Fürstentümer, Reichsstädte, Reichsritterschaften, Reichsabteien und Reichsdörfer, in denen sich besonders im 17. Jahrhundert die Selbstherrlichkeit der Herrschenden immer stärker entwickelte.

In Brandenburg-Preußen bildete sich die unumschränkte Herrschaft weiter zu der aufgeklärten absoluten Monarchie, deren wesentlichste Eigenarten nach und nach auch die anderen Fürsten annahmen. Das Losungswort der neuen Richtung stammt von Friedrich dem Großen: „Der Fürst ist der erste Diener des Staates." Man könnte statt dessen auch sagen: „Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk." Schon der Große Kurfürst hatte die Selbstherrlichkeit der Landstände, die ihm die Steuern verweigert hatten, gebrochen, hatte ein von ihm besoldetes, gebildetes und zuverlässiges Beamtentum gegründet, das die Mitregierung neben ihm führte, und hatte die ihm zustehenden Rechte mit Besonnenheit gebraucht. Dazu kamen seine Leistungen auf dem Gebiete des Heerwesens: er schuf sich ein stehendes Heer, das der sparsame und tüchtige König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen, mit besonderer Strenge und Sorgfalt weiter ausgestaltete. Um diese Zeit (etwa 1730) wurden auch Ministerien eingerichtet, deren Wirksamkeit allerdings durch das königliche Kabinett stark beschränkt war.

Das deutsche Staats- und Verfassungswesen der neuesten Zeit ist bestimmt durch die nach deutscher Art umgeformten Gedanken der Französischen Revolution und insbesondere durch die grundlegenden Reformen des Reichsfreiherrn v. Stein und des Kanzlers Fürsten Hardenberg. Jeder Staatsbürger erhielt nach Möglichkeit Anteil an der Verwaltung; dadurch wurde das Verantwortungsgefühl des einzelnen gestärkt. Die absolute Herrschaft des Königs wurde eingeschränkt, und die Minister sowie die Präsidenten in den Provinzen wurden selbständiger. Die Städte, die bis dahin von einem königlichen Stadtdirektor geleitet worden waren, erhielten Selbstverwaltung (die „Städteordnung" 1808), d. h. sie konnten sich ihre Bürgermeister, den Rat und die Stadtverordneten selbst wählen. Auch die Bauern, deren Lage nach der Aufnahme des römischen Rechtes drückend geworden war, indem sie zu Hörigen und Leibeigenen ihrer Grundherren geworden und an die Scholle gebunden waren (vgl. S. 81), wurden selbständig (die „Bauernbefreiung"). Es ist geradezu bewundernswert, daß diese tiefeinschneidenden Veränderungen während der Unruhe der Napoleonischen Kriege durchgeführt werden konnten. Dem Könige war damit ein Teil seiner Macht genommen, doch blieb er noch immer ein absoluter Fürst. Das Volk hatte aber immer noch zu wenig Anteil an der Staatsregierung. Daher brachen von 1830 bis 1850 in verschiedenen deutschen Bundesstaaten Revolutionen aus, zumal die deutschen Fürsten 1815 ihren Untertanen eine „Konstitution" oder Verfassung, d. h. Anteil an der Staatsregierung, versprochen, aber teilweise nicht gewährt hatten. Der erste deutsche Staat, in dem die Verfassung eingeführt wurde, war Sachsen-Weimar (1816), einer der letzten war Preußen (1850). So entstand allmählich in den deutschen Bundesstaaten mit Ausnahme der beiden Mecklenburg und der drei Hansestädte die konstitutionelle Monarchie. Das Volk war vertreten in dem Parlament, meistens mit zwei Kammern. Die Erste

Kammer setzte sich zusammen aus den Mitgliedern des Herrscherhauses, den Großgrundbesitzern, den hohen Geistlichen, den Bürgermeistern der größten Städte und aus einigen vom Herrscher persönlich ernannten Abgeordneten. Die Erste Kammer bildete ein Gegengewicht gegen die Zweite Kammer, die vom Volke nach verschiedenen Wahlrechten gewählt wurde. Diese Einrichtungen galten in der Hauptsache auch für den Norddeutschen Bund (1867) und das neue Deutsche Reich (1871). Neben dem Kaiser stand der Bundesrat, d. h. die Vertretung der verbündeten Regierungen, und der Reichstag, der durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht gewählt wurde, wobei ursprünglich auf je 100000 Einwohner ein Abgeordneter entfiel. Der einzige eigentliche Reichsminister war der Reichskanzler. Der Geist der gesamten Reichsverfassung erstrebte, daß jeder einzelne Staatsbürger politisch mündig und für die Regierung mitverantwortlich sein sollte; das entsprach den freiheitlichen Forderungen des 18. und 19. Jahrhunderts ebenso wie den Gedanken des Reichsfreiherrn von Stein, ja überhaupt dem Fühlen und Denken des freien deutschen Mannes.

Und doch erwies sich diese Verfassung der schweren Probe des Weltkrieges nicht gewachsen. Am 9. November 1918 wurde sie umgestoßen und durch eine freiheitlichere ersetzt. Das Kaisertum und der Bundesrat wurden beseitigt. An ihre Stelle trat die Republik mit einem Präsidenten an der Spitze, dessen Amtszeit sieben Jahre beträgt. Ihm stehen eine Anzahl Reichsminister zur Seite. Die Staatshoheit liegt in den Händen der Volksvertretung (zuerst für die grundlegenden Arbeiten am Neubau des Reiches in den Händen der Nationalversammlung, dann beim Reichstag). Gewählt wird sie nach dem Reichstagswahlrecht, jedoch mit der Maßgabe, daß auch die Frauen wählen dürfen und daß das Alter der Wahlberechtigten auf 20 Jahre heruntergesetzt ist. Dieselben Einrichtungen weisen auch die deutschen Bundesstaaten auf, die trotz der Umwälzung bestehen geblieben sind; es machen sich jedoch Einigungsbestrebungen (namentlich unter den zahlreichen Kleinstaaten Thüringens) bemerkbar, und die neue Reichsverfassung sieht die Möglichkeit weiterer Zusammenlegungen von Bundesstaaten zu größeren Gebilden vor. Neben dem Einheitsgedanken hat sich also das Bestreben immer mehr durchgesetzt, Rechte und Anteil des einzelnen am öffentlichen Leben zu vermehren.

Büchernachweis: H. Meyer, Das deutsche Volkstum, 2. Aufl., 2 Bde.; Leipzig 1904, Bibliogr. Institut. — R. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 5. Aufl.; Berlin 1907, Vereinigung wiss. Verleger. (Auszug daraus in Sammlung Göschen Nr. 621 u. 664.) — S. Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I, 2. Aufl. 1906; II 1892; München, Duncker & Humblot. — Derselbe, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte, 6. Aufl.; ebenda 1913. — K. v. Amira, Grundriß des germanischen Rechts, 3. Aufl.; Straßburg 1913, K. Trübner. — G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. I–VI, 2. Aufl.; Berlin 1893—90, Weidmann. — Gebhardt-Hirsch, Handbuch der deutschen Geschichte, 5. Aufl., 2 Bde.; Stuttgart 1913, Union (mit guten Übersichten und Literaturangaben).

Ausbreitung des Deutschtums.

Von einschneidender Bedeutung für die Ausbreitung des germanisch-deutschen Volkstums war die Völkerwanderung (375—568 n. Chr.). Die Ostgermanen (Goten, Wandalen und kleinere Volksteile) verließen, von den Hunnen gedrängt, die weiten Gebiete ihrer heimatlichen Siedelungen von den Ebenen Westrußlands bis an die Elbe und Saale und wanderten nach den fruchtbaren Gebieten Südeuropas und Nordafrikas. Während sie dort in der Ferne ihr Volkstum allmählich aufgaben oder, wie die Goten in Italien, einem mächtigeren Gegner erlagen, rückten in die frei gewordenen Gebiete des östlichen Mitteleuropas die Slawen ein, besiedelten die fruchtbarsten Landstriche mit ihren eigenartigen Dörfern und trieben Ackerbau und Viehzucht. Zur Zeit Karls d. Gr. lief die Grenze zwischen Germanen und Slawen durch das östliche Holstein und an der Elbe und thüringischen Saale entlang; zwischen dem Fichtelgebirge und dem Böhmerwald schob sich ein Keil slawischen Gebietes bis nach Mittelfranken hinein. Aber schon zu Beginn des 10. Jahrhunderts setzte die deutsche Rückflut ein. Unter Heinrich I. (919—936) und Otto d. Gr. (936—973) wurden den Slawen weite Landstriche wieder entrissen. Um diese Zeit wurde die bayrische Ostmark eingerichtet (ôstarrîchi), aus der das alte Österreich hervorgegangen ist. Als im 12. Jahrhundert das deutsche Leben einen allgemeinen Aufschwung nahm, ließen norddeutsche Bischöfe die ihnen gehörigen Sumpf- und Ödländereien durch Niederländer urbar machen. Dann zogen, gefördert und unterstützt durch tatkräftige, freilich auch rücksichtslose Fürsten wie Heinrich den Löwen († 1195), Scharen deutscher Bauern aus den Niederlanden, Thüringen, Franken und Sachsen ins wendische Land. Damit beginnt die ostdeutsche Kolonisation. Sie stellt eine der glänzendsten Leistungen unseres Volkes dar, denn fast zu der gleichen Zeit erforderten die Kreuzzüge und die inneren Fehden viel Volkskraft. Die neu gewonnenen Gebiete wurden an die deutschen Siedler zu günstigen Bedingungen abgegeben, und es entstanden die vielen deutschen Waldhufen- und Reihendörfer, oft eingestreut zwischen die slawischen Rundlinge. So bildete sich ein freier deutscher Bauernstand zu einer Zeit, wo sonst noch Hörigkeit herrschte (s. S. 77). Überallhin verbreitete sich der Ruhm des neu erschlossenen Siedlungslandes, und so sang man

damals zumal in Flandern das Lied: „Nach Ostland wollen wir fahren, wohl über die grüne Heide, da ist es schön!“

Die Züge deutscher Bauern folgten weiterhin der Vorarbeit des Ordens der Schwertbrüder von Riga und des Deutschen Ritterordens. Gegen 1275 war der Osten bereits bis an die Düna unterworfen, durch Ordensburgen gesichert, durch Städte mit niederdeutschem Stadtrecht belebt und durch massenhafte Bauernsiedelungen in mustergültiger Weise für das Deutschtum gewonnen. Ähnlich, wenn auch langsamer und nicht so planmäßig, verfuhren die Askanier in Brandenburg, die Wettiner im Meißner Land, die Piasten in Schlesien, die Babenberger in Österreich und die den Deutschen wohlgesinnten Przemysliden in Böhmen und Mähren, ja auch die ungarischen Könige riefen deutsche Bürger und Bauern ins Land, und auf diese führen sich die Siebenbürgener Sachsen (s. S. 113) und die deutschen Bürger in vielen ungarischen Städten zurück. Alle Kultur Ungarns ist also eigentlich deutschen Ursprungs.

Verhängnisvoll war es freilich für das Deutschtum, daß namentlich im Südosten und Nordosten die Einwanderungen nicht ausreichten, um die eingesessene Bevölkerung einzudeutschen. Diese nahm zwar vieles von der deutschen Kultur an, blieb aber deutschfeindlich. Gleichwohl haben gerade von den ostdeutschen Siedlern die meisten ihr Deutschtum bewahrt, während die Auslanddeutschen in den fremden Erdteilen (s. u.) ihr Deutschtum nur zu oft aufgegeben haben. Der Höhepunkt der ostdeutschen Kolonisation trat im 14. Jahrhundert ein. Damals gesellte sich zu der vorwiegend bäuerlichen Besiedelung des platten Landes noch die Ausbreitung des deutschen Bürgertums durch die Hanse, deren Anfänge in das 12. Jahrhundert zurückreichen (s. S. 78). Ihre höchste Machtfülle erreichte sie bei dem Frieden zu Stralsund im Jahre 1370, der den siegreichen Krieg gegen Waldemar IV. von Dänemark beendete. Damals durfte kein dänischer König ohne Genehmigung der Hanse gewählt werden. Selbst der englische Handel war bis in die Zeiten der Königin Elisabeth († 1603) von dem deutschen Stahlhofe in London abhängig. Allmählich aber zerfiel die Hanse gleich dem Deutschen Reiche; auch die ostdeutsche Kolonisation ließ nach, weil allenthalben ein mächtiger, die herrlichen Einzelkräfte zusammenfassender Wille fehlte.

Seitdem haben zwar die Deutschen noch manche Großtat vollbracht, aber eine erhebliche Ausbreitung des Deutschtums in Mitteleuropa, zumal im Osten, ist nicht mehr erfolgt. Nicht einmal das bißchen Preußisch-Polen konnte eingedeutscht werden. Das meiste haben noch die brandenburgisch-preußischen Fürsten seit dem Großen Kurfürsten geleistet. Dieser weitsichtige Herrscher zog flämische Siedler ins Land und ließ durch sie die Moore urbar

machen. Viele Ortsnamen, z. B. Fläming, erinnern noch daran, und in Norddeutschland ist der Ausdruck „das ist ein flämischer Kerl“ wie überhaupt der Gebrauch von „flämisch“ zur Kennzeichnung des Aussehens und Verhaltens eines Menschen weit verbreitet und bezeichnet bald das Derbe und Grobe, bald das Mürrische und Eigenartige. Ferner nahmen die Hohenzollern Flüchtlinge aus Frankreich (1685), Salzburg (1731) und Holland auf und belebten auf diese Weise die Industrie, insbesondere die Tucherzeugung und die Seidenspinnerei. Noch heute gibt es viele französische Familiennamen aus dieser Zeit (Verdy du Vernois, Fabrice, François). Nach der Gründung des Deutschen Reiches begann die planmäßige Erschließung der Ödländereien und die deutsche Besiedelung der ehemals polnischen Provinzen Westpreußen, Posen und Oberschlesien durch die Ansiedlungskommission, die im Jahre 1886 ins Leben gerufen wurde. Durch diese wurden größere und kleinere polnische Güter, manchmal auch verschuldete deutsche Güter, angekauft, aufgeteilt und zu Kleinbauernsiedelungen mit weitgehender staatlicher Hilfe umgestaltet. Eine wirkliche Eindeutschung der genannten Landesteile ist aber leider nicht erfolgt.

Weit stattlicher als diese Erfolge nehmen sich diejenigen aus, die das Deutschtum in fremden Erdteilen errungen hat. Nach den Fahrten der Wikinger, der Kreuzritter und der Hanse trugen die Welser aus Augsburg den deutschen Namen in ferne Weltteile. Bartholomäus Welser rüstete im Jahre 1528 in Spanien drei Schiffe aus, die unter dem Befehl des Ambrosius Dalfinger Venezuela in Besitz nahmen. Kaiser Karl V. überließ ihm das Land als Pfand für geliehene Gelder, doch gab die Familie schon nach 26 Jahren den Besitz wieder auf. Etwa 150 Jahre später, 1683, legte der Große Kurfürst an der Goldküste Westafrikas eine Kolonie an, Großfriedrichsburg geheißen, und stützte diese kühne Unternehmung durch eine Flotte, die eine achtunggebietende Rolle in dem damaligen Überseehandel spielte. Aber schon Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) verkaufte die Kolonie im Jahre 1716 für 7200 Dukaten an die Holländer. Nach einer Pause von 200 Jahren begann das neue Deutsche Reich auswärtige Niederlassungen zu erwerben. Am 24. April 1884 ließ Bismarck in Kapstadt amtlich erklären, daß die Erwerbungen des Bremer Kaufherrn Lüderitz an der Küste Südwestafrikas unter deutschem Schutze stünden. Noch im selben Jahre ergriff der Afrikaforscher Nachtigal im Auftrage des Reiches Besitz von Togo und Kamerun, während Karl Peters in Ostafrika weite Gebiete erwarb, von denen freilich der nördliche Teil und Sansibar 1890 gegen Helgoland an England abgetreten wurden. Es folgte der Nordosten Neuguineas, die Marschall- und Bismarckinseln, die wichtigsten Samoainseln (1889), Kiautschau (1897) und

die Karolinen und Marianen im Stillen Ozean (1899). Im Kriege gegen China (1900—1901) stand Deutschland sogar an der Spitze der Kolonialvölker (Graf Waldersee). In der Verwaltung dieser Gebiete hat das deutsche Volk unverkennbar kolonisatorische Begabung gezeigt. Die Frucht dieser Arbeit sollte in immer steigendem Maße dem Mutterland in den Schoß fallen, aber auch hier hat der Weltkrieg mit seinem Ausgang die besten Hoffnungen begraben. Mag auch nicht mehr die deutsche Flagge über diesen Kolonien wehen, so werden doch die Denkmäler deutscher Art und Kultur in Afrika, in der Südsee und nicht zuletzt in Kiautschau noch lange davon zeugen, was deutscher Kolonisten- und Unternehmergeist einstmals vermocht hat.

Betrachten wir die heutige Ausbreitung der Deutschen in Europa, so zeigt sich zuerst: deutsche Art überschreitet allerorten die deutschen Grenzpfähle. Das geschlossene deutsche Sprach- und Siedelungsgebiet Europas, als das Deutsche Reich, das deutsche Gebiet im alten Österreich, der deutsche Teil der Schweiz und Luxemburg umfassen 78 Mill. Deutsche, von denen nur 65 Mill. auf dem Boden des bisherigen Deutschen Reiches wohnten. Dazu kommen im übrigen Europa noch 5 Mill. Deutsche in der Zerstreuung: 2½ Mill. in Ungarn und in den Balkanstaaten, 2 Mill. in Rußland und ½ Mill. in den übrigen Ländern Europas. Das sind insgesamt in Europa rund 83 Mill. Deutsche.

Zu diesen 83 Mill. kommen dann noch etwa 14 Mill. Deutsche in der Übersee (s. S. 114), so daß man auf der ganzen Erde rund 100 Mill. Deutsche zählt, das sind mehr, als es rassenreine Engländer gibt.

Kein anderes Volk hat so viel Volksgenossen außerhalb seiner Grenzen aufzuweisen. Daraus ergibt sich aber: wenn wir von deutschem Volkstum reden wollen, so dürfen wir nicht nur auf unser Reich schauen, denn auch in den Gebieten, die durch politische Entwicklung oder räumlich von uns getrennt worden sind, lebt und blüht deutsche Art und verteidigt sich zäh gegen die fremden Anstürme.

Da steht zuerst Deutschösterreich, das nur Gewalt von der Vereinigung mit dem Deutschen Reiche fernhalten konnte (6½ Mill. Deutsche) und die schwerbedrohten Länder Kärnten und Untersteiermark (280000 Deutsche). Da stehen die kampferprobten deutschen Minderheiten in den Ländern, die jetzt vom alten Österreich losgerissen sind, in Böhmen, Mähren und Schlesien (3½ Mill.), in Südtirol (250000 Deutsche), Krain, Küstenland und Dalmatien (50000), Bukowina und Galizien.

Diese 10 Mill. Deutsche stellten den wertvollsten Bestandteil des früheren Österreich dar. Fast neun Zehntel aller Gewerbesteuern wurden von ihnen gezahlt, sieben Zehntel aller Bauerngüter, drei Viertel des ganzen Häuserbesitzes in Österreich waren in deutschen Händen. In gleichem Maße, zu

neun Zehntel, waren die österreichischen Bergwerke deutsch. So gaben die Deutschen dem Kaiserstaat diesseits der Leitha trotz ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit das Gepräge. In zahlreichen Schutzvereinen haben sie sich zusammengetan, um dem Vordringen fremdsprachiger Stämme Halt zu bieten und ihre altüberkommene deutsche Art zu wahren.

Deutsche Art führt weiter nach dem alten Ungarn, wo schwäbische Bauern in Westungarn und im Tiefland und fränkische Siedler (fälschlich Sachsen genannt) in Siebenbürgen in harter Arbeit und oft schweren Kämpfen ihre deutsche Kultur einpflanzten und verteidigten, so daß der Wanderer, der heute etwa die deutsche Hauptstadt im fernen Südosten, Hermannstadt, betritt, sich trotz des orientalischen Einschlags, den das bunte Leben auf Markt und Straßen aufweist, in die deutsche Heimat versetzt fühlt. Draußen aber auf dem platten Lande gemahnen die burgartigen Kirchen an die unruhigen Zeiten völkischen Kampfes, zeugen aber auch die behäbigen Dörfer, die sich an sie anschließen, an den durch redlichen Fleiß erworbenen Wohlstand ihrer treudeutschen Bewohner. Die ungarischen Deutschen werden ihre Art nun wahren müssen gegen ihre neuen Herren, die Südslawen und Rumänen.

Deutsche Art führt hinüber über die Alpenpässe in die italienischen Grenzlande, wo Kleinode deutscher Siedelung wie Bozen und Meran der anders gearteten italienischen Siedelung gegenübertreten. Sie reicht hinein ins Schweizerland, wo der deutsche Schweizer nie die Verbindung mit der reichsdeutschen Kultur verloren und sie von seiner Seite aus lebhaft bereichert hat.

In starken Vorposten steht das Deutschtum auch im Osten. Die hohe Kultur der russischen Ostseeprovinzen ist das Werk langer deutscher Kolonisationsarbeit. Als adlige Großgrundbesitzer, als Handelsherren, Ärzte, Geistliche und Lehrer durchsetzen die baltischen Deutschen das Land als seine eigentlichen Führer. Die alte Hansestadt Riga dankt ihre hervorragende Bedeutung unter den russischen Städten und ihre Blüte deutschem Handel und deutscher Wissenschaft, die sich hier eine Stätte gesucht haben. Unendliche Opfer haben diese baltischen Deutschen für ihr Volkstum gebracht; sie haben Schulen gegründet und unterhalten, Verbesserungen des Bodens auf dem Lande und der Bauweise in den Städten eingeführt und sind stets die Träger deutscher Bildung gewesen, von der seit Hamann und Herder immer wieder reiche Ströme nach Deutschland geflossen sind. Die russische Revolution von 1905 und die bolschewistischen Greuel haben diesen wackeren Volksgenossen schwere Einbuße an Ansehen und Besitz gebracht, und noch stehen sie in schwerem Ringen, aber wir dürfen hoffen,

daß die deutschen Balten auch erneuten schweren Prüfungen zum Trotz die altererbten Güter ihres Volkstums erhalten können.

Mit Wehmut gedenken wir auch der deutschen Siedler an der Wolga, am Schwarzen Meere und bis an den Kaukasus, die ihr Deutschtum treu bewahrten und im Weltkrieg schwer büßen mußten. Die Geschichte der Siedelung an der Wolga, die zur Zeit Katharinas II. in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts beginnt, ist heute beendet, aber die Frucht ihrer Arbeit, die sich besonders in den Kulturmittelpunkten Saratow und Sarepta zeigt, wird noch lange wirksam bleiben.

Außer diesen geschlossenen Siedelungen finden sich noch kleinere Gruppen deutscher Volksgenossen (etwa ½ Mill.) im übrigen Europa, mit Vorliebe in den großen Städten, als Träger hervorragender wirtschaftlicher und kultureller Bestrebungen, z. B. als Großkaufleute, Schriftsteller, Ärzte, Ingenieure und Lehrer.

Auch über den Ozean trug überallhin der Pioniergeist deutscher Kaufleute und Gewerbetreibende deutsche Art. In Südamerika wohnen heute ½—1 Mill. Deutsche, vor allem in Brasilien, Argentinien und Chile. In Valdivia herrscht die deutsche Sprache vor, und ein echt deutsches Bauernland wurde die fruchtbare Landschaft des brasilischen Itajahytales, die 1850 von Hermann Blumenau der Besiedelung zugänglich gemacht und dann nach ihm benannt wurde. Den weitaus größten Teil aller deutschen Auswanderer lockte der Reichtum und die Zukunftsmöglichkeit Nordamerikas an. Zuerst wanderten dorthin einzelne Sekten im 17. Jahrhundert aus, dann politische Flüchtlinge, namentlich in der Zeit von 1815 bis 1850, sowie vorher und nachher Hunderttausende von Deutschen infolge wirtschaftlicher und sozialer Nöte. Der deutsche Einschlag in Nordamerika war so stark, daß einst in dem Staate Pennsylvanien beinahe das Deutsche als Staatssprache eingeführt worden wäre. Auch nach der Gründung des Deutschen Reiches blieb trotz des wirtschaftlichen Aufschwunges der Heimat die hohe Ziffer der deutschen Auswanderung bestehen, weil im fernen Westen Nordamerikas gerade um diese Zeit viele neue Ansiedelungs- und Verdienstmöglichkeiten erschlossen wurden. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts flaute die Auswanderung nach Nordamerika ab, da die wirtschaftlichen Zustände in der Heimat sich besserten. Man schätzt die Zahl der Deutschen in Nordamerika jetzt auf etwa 13 Millionen. Sie sind zumeist als tüchtige Farmer, Kaufleute, Ingenieure und Gewerbetreibende zu Wohlstand und Ansehen gelangt und seit 1901 im Deutsch-Amerikanischen Nationalbund vereinigt. Aber ein Teil ist in der anglo-amerikanischen Bevölkerung aufgegangen, so daß sich für ihn die

Verbindung mit der Heimat und die Anhänglichkeit an sie stark gelockert, ja überlebt hat.[1])

Durch seine Anpassungsfähigkeit, seine hervorragenden Sprachkenntnisse, seine Umsicht und Gewissenhaftigkeit hatte sich der Auslanddeutsche vor dem Kriege in aller Welt geradezu unentbehrlich gemacht und hatte seinen Stammesgenossen zu jener Weltgeltung verholfen, wie sie einem Hundertmillionenvolke zukommt. Durch die schweren Erschütterungen der Gegenwart ist hier ein furchtbarer Rückschlag eingetreten, dessen Folgen, vorläufig wenigstens, die Ausschaltung des Deutschen vom Weltmarkte und die Ohnmacht unseres Vaterlandes sind. Vier Millionen Deutsche sind vom früheren Deutschen Reiche gewaltsam losgetrennt, und das neue Deutsche Reich, ohne Kolonien, ohne Heer, ohne Flotte, im Innern uneinig, muß sich einstweilen damit abfinden. Aber es widerspräche der ganzen Geschichte unseres Volkes, die zwar in manchen Einzelheiten tragisch, im großen und ganzen aber ruhmvoll gewesen ist, wenn auf eine solche Demütigung keine Erhebung und Wiedergeburt folgen sollte. Dazu wird es die nächste und dankbarste Pflicht der Heimat sein, die Fäden, die der Krieg jäh zerriß, wieder mit den Deutschen außerhalb des Reiches anzuknüpfen und den vielen Volksgenossen, die in nächster Zeit draußen in der Fremde leben müssen, ihr Deutschtum zu erhalten.

Büchernachweis: E. Hauptmann, Nationale Erdkunde, 2. Aufl.; Straßburg 1911, Fr. Bull. — R. Hoeniger, Das Deutschtum im Auslande, 2. Aufl. (AAuG, Bd. 409); Leipzig 1918, B. G. Teubner. — P. Joachimsen, Vom deutschen Volk zum deutschen Staat (AAuG, Bd. 511); ebenda 1916. — P. Rohrbach, Der deutsche Gedanke in der Welt (Die blauen Bücher); Düsseldorf u. Leipzig, Langewiesche. — Die Schriften des Vereins für das Deutschtum im Ausland: Handbuch des Deutschtums im Ausland; Vierteljahrshefte. — P. Langhans, Justus Perthes' Alldeutscher Atlas; Gotha, J. Perthes. — G. Holdegel und W. Jentzsch, Deutsches Ringen und Schaffen im Ausland, 2 Bde.; Leipzig, J. Klinkhardt (mit reichen Literaturangaben). — E. Lehmann, Deutsche Art auf Vorposten; Leipzig 1918, A. Haase.

1) Das ist ja überhaupt ein bekannter alter Erbfehler der Deutschen, daß sie — in arger Übertreibung ihrer gerühmten Anpassungsfähigkeit — ihr Volkstum so rasch aufgeben. Nur die deutschen Bauern in fremden Ländern (s. o.) machen eine Ausnahme, während namentlich die deutsche städtische Bevölkerung in der Fremde sich nur zu rasch entdeutschen läßt und für fremde Kultur arbeitet.

Religion, Märchen und Sage, Volkslied.

1. Religion. Von ihrem ersten Hervortreten an finden wir die deutschen Stämme im Besitze einer ausgebildeten Religion. Aber die Einzelheiten ihres Götterglaubens und Gottesdienstes sind wir allerdings nur ungenügend unterrichtet.

Neben den Berichten der Griechen und Römer und den Zeugnissen, die auf deutschem Boden gefunden wurden und selten mehr als Götternamen enthalten, müssen auch die der anderen Germanenstämme verglichen werden; doch darf der ausgebildete Götterhimmel der Edda (aus dem 13. Jahrh.) keinesfalls für die deutsche Mythologie in Anspruch genommen werden.

In alten Liedern besangen unsere Vorfahren den erdentsprossenen Gott Tuisto oder Tuisko und seinen Sohn Mannus, den ersten Menschen. Nach seinen drei Söhnen, die sie als ihre Ahnherren verehrten, nannten sich die drei großen Kultverbände der Ingäwonen, Herminonen und Istäwonen.

Heilige Haine waren die Stätten der altdeutschen Gottesverehrung. Hier kamen die Abgesandten der verbündeten Stämme zu gemeinsamen Feiern zusammen. Hier sah man den Ursprung des Volkes und hier fühlte man sich der Macht des allwaltenden Gottes unterworfen. Hier wurden die weißen Rosse gehalten, deren Wiehern als Weissagung galt. Von hier aus zog man in den Kampf und nahm die heiligen Bilder und Zeichen mit, denen die Gottheit selbst in die Schlachten folgte.

Der Gott, den die Semnonen, das Hauptvolk unter den Sueben, zu höchst verehrten, war Ziu oder Tiu, der nordische Tyr. Sein Name stimmt mit dem römischen Jupiter (Dies-piter) und dem griechischen Zeus (Dios) überein, sowie mit dem indischen Dyaus. Von der Wurzel diw, glänzen, abgeleitet, bezeichnet er den indogermanischen Himmelsgott. Bei den Germanen war er zum Kriegsgott geworden, entsprechend der Bedeutung, die der Krieg in ihrem Leben gewonnen hatte. Daher erscheint er in den Berichten der Römer als Mars, und deshalb wurde der Tag des Mars zum deutschen Ziestag oder nach einem Beinamen des Gottes zum Dienstag. Er ist der Gott des Schwertes. Noch Jahrhunderte nach Tacitus galten die Schwaben als seine besonderen Verehrer (Zieswari). Aber auch die Sachsen, die sich nach dem Schwerte (Sachs = Schwert) nannten, hingen an ihm und riefen ihn als Sachsnot, als den Schwert- oder Sachsenfreund, an. Mit ihm scheint der lichte, leichtverletzliche Balder in Verbindung zu stehen, doch besitzen wir über ihn aus Deutschland nur wenige Zeugnisse.

Der deutsche Himmelsgott war Wodan (Odhin). Er ist ursprünglich ein Gott der bewegten Luft, dessen Name mit wehen und wüten zusammenhängt, und zugleich auch ein Gott der Gemütserregung. Er hat sich aus dem Sturmgeist entwickelt, der in unserer Volkssage vom wilden oder wütenden Heere fortlebt (nd.: „der Wode jagt“). Er ist der Führer des Seelenheeres, das nächtlich durch die Lüfte braust, ihm eilen die Seelen der gefallenen Helden zu. Er ist der Herr des Schlachtenschicksals, der den Sieg verleiht, und überschaut vom Himmel das All. Er ist der Gott

des Zaubers und aller Künste und Erfindungen. Im Merseburger Zauberspruch ist er es, der Balders verletztes Roß zu heilen vermag, nachdem sich die Göttinen vergeblich bemüht haben. Als Seelenführer und Gott der Erfindungen, der stets unterwegs ist, verglichen ihn die Römer mit ihrem Merkur, und danach wurde der dritte Wochentag bei den niederdeutschen und nordgermanischen Stämmen zum Wodanstag (wednesday). Seine Waffe ist der weithin fliegende Speer. Von den Rheinlanden breitete sich sein Dienst zu den Nordgermanen aus, deren Dichter gerade seine Gestalt immer reicher und tiefsinniger entwickelten: zum Herrn der Walhalla und der Walküren, zum Gott der Runen und der Dichtkunst, der Weisheit und Erkenntnis. Ihm wird schließlich sogar die Einsicht in die Unzulänglichkeit der alten Götterwelt zugeschrieben, deren unabwendbarem Zusammenbruch er gelassen entgegensieht. Neben ihm erscheint auch in Deutschland frühzeitig die Göttin Frija (Frigg) als seine Gemahlin und als Göttermutter (der Freitag ist ihr geweiht), umgeben von einer Schar Begleiterinnen, von denen Sunna, Sinthgunt und Volla genannt werden — wahrscheinlich Abspaltungen der Hauptgöttin selbst.

Donar (Thor), der Donnergott, ist der dritte von den großen Göttern, eine Lieblingsgestalt der germanischen Mythen. Als kräftiger, rotbärtiger Mann schwingt er den Blitzhammer. Er ist als Wettergott der Gott des Landmannes, dessen Felder er mit dem Frühjahrsgewitter segnet. Er vertreibt die schädlichen Mächte des Frostes und Reifs und zerschmettert die Riesen der Winterkälte. Mit dem Wurf des Hammers aber bestimmt er auch die Grenzen der Felder, und sein Hammer ist heute noch das Sinnbild des Rechts. Er ist der stärkste der Götter und ein guter Helfer in jeder Not. Die deutschen Krieger sangen Lieder auf ihn, wenn sie in die Schlacht rückten, und hielten den Schild vor den Mund, um den Gesang donnerartig anschwellen und verklingen zu lassen. Die Römer setzten ihn ihrem donnernden Jupiter gleich oder dem tatenfrohen Herakles, und nach ihm hat der Donnerstag seinen Namen. Dem Gewittergott ist die wettertrotzende Eiche heilig sowie mancher steil aufragende Berggipfel.

Auf einer Insel im Nordmeer stand ein einsamer Hain mit einem verschwiegenen See, ein Heiligtum der Erdengöttin Nerthus. Alljährlich im Frühjahr fuhr ein rinderbespannter Wagen mit dem verhüllten Bild der Gottheit durch die Gaue, überall Frieden und Freude verbreitend. Es ist ein milder Kult, von dem wir hier hören, verglichen mit den kriegerischen Gestalten der germanischen Hauptgötter. Von anderen Göttern kennen wir aus Deutschland wohl die Namen, doch wissen wir über ihr Wesen nichts Genaueres.

Der Gottesdienst war grausam: auch unsere Vorfahren brachten ihren Göttern Menschenopfer dar. Die gottesdienstlichen Handlungen wurden durch Priester geleitet, die auch in der Volksversammlung Schweigen zu gebieten hatten. Im häuslichen Kreise versah der Hausvater des Priesters Amt. Geweissagt wurde auch aus dem Flug der Vögel und mit Hilfe der Runenstäbchen. Den römischen Eroberern traten germanische Seherinnen entgegen wie Veleda oder Albruna.

Neben diesen höheren Gottheiten gab es ein ganzes Heer von niederen Geistern, an die das Volk glaubte und die es zumeist an bestimmte Stätten gebunden dachte: die Seelen der Abgeschiedenen, die Haus-, Feld- und Waldgeister, die mannigfaltigen Wassergeister und die Zwerge und Riesen, die den Göttern am nächsten stehen. Diese vielgestaltige Geisterwelt lebt in unserer Volkssage weiter. Sie ist älter als der germanische Götterhimmel und hat ihn überdauert. Sie gestattet uns wertvolle Schlüsse auf den Ursprung unserer alten Glaubenswelt aus Seelenglauben und

Ahnenverehrung sowie aus der Naturbeseelung. Sie legt uns den Gedanken nahe, daß sich auch bei uns aus frühesten schattenhaften und zweifelhaften Glaubenswesen immer höhere, scharf umrissene und freiwaltende Gestalten entwickelt haben, bis hinauf zu den großen Stammes- und Volksgöttern. Die Frage nach dem Ursprung der Religion selbst, und ob auch für unser Volk uranfänglich der Glaube an eine übersinnliche Kraft anzunehmen sei, bleibt unberührt.

Noch ehe die Schrift in Gebrauch kam, drangen bei uns die christlichen Glaubensboten ein und tilgten die Spuren der alten Götterverehrung. Es war eine entscheidende Unterbrechung unserer Religionsentwicklung. Nur unter schweren Kämpfen hat sich das Christentum durchgesetzt. Wenn es zunächst auch oft nur ein Streit war, ob die alten Götter schicksalsmächtiger seien oder der neue Christengott, wie noch bei der Bekehrung des gewaltsamen Frankenkönigs Chlodwig, so wurde unser Volk doch bald von dem innerlich überwindenden Heldentum des Erlösers mächtig angezogen. (S. S. 51).

Der alte Glaube dauerte aber besonders bei den zuletzt bekehrten Stämmen noch lange fort. Im altsächsischen Heliand (um 930 n. Chr.) erscheint Christus als der mächtige und freigebige Stammesherzog, von seinen Jüngern wie von reisigen Gefolgsmannen umgeben, wenn er z. B. auf dem hochgehörnten Schiff ins Nordmeer hinausfährt. Noch im 10. Jahrhundert standen an der Unterweser heilige Haine. Und noch im 11. Jahrhundert hören wir von den Sachsen, daß sie nach einer siegreichen Schlacht dem Schwertgott eine Säule errichteten. Um den Verfolgungen der Kirche zu entgehen, umgaben die Anhänger des alten Glaubens ihre heimlichen Zusammenkünfte an den altheiligen Stätten mit geheimnisvollem Dunkel. So bildeten sich die Berichte von den Hexen und Zauberern heraus, die zur Teufelsverehrung auf den Brocken fahren. (S. S. 138.)

Die ganze Geschichte zeigt unser Volk von lebendigem Glauben durchdrungen und erfüllt vom Streben, das Göttliche immer tiefer und innerlicher zu erfassen. Unsere alten Götter waren keine Griechengötter, die in ruhiger Klarheit und Jugendschönheit im Himmel thronen. Es waren nicht die abstrakten Götterbegriffe, denen die Römer in nüchterner Geschäftsmäßigkeit dienten. Es waren vielmehr Götter des ruhelosen Kampfes und des geistigen Ringens. Die nordgermanischen Dichter haben sie später mit ihrem grübelnden Tiefsinn ausgestattet. Ein gleicher Zug nach Vertiefung und Vergeistigung durchzieht auch die Geschichte des deutschen Christentums. Es sei nur kurz auf die Gottesinnigkeit der deutschen Mystiker hingewiesen. Und von Deutschland, von der machtvollen Persönlichkeit Martin Luthers ging schließlich die große Glaubenserneuerung aus, die in ganz Niederdeutschland und in den germanischen Nachbarländern durchgedrungen ist. Sie hat auch auf die alte Kirche zurückgewirkt, so daß sich die beiden Hauptbekenntnisse zu zwei einander vielfach ergänzenden Formen deutschen Gemeinschaftsglaubens herausgebildet haben. Daneben wird unser persönliches Glaubensleben vor allem durch die religiöse Innerlichkeit bestimmt, die unsere gemeinsame deutsche Philosophie und unsere Dichtung und Kunst erfüllt.

2. Das Märchen. Die Brüder Grimm waren die ersten, welche dem bis dahin verachteten und gescholtenen Märchen — der Name bedeutet kleine Mären, Erzählungen — ihren hingebenden Sammlerfleiß und ihre wissenschaftliche Gründlichkeit zuwandten. (Deutsche Kinder- und Hausmärchen 1812—14.)

Sie schrieben das Märchen so auf, wie sie es im Volk erzählen hörten, wobei es ihnen vor allem auf die Treue und Wahrheit ankam. Dabei galt es aus den verschiedenen Fassungen eines Märchens die beste Form auszuwählen und herzustellen und keinen wesentlichen Zug außer acht zu lassen. Mit feinem Kunstverständnis hat insbesondere Wilhelm Grimm diese Aufgaben gelöst, und für die sprachliche Formung stand ihm eine bewundernswerte Fähigkeit zu Gebote, den schlichten und reinen Volkston zu treffen, auch wo die zufälligen Vorlagen Ungleichheiten und Unebenheiten aufwiesen.

Die beiden Brüder fanden einen wichtigen Unterschied zwischen Märchen und Sage darin, daß die Sage an einen bestimmten Ort oder an einen durch die Geschichte beglaubigten Namen gebunden sei, während das Märchen, frei über dem Erdboden schwebend, überall zuhause sein könne. Doch fehlt auch unseren Märchen die Farbe der deutschen Landschaft nicht. In dieser Hinsicht wird das Grimmsche Buch wesentlich durch landschaftliche Sammlungen ergänzt, die besonders auch den reichen Schatz des deutschen Ostens geborgen haben.

Unsere Volksgeschichte spiegelt sich mit ihren Hauptzeitaltern in unserem Märchenborn. Noch immer leben Märchen fort, die uns mit ihren Werwölfen und Tierverwandlungen besonders altertümlich anmuten und mit ihren Drachenkämpfen und Heldenjünglingen, mit den grausamen Leibesstrafen und bisweilen mit uralten, stabreimenden Zauberformeln. Hier ist die Berührung mit unserer ältesten Heldensage unverkennbar. Das Zeitalter unserer mittelalterlichen Spielleute verrät sich in den kecken Übertreibungen seltsamer Kampfgeschichten und in den listigen Streichen, mit denen die Spielleute ihre Hörer ergötzten. Damals sind ja auch in das Volksepos und in die höfischen Epen Märchenmotive eingedrungen, z. B. die Wettkämpfe auf Isenstein und Märchenzüge in der Gudrun und im Parzival. Auf das Rittertum sind die Märchen zurückzuführen, die von kühnen Rittern und edlen Damen handeln, in denen gefangene Prinzessinnen befreit und prächtige Rüstungen und Burgen geschildert werden. Die bürgerlichen Jahrhunderte breiten ihre bunte Welt von Handwerksleuten aus mit dem tapferen Schneiderlein und den Schustern und Bäckern, den Drechslern und Schreinern, unter die sich der Teufel mengt, mit dem die Landsknechte anbinden, aber auch heilige Personen wie St. Peter und der Heiland selbst.

Hier haben die Brüder Grimm vieles den alten Schwankdichtern nacherzählt und dem Meister Hans Sachs entnommen, ohne das naivere Märchen vom absichtsvolleren Schwank zu scheiden. Das 17. und 18. Jahrhundert endlich hat sein Kleinfürstentum dazugetan, die verfallenen Burgen und verwunschenen Schlösser und den bescheidenen, ergebenen Sinn der kleinen Leute.

Sonach haben wir auch in unserem Märchenbuch einen deutschen Volksspiegel. Nur nach unserer alten Götterwelt suchen wir darin vergebens. Die Brüder Grimm freilich meinten allenthalben Nachklänge des altdeutschen Götterglaubens zu sehen, z. B. in der Frau Holle die Göttermutter, im Dornröschen den Zauberschlaf der Brunhilde.

Es hat sich aber herausgestellt, daß unser Märchenhort, so traut er uns anmutet und so viele echtdeutsche Züge er auch angenommen hat, in viel größerem Umfang Gemeingut der Völker ist, als man vermuten konnte.

Man ging den weiten Wanderungen nach, die viele Märchen zurückgelegt haben. Man bemühte sich um den Nachweis, daß der größte Teil der über die Welt verbreiteten Märchen schon vor Jahrtausenden von den Indern ersonnen worden seien. Dies hat sich indessen nur teilweise bestätigt. Immerhin lassen sich einige unserer beliebtesten Märchen bis in das alte Indien zurückverfolgen, und sie tragen den indischen Stempel in den fein herausgearbeiteten Gegensätzen und dem spannenden Aufbau: z. B. das Tischlein deck dich, der Doktor Allwissend und Strohhalm, Kohle und Bohne. Andere Märchen wurden schon von den alten Ägyptern erzählt, wie das Brüdermärchen oder das vom Meisterdieb, das uns Herodot überliefert hat. Phantasiebegabte Märchenerzähler sind die Araber; Nachklänge aus Tausend und einer Nacht haben wir in unserem Simeliberg und dem Geist im Glase. Die europäischen Kulturvölker standen seit jeher in reger Wechselwirkung. Gerade einige unserer schönsten Kindermärchen, wie Dornröschen und Rotkäppchen, wurden im weltbürgerlichen 18. Jahrhundert französischen Fassungen nacherzählt und können die französische Freude am zierlichen Wesen, an Putz und Schmuck und Leckerbissen, aber auch einen gewissen grausamen Zug nicht verleugnen.

Will man die Frage nach dem Ursprung des Märchens behandeln, so darf man aber nicht von dem feingeformten Märchen der Kulturvölker ausgehen, bei denen immer ein dichterisch begabter Verfasser anzunehmen ist. Man muß vielmehr das Ganze in seine Glieder zerlegen, die sich in den einzelnen Märchen immer neu und anders miteinander verbinden. Diese Märchenmotive sind tatsächlich über die ganze Welt verbreitet. Auch die zahlreichen Kunstmärchen bedienen sich ihrer, verwenden sie aber absichtsvoller, willkürlicher und persönlicher und vermögen die Denkweise des Gebildeten selten abzustreifen.

In der Urzeit wie bei den Naturvölkern erscheinen solche Märchenmotive als selbständige Märchen. Solche Märchen und Sagen sind die einzigen Erzählungen der Anfangszeiten. Und sie entstanden damals durchaus nicht als ein freies, unterhaltendes Spiel der Einbildungskraft, sondern

vielmehr als Antworten des einfachen, kindlichen Menschen auf die Rätsel des Lebens. Dabei wurden die Erscheinungen nicht nach dem ursächlichen Zusammenhang verknüpft, sondern man nahm das zufällige Neben- und Nacheinander für Ursache und Wirkung. Dabei konnte das wirkliche Verhältnis geradezu umgekehrt werden: nicht der Wind bewegt die Zweige, sondern der Baum erregt mit seinen Zweigen den Wind. Diese Anschauungen unserer Märchenmotive wurzeln in uralten Glaubensformen der Menschheit, nach denen die Tiere reden und die Pflanzen beseelt sind und mannigfaltige gute und böse Geister die Natur erfüllen und Zauberkünste statt der Naturgesetze die wunderbarsten Wirkungen zustande bringen. Aber diese Grundanschauungen klärt uns die schlichtere, ursprünglichere und treuere Sage genauer auf. Der alte Zauberglaube hat das Wunderbare im Märchen, ja das Märchen selbst geschaffen.

3. Die Sage. Märchen und Sage sind zwei Geschwister, das eine mit der heiteren Anmut und Formbegabung des Mädchens, das andere mit dem grübelnden Ernst und der schwerfälligen Treuherzigkeit des Knaben. Die Sage berichtet etwas Wunderbares, das geschehen ist, und will damit ernst genommen werden und Glauben finden, nicht bloß unterhalten. Sie erzählt daher, von einem bestimmten Stück der Wirklichkeit ausgehend, sachlich, kurz und klar und will lieber trocken erscheinen als unglaubwürdig.

Auch für die Sammlung unserer Volkssagen sind wir den Brüdern Grimm zu Dank verpflichtet; ihre „Deutschen Sagen“ erschienen 1814—16. Eine neue Sammlung hat Fr. von der Leyen in vier Bänden herausgegeben (Göttersagen, Heldensagen, mittelalterliche Sagen und eigentliche Volkssagen).

In unserer Volkssage treten die beiden Grundwurzeln aller volkstümlichen Glaubenswesen klar zutage: die Überzeugung von einem Leben der Seele auch außerhalb des Körpers und über den Tod hinaus und der Glaube an die Beseeltheit der Natur. Besonders läßt der plötzliche Tod bei allen einfachen Völkern die Meinung entstehen, daß die Seele noch eine Zeitlang in der Nähe des Leichnams weiterlebt. Als flüchtiges Tierlein, als Maus oder Schlange, als Vogel oder Fledermaus entschwebt die Seele, oder als Hauch und Rauch. Oft sind es ungesühnte Frevel, die den Toten nicht zur Ruhe kommen lassen. Oft holt er sein Geliebtes nach in schauerlichem Totenritt. Schließlich vereinigen sich die Seelen zu ganzen Scharen und Heeren, die durch die Lüfte brausen, und die Geister der erschlagenen Krieger kämpfen über dem Kampfplatz weiter. An die Spitze des wütenden Heeres, das oft aus einem Berge hervorkommt und wieder in den Berg verschwindet, tritt endlich der wilde Jäger oder Wode und sein weibliches Gegenstück.

Auch in den Seen und fließenden Gewässern wohnen Geister, die weissagenden Nixen und Wassermänner. Die Bäume haben ihre Seelen, und in den Wäldern hausen die Waldmännlein und Buschweiblein. Manche Geister lieben die Nähe der Menschen und wohnen glückbringend und hilfreich in Haus und Hof. Dafür wird ihnen bisweilen Speise und Trank vorgesetzt. Es sind Hausschlangen oder menschenähnliche Wichtlein, Heimchen, Kobolde, die bösartig werden, wenn man sie neckt. Es sind Wesen, an die die Sage glaubt, an deren drolligem Gehabe das Märchen sich ergötzt.

Immer gab es Menschen, denen man besondere Kräfte zutraute, ihre Seelen auszusenden, um als Alp oder Trud den nächtlichen Schläfer zu quälen oder sich in allerhand Getier zu verwandeln, wie die Werwölfe (Mannwölfe), oder auch die Seelen der Mitmenschen zu beherrschen, zu bannen, zu behexen.

Immer fester und sicherer zeichnet die Volksüberlieferung solche Geistergestalten, die dann von ihrem Urgrund unabhängiger werden. Die kunstreichen Zwerge, die in Bergeshöhlen nach Edelgestein suchen und Zaubergeräte hämmern, gehören zu den bevorzugten Sagenwesen. Ihr Gegenbild sind die übermächtigen Riesen, die oft gewaltige Naturerscheinungen verkörpern; bisweilen ebenso tölpisch wie stark werden sie von den Menschen überlistet, von Helden und Göttern bezwungen. Sonach bietet uns die Volkssage einen Überblick über die gesamte niedere Glaubenswelt bis hinauf zur Schwelle des Götterhimmels.

Die Volkssage unterläßt es nur selten, ganz genau anzugeben, wo sich das erzählte Ereignis abgespielt hat. Oft ist es aber auch ein Stück der Landschaft selbst, an das die Sagenbildung anknüpft. Diese Ortssagen stellen, wo immer dem Volk in der Heimat etwas auffiel, vor aller wissenschaftlichen Begründung eine volkstümliche Erklärung auf, eine kurze, wunderbare Entstehungsgeschichte.

Sie deuten die Formen seltsamer Felsblöcke, scharfumrissener Hügel und Berge und hören es drinnen klingen und hämmern wie an verborgenen Schätzen. Sie enträtseln die Geheimnisse ehrwürdiger Baumriesen und das Rauschen der Brunnen und Bäche, die unergründliche Tiefe des Bergsees. Sie hören in Windeswehen und Asteknacken, sie sehen im Nebel und Dunst die Heimat belebt von vielerlei Wesen in Menschen- und Tiergestalt. Es gibt kein altertümliches Bauwerk, das nicht seine Sage hätte: Turm und Brücke, Burg und Kloster, Glocke und Kapelle und Wüstenei. So macht die Sage schon die Knaben und Mädchen mit der Heimatlandschaft vertraut, so läßt uns der Sagenreichtum eines Volkes die Plätze des Landes überblicken, die das Sinnen des Volkes seit jeher beschäftigt haben.

Die Sage berichtet Geschehenes und bildet dort, wo das Volk keine Geschichtschreibung hat, die geschichtliche Überlieferung. Von der Zuverlässigkeit der Wissenschaft ist die Sage indessen weit entfernt. Wir haben eine geschichtliche Sage, die vor unserer Geschichtschreibung entstand, und eine andere, die neben ihr hergeht. Diese jüngere, die geschichtliche Volkssage, ist von der älteren, der Heldensage, scharf zu trennen. Die Heldensage wurzelt in der Ahnenverehrung unserer Vorfahren. Sie sucht das Andenken der Führer und Helden des Volkes fortzupflanzen. Sie braucht nichts Unbegreifliches an die Geschehnisse heranzubringen: das Wunderbare liegt in der Größe der Männer und Taten. Aus der Heldensage formt der Sänger nach künstlerischen Grundsätzen das Heldenlied.

Schon Tacitus weiß von Heldenliedern, in denen Arminius, Deutschlands Befreier, besungen wurde. Die erhaltenen Heldensagen und Lieder aber reichen nicht über die Völkerwanderungszeit zurück. Allmählich verknüpfen sich einzelne Heldensagen und es entstehen ganze Sagenkreise und umfangreichere Dichtungen. Auf deutschem Boden erwachsen schließlich unsere großen mittelhochdeutschen Volkssagen, vor allem die von Dietrich von Bern, von der Gudrun und von der Nibelungen Not.

Die geschichtliche Volkssage liebt es, von bekannten Persönlichkeiten etwas Wunderbares zu erzählen; sie hat als die geschichtliche Betrachtung des geschichtsunkundigen Volkes kein Gedächtnis für Jahreszahlen und springt auch mit Jahrhunderten willkürlich um, sie setzt unbedenklich Friedrich I. für Friedrich II. und die Schwedenkriege für die alte Hunnenzeit. Zufällig gefundene Riesentierknochen deutet sie auf riesige Vorfahren und nimmt die Zwerge des Märchens und Volksglaubens für verdrängte Landesbewohner. Wie nach Uhlands Wort in der alten Heldensage, so ist auch in unseren jüngeren Sagen mit geschichtlichem Hintergrund die Treue ein Hauptvorzug des deutschen Mannes. Die herbere Sage waltet strenger und gerechter als das Märchen, wenn sie Treue und Untreue scheidet. Sie verzichtet nicht eines heiteren Ausgangs wegen auf die Bestrafung des Schuldigen. Volkssagen knüpfen an alle bedeutenden Kaiser, Fürsten und Feldherren, Gelehrten und Künstler und alle anderen an, deren Bild sich dem Volksbewußtsein einprägte. Die Erinnerung der noch heute im Volk umgehenden Sagen reicht aber nicht über die letzten Jahrhunderte zurück.

4. Das Volkslied. Von allen Äußerungen der deutschen Volksseele rührt keine so unmittelbar ans Herz wie unser Volkslied. Das Volkslied ist das Wort und Ton gewordene Volksgemüt. Sein Reichtum an Stimmungen ist unübersehbar: von übermütigster Lebenslust bis zum traurigsten Herzeleid, vom aufflammenden Trotz bis zur stillsten, hingebendsten Liebe und Treue. Und weil sie uns von Jugend an als die echtesten Zeugnisse deutschen Fühlens und Erlebens gelten, deshalb scheint uns, sie müßten schon immer so bestanden haben, seit es ein deutsches Volk gibt.

Aber das trifft nicht einmal für die Volksliedweisen zu. Nur wenige von den heute gesungenen Melodien sind älter als zwei, drei Jahrhunderte. Ja, der musikalische Herzenston, der uns heute als ausgesprochen deutsch erscheint, geht über das 17. Jahrhundert nicht zurück und hat erst damals die älteren Mollweisen und Choralklänge verdrängt, die fast nur noch im Kirchengesang weitertönen. Im allgemeinen überrascht das Volkslied durch seinen regelmäßigen, gesetzlichen Aufbau aus kleineren Einheiten. Es liebt kleine Tonschritte und sucht mit bescheidenen Mitteln — z. B. mit der häufigen Wiederholung des gleichen Tones — auszukommen. Ander-

seits aber wechselt es unbedenklich den Takt, wenn es bestimmte Wirkungen erzielen will, und malt durch den Rhythmus selbst vielerlei Seelenzustände. Auch nach Stamm und Landschaft wechseln die Weisen ab. Neben dem einstimmigen Vortrag ist auch der zweistimmige beliebt, mit der Begleitstimme in der Terz, und damit dürfte auch der häufige Schluß in der Terz zusammenhängen. Auch in der Begleitung unterscheiden sich die Stämme: eigenartig wirkt das Kärtnerlied, das die zweite Stimme über die Melodie setzt.

Wie mit den Weisen steht es auch mit den Liederworten: auch hier ist ein ewiges Kommen und Gehen. Bisweilen ist die Weise älter, und es sind ihr neue Worte unterlegt, bisweilen ist es umgekehrt. Auch von den Texten sind wenige älter als unsere alten Hochwaldbäume. Manches vielgesungene Lied wird bald wieder ausgeschieden. Ein reicher Liederquell sprang im 14. und 15. Jahrhundert und hielt bis ins 16. Jahrhundert an. Noch weiter zurück jedoch verliert sich bald jede Spur der heute gesungenen Lieder. Vor den Jahrhunderten der ritterlichen und geistlichen Dichtung ist ein Gegensatz der Kunstdichtung und Volksdichtung nicht mehr festzustellen: da hatte das ganze Volk eine einzige Dichtung. Will man sie Volksdichtung nennen, so führt die Frage nach dem Ursprung des Volksliedes zur Frage nach den Anfängen der Dichtung überhaupt. Diese Anfänge sind bei allen Völkern gleich, auch bei den heutigen Naturvölkern stoßen wir nicht nur auf mündlich überlieferte Liederschätze, sondern auch auf eine weitverbreitete überraschende Fähigkeit, aus dem Augenblick heraus neue Lieder zu schaffen. Diese Kunst, aus bestimmten Anlässen heraus kurze Lieder zu ersinnen, ist auch in unseren unberührten, im Volkstum lebenden Schichten nicht ganz erloschen.

Der Juchschrei, in dem sich die Lebenslust des kräftigen Bergsteigers äußert, der Ruf des Hirten formt sich zu melodischem Gang. Gesellt sich das Wort dazu, so ist das einfachste Volkslied gegeben. Volkstümliche Vierzeiler, denen er seine wortlosen Jodler und Juchzer anfügt, weiß der lebfrische Alpler augenblicks zu gestalten: vor allem auf dem Tanzboden, wenn er mit derbem Spott seinen Gegner herausfordert, oder bei der Liebeswerbung. Diese Vierzeiler, Gsangeln, Gstanzeln, Schnadahüpfeln, Rundas und wie sie heißen, reichen bis in die Iglauer Sprachinsel und ins Eger- und Vogtland nordwärts.

Andere Töne entringen sich dem Gemüt des arbeitenden Volkes. Wenn schwere Lasten ruckhaft zu heben sind, dann formen sich die Anrufe und Zurufe leicht zu einfachsten Arbeitsliedchen. Andere Arbeiten erzeugen einen Wechselgesang, andere einen gleichmäßigen Fluß des Liedes. Die Art der Arbeit färbt auf den Gang des Liedes ab. Die leichteren weiblichen Handarbeiten, die beim Sitzen verrichtet werden, ohne den Geist anzuspannen, begünstigen die Ausbildung vielstrophiger, langausgesponnener Erzählungslieder.

Lieder sind seit jeher zu gottesdienstlichen Handlungen gesungen worden. Im Chore singt die Gemeinde noch jetzt, und in alter Zeit umschritt man feierlich singend den Opferaltar. Feierliche Prozessionen bewegten sich nach alten Chorgesängen.

Sie sind oft die Nachzügler uralter Festbräuche. Mit dem Brauchtum des Jahreskreises und den hohen Zeiten des Lebenslaufs sind altererbte Lieder verknüpft: Weihnachts- und Maienlieder, Hochzeits- und Totengesänge. Zuletzt noch lebt manches Urältheidnische im Kinderlied und Kinderreigen weiter. Auch die Erwachsenen tanzten nach dem Lied des Vorsängers oder antworteten ihm auch selbst in Kehrreimen.

Mit Liedern auf ihre Götter und Helden rückten die Germanenkrieger in die Schlacht. Dem alten Kyrie eleison folgten die Marschlieder der Landsknechte, die im Gleichschritt anmarschierten. Bis zur Gegenwart blieb das Heer eine Pflegstätte des Volksgesanges, und mit dem Kriegslied steht das geschichtliche Volkslied in naher Beziehung.

Lieder singen die einzelnen Stände und Berufe, und zu den altertümlichen Rätselliedern und Wettstreitgedichten — zwischen Winter und Sommer, zwischen Wasser und Wein —, die zum Volksdrama hinüberführten, kommen die zahllosen Trink- und Schlemmerlieder, die Wander- und Scheide-, die Spott- und Lügenlieder.

Der Name Volkslied kam Ende des 18. Jahrhunderts in Aufnahme, als die Gebildeten die bis dahin übersehene Dichtung der breiten Volksschichten zu beachten begannen, als Herder seine „Volkslieder“ erscheinen ließ (1778) und Goethe Volkslieder sammelte und als die Romantiker Achim von Arnim und Klemens Brentano „Des Knaben Wunderhorn“ folgen ließen. Damals galt als Hauptmerkmal des Volksliedes, daß es keinen von den bekannten Dichtern zum Verfasser habe, sondern von einem unbekannten Mann aus dem Volke herrühre. Die Romantiker übertrieben diese Meinung und behaupteten, diese Lieder hätten überhaupt keine Verfasser, sondern würden vom Volk als Ganzem geschaffen, sie würden überhaupt nicht gedichtet, sondern entständen unwillkürlich, unbeabsichtigt und wie von selbst.

Die neuere Volksliedforschung, die schon mit Uhlands wissenschaftlicher Sammlung einsetzt, hat nachgewiesen, daß auch die Volkslieder in der überwiegenden Mehrheit auf bestimmte, in der Literaturgeschichte bekannte Persönlichkeiten zurückgehen. Man hat sodann sehr fein beobachtet, wie die Verse bekannter Dichter vom Volk übernommen und zurechtgesungen werden, wie das Kunstlied zum volkstümlichen Lied wird. Sonach entscheidet nicht die Herkunft, sondern die Art, wie das Volk mit dem Liede schaltet. Alles unverständliche, gelehrte Wesen wird im Volksgesang ausgeschieden oder umgedeutet, wobei freilich neue, stimmungsvolle Dunkelheiten entstehen können. Die Strophenzahl kann verkürzt oder erweitert werden, Strophen oder Strophenreihen ursprünglich getrennter Lieder werden zu einem neuen Ganzen „zusammengesungen“, kunstvoll aufgebaute Schöpfungen werden abgetragen und „zersungen“.

Eine Hauptrichtung unserer Volksliedforschung will neuerdings als Volkslied nur gelten lassen, was von den unteren oder mittleren, unberührten Volksschichten ersonnen wurde: dann treten die alpenländischen Vierzeiler in den Vordergrund. Andere legen das Hauptgewicht darauf, daß die Lieder im Volke gesungen werden, gleichgültig, woher sie stammen, und zwar im volksmäßigen Gesangschor, der sich nach altem Brauch zusammenfindet und ohne Taktstock singt, besonders in der winterlichen Spinnstube oder des Sommers unter der Dorflinde. Dabei wird das längere, erzählende Volkslied, die Volksballade, besonders gewertet.

So sehr man sich bemüht, Volkslied und Kunstlied zu scheiden, so stößt man doch in bestimmten Zeiten auf eine starke gegenseitige Abhängigkeit. Oft ist das Kunstlied der gebende Teil, und es erscheint das Volkslied fast nur wie ein Nachklang der

vorausgegangenen Kunstdichtung; oft aber ist es das Volkslied, das den Dichtern die Wege zum Herzen des Volkes und zur Belebung der Liedkunst weist. Dann dichtet der Dichter geradezu für den Volksgesang, und ebenso tut es der Komponist mit seinen Weisen.

Auch unsere älteste Heldendichtung mag zunächst vorwiegend am Hof der Fürsten erklungen sein, wenn auch vom ganzen Volke verstanden. Jedenfalls hält der heldenhafte Zug im späteren Volkslied noch lange nach. Die Dichtung der Geistlichen und Ritter war vom Volke abgewandt, aber doch schlägt das Volkstümliche bei den besten Sängern, vor allem bei Walter von der Vogelweide, erfreulich durch. Mit den Schweizerkämpfen und den Landsknechtschlachten hebt das ernste historische Volkslied an. Zur Blütezeit des Städtewesens breitet sich die Sangeslust über alle Berufe aus, und jedes Handwerk wollte sein eigenes Lied, seine eigene Sammlung haben: führend sind die Liederbücher der Bergknappen, die Bergreihen. Die Reformation brachte einen neuen Aufschwung des Kirchengesanges — der schon der deutschen Mystik zarte Lieder zu danken hatte — mit Luthers kraftvollem Gemeindegesang. Mit dem Auftreten der Gelehrtendichtung und des mehrstimmigen Gesellschaftsliedes geht das Volkslied wieder seinen schlichten Gang für sich bis zur Wiederentdeckung. Die jüngste Zeit war dem Volksgesang nicht sonderlich günstig.

Die Verbreitung des Volkslieds über unsere Stämme und Landschaften ist nicht gleichmäßig: Frisia non cantat, Friesenland singt nicht, lautet ein alter Spruch, und in ganz Niederdeutschland ist der alte Volksgesang am stärksten zurückgegangen. Am frischesten und ursprünglichsten lebt er im bayrisch-österreichischen Alpengebiet fort. Gegenüber den urkräftigen, derbsinnlichen Vierzeilern der Alpler gewinnt der Volksgesang im Schwabenlande seine besondere Feinheit und die süße Innigkeit, die allerorts so anmutet, daß die schwäbischen Lieder auch mit der mundartlichen Färbung übernommen werden („Jetzt gang i ans Brünnele" und viele andere). Sonst aber strebt das Volkslied, besonders das erzählende, der Schriftsprache zu. Sangesfreudig sind auch die Mitteldeutschen geblieben, sowohl am Rhein wie im Osten bis ins Schlesierland hinein. Eine erhöhte Bedeutung kommt dem ererbten Volksliederschatz in unseren Grenzlanden zu und in unseren zahlreichen Sprachinseln: hier wird das Volkslied als eine Offenbarung der deutschen Volksart hochgehalten. Es sei nur auf den eigenartigen Liederhort der Gottscheer und der Siebenbürger Sachsen hingewiesen.

Zum Rückgang des Volksgesanges haben die wirtschaftlichen Verhältnisse beigetragen. Das hastende, aufreibende Erwerbsleben läßt die alte Sangeslust und Feierabendstimmung nicht aufkommen. Nervenaufpeitschende Zerstreuungen sind an die Stelle getreten, großstädtische Operettenlieder und Gassenhauer überschwemmen das Land. Die Spinnstuben haben aufgehört, weil das Spinnrad in die Rumpelkammer wanderte, und das Wirtshaus hat keinen Ersatz der verlorenen Singgeselligkeit geboten. Nur der Heeresdienst brachte manche neue Anregungen. Manche Bemühungen, den alten Volksgesang wieder zu beleben, sind eher in das Gegenteil umgeschlagen, z. B. die Tätigkeit der Schule und der Gesangvereine mit ihrer Bevorzugung des Männerchores. Am schönsten hat sich die neue Wanderbewegung der deutschen Jugend unseres Volksliedes angenommen: der Wandervogel.

Büchernachweis. Religion: Tacitus, Germania (Ausgabe von Andersen in der Bibl. Teubneriana); Leipzig, B. G. Teubner. — J. Negelein, Germanische Mythologie, 3. Aufl. (AnuG, Bd. 95); ebenda 1919. — E. Mogk, Germanische Mythologie (SG, Bd. 15); Berlin, Vereinigung wiss. Verleger. — J. Grimm, Deutsche Mythologie. — P. Herrmann, Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung, 2. Aufl.; Leipzig 1906, W. Engelmann. — H. Schmid-Kugelbach, Deutsche Frömmigkeit (Volksb. zur Deutschkunde); Leipzig 1918, A. Haase. — Märchen: Grimms Kinder- und Hausmärchen (in vielen Ausgaben). — v. d. Leyen, Das Märchen (WuB, Bd. 96); Leipzig, Quelle & Meyer. — K. Spieß, Das deutsche Volksmärchen (AnuG, Bd. 587); Leipzig 1917, B. G. Teubner. — Sage: Grimms Deutsche Sagen (in vielen Ausgaben). — v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch, 4 Bde.; München 1909—14, C. H. Beck. — O. Böckel, Die deutsche Volkssage, 2. Aufl. (AnuG, Bd. 262); Leipzig 1919, B. G. Teubner. — Volkslied: J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied, 5. Aufl. (AnuG, Bd. 7); ebenda 1914. — J. Sahr, Das deutsche Volkslied (SG, Bd. 24, 25, 36, 132), Berlin, Vereinigung wiss. Verleger. — O. Böckel, Handbuch des deutschen Volksliedes, 4. Aufl.; Marburg 1908, Elwert.

Sitte und Brauch.

„Gute Sitten", sagt Tacitus, „haben bei ihnen mehr Kraft als anderswo gute Gesetze." Diese Sitten haben auch in der Folgezeit den einzelnen mit der Gemeinschaft verbunden und damit unserem Volke eine gewisse innere Festigkeit und Fähigkeit gegeben, die ihm über viel Not und Zerrissenheit hinweggeholfen hat.

Die Frau stand in hohem Ansehen, man schrieb ihr etwas Heiliges, Seherisches zu; die Ehe wurde hochgehalten. Dabei fällt aber eine gewisse Sachlichkeit auf — man legt den Hauptwert auf eine gesicherte Zukunft. Die Wirkung des nördlichen Landes erkennen wir auch in der einfachen, kräftigen Kost, im Fehlen des Luxus, wie in der Verachtung erschlaffenden Wohllebens. In dem allen besaß Germanien den Quell der fruchtbaren Volksvermehrung, die es auch nach schwereren Erschütterungen immer wieder stark dastehen ließ.

Dazu trat im Laufe der Zeiten als weitere Grundlage guter Sitte die Arbeit. Je zahlreicher die Bevölkerung nachwuchs, desto mehr wurden alle zur Arbeit gezwungen, bis wir allgemach geradezu ein Volk der Arbeit geworden sind. Schon der Landbau verlangt in deutschen Landen einen vollen Mann, der scharf beobachtet, der unermüdlich sorgt und schafft und ein sehr mannigfaltiges Arbeitswesen zu übersehen versteht. Was er da gelernt hatte und geworden war, benutzte der Deutsche dann auf anderen Gebieten bis zu den wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Leistungen Neudeutschlands.

Im Gemeinſchaftsleben bewährt ſich die Treue des Deutſchen. Sie hat verſchiedene Erſcheinungsformen durchlaufen von der todbereiten Gefolgstreue der Wanderzeit zur ritterlichen Lehenstreue und zur mannhaften Genoſſenſchaftlichkeit der Städteblüte, bis aus der neuen vertieften Pflichtauffaſſung unſer neuer Staats-, Volks- und Gemeinſchaftsgeiſt erwuchs. Daneben ſtand zu allen Zeiten die Treue gegen ſich ſelbſt.

Dieſe Treue findet der ſcharf beobachtende Römer ſelbſt in den Fehlern der alten Deutſchen: in ihrem Hang auch Spielen und Trinken wie eine Sache zu betreiben. Unſere Sprache beſtätigt dieſe Beobachtung mit ihren mannigfachen Bezeichnungen für die Beharrlichkeit im Schlechten: die Rechthaberei, den Eigenſinn und Starrſinn, die Verbohrtheit in gewiſſe Ideen, und Verbiſſenheit, die Eigenbrötelei und den Kantönligeiſt. Selbſt der neuzeitliche Arbeitsgeiſt neigt bei uns dazu, als Kehrſeite einer unübertrefflichen Sachtreue ein rückſichtsloſes Fachmenſchentum zu entwickeln, dem die ſorgſame Pflege des Einenden und Verbindenden zum Gegengewicht dienen muß.

Im Gemeinſchaftsleben bewährte ſich aber auch die Frohnatur des Deutſchen, ſeine Freude an Feſten und Feiern. Schon bei den alten Germanen fanden wir dieſe gemeinſamen Feſte und Tänze (ſ. S. 45). Wenn wir ein Jahrtauſend weiter ſehen, ſo finden wir noch immer die einfachen Spiele der Bauern, in denen ſich die ſtarke Lebensfreude des natürlichen Menſchen äußert.

Alt und jung treibt auf der Straße den Ball, und der Sonntag vereint alles auf dem Anger und unter der Linde: kranzgeſchmückte Mädchen und Frauen, die Männer im ſeiden- oder pelzbeſetzten Wams mit bunten Knöpfen und dem metallbeſchlagenen Gürtel mit dem Schwert: ſo ſpringen ſie im Tanz unter gemeinſamem Geſang oder nach den Liedern eines Vorſingenden, dem die Menge antwortet. Im Winter aber tanzt man kunſtvollere, neuere Tänze in der Stube und fährt mit dem Schlitten über Land. Und blicken wir heute aufs Land, wo noch alte Sitte herrſcht, ſo zeigt ſich wieder dieſe Freude an gemeinſamer Feier (ſ. u.).

Neues brachte das Rittertum hinzu mit ſeinen Waffenſpielen, die zu großen Volksfeſten wurden und von denen ſich noch heute letzte Spuren zeigen in allerlei Wettreiten, Ringſtechen und Kampfſpielen.

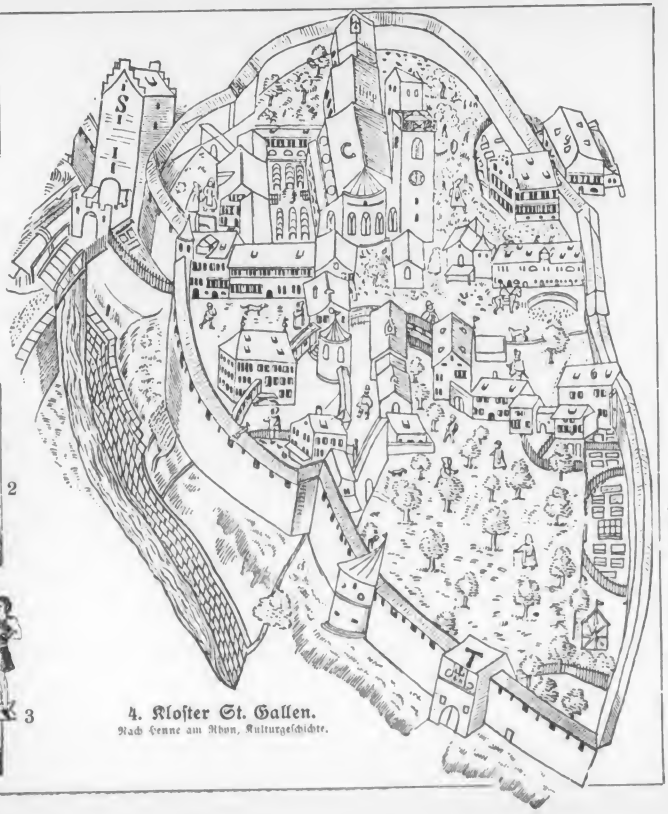
Als ſich dann das Bürgertum entwickelte, ſuchte es das Rittertum nachzuahmen in ritterlichen Spielen. So entſtand z. B. in den Patrizierkreiſen Magdeburgs, anfänglich als Waffenübung, dann als geſellige Probe in der Reitkunſt, um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Rolandsreiten, das weite Verbreitung fand und bis in unſer Jahrhundert im Holſteiniſchen geübt wurde. Es hielt die Erinnerung an alte Heldenſage feſt, indem die Jugend die Heldenſchar Rolands darſtellte und nach einer geharniſchten Figur ſtach, die einen Sarazenen darſtellte. Später verſtand man das Spiel

1. Wagen aus dem 10. oder 11. Jahrhundert.
Nach Heyne, Deutsche Hausaltertümer II.
2. Feldbestellung.
3. Getreideernte.

1

2

3



4. Kloster St. Gallen.
Nach Henne am Rhyn, Kulturgeschichte.

2

3

1. **Konradin auf der Falkenjagd.**
Nach R. Knackfuß, Kunstgeschichte.

2. **Turnier um 1200.**
Nach Henne am Rhyn.

3. **Trachten des 11. Jahrhunderts.**
Nach Hefner-Alteneck, Trachten.

1

2

3

1. **Trachten (9. Jh.).** Nach Hefner-Alteneck.
2. **Ritter um 1200. Grabplatte.** Nach Schultz, Höf. Leben II.
3. **Höfische Frau (12. Jh.).** Nach Hefner-Alteneck.
4. **Ritter und Ritterfrau um 1500.** Grabstein des Grafen und der Gräfin Henneberg. (Peter Vischer.)
5. **Bauern auf dem Markt.** (Kupferstich von Dürer.)

4

5

1. Gotisches Zimmer. Dürer: „Hieronymus im Gehäuse".

2. Trinkstube der Schiffergesellschaft in Lübeck (nord. Barock).
Nach „Lübeck, seine Bauten und Kunstwerke".

Im Hintergrunde links ein Uhrmacher; davor ein Magister mit Schülern; daneben im Mittelgrunde ein Orgelbauer; rechts neben diesem ein Maler an der Staffelei, ein Madonnenbild malend; im Vordergrunde links ein Goldschmied; rechts ein Bildhauer mit Gemahlin, die an der wohlbesetzten Tafel speisen, während der Gehilfe bei einer halbfertigen Statue steht. (Aus einer Bilderhandschrift des Hausbuchmeisters [15. Jahrhundert] Schloß Wolfegg.) Nach Henne am Rhyn.

1. Bürgerleben des 15. Jahrhunderts.

2. Spiele. Aus Petrarca, Trostspiegel.

1.

2.

3.

1. Schweizer Hause.
Aus „Der beschlossen Gart des Rosenkranz Marie".

2. Landsknechte.
Holzschnitt.

3. Armbrustschützen.
Nach Schulz, höf. Leben II.

1. Kleiderluxus im 16. Jahrhundert.
Aus Petrarca, Trostspiegel.

2. Wechselstube im 16. Jahrhundert.
Aus Petrarca, Trostspiegel.

nicht mehr und nannte die Figur selbst Roland. Der Sinn war hin, das Spiel aber blieb.

Auch die Handwerksmeister in ihren Zünften verstanden sich auf Feste, und ihnen nach taten es die Gesellen: auch sie veranstalteten große Feste, deren bekannteste die Nürnberger Maskenumzüge (Schembartlaufen) und die Münchner Schefflertänze sind.

Und welcher Glanz liegt über den Festlichkeiten in der Blütezeit der Städte. Kein Fest der Familie, das nicht möglichst prächtig begangen wurde; Rat, Gilden und Zünfte haben ihre Gelage und Tanzfeste in ihren eigenen Trinkstuben (s. Tafel X, 2).

Aber auch im Freien feiert man. Wir hören von großen Gartenfesten, von den Mummereien und Spielen an Fastnacht, von den Tänzen, bei denen es oft grob herging, von Turnieren der Adligen und Schützenfesten der Armbrustschützen, ja von Pferderennen. Daneben leben die alten Spiele und körperlichen Übungen fort, freilich auch die Spielsucht beim Würfel- und Brettspiel.

So ist auch das Bürgertum Wahrer alter Bräuche, und noch lange sind die Feste gemeinsame Angelegenheit der ganzen Stadt. Je mehr dann das 17. Jahrhundert überall das Deutsche zurücktreten ließ, desto mehr verrohten die Feste oder ahmten ausländische Vorbilder nach, aber ganz hat auch hier die Ausländerei nicht siegen können. Immer wieder brach der alte Gemeinschaftssinn und die alte Waffenfreude durch, und so haben die Schützengesellschaften mit ihren Schützenfesten, die mancherorts noch heute alle Stände zusammenführen, auch in den Städten den alten Geist des Volksfestes hindurchgerettet, und andere Verbände haben ihn wieder aufgenommen.

Wie diese Festesfreude sich bei allen Gliedern unseres Volkes erhalten hat, so ist auch manch altes Gut an Sitten und Bräuchen von allen Ständen bewahrt worden. Am treuesten aber hat es der deutsche Bauer gehütet. Die mittelalterliche Blütezeit des Bauernstandes verging, es kam Bedrückung, es kamen Bauernkriege und endlich der Dreißigjährige Krieg, die städtische fremde Kultur wirkte zerstörend, die Aufklärung bekämpfte die alten Bräuche, und das 19. Jahrhundert mit seiner Anspannung aller Arbeitskräfte wollte ihnen keine Zeit mehr gönnen, aber das Bauerntum vergaß alte Art und Sitte nicht; zäh hat es an den alten Bräuchen festgehalten, auch wenn ihr Sinn verloren gegangen war. Für unsere Zeit aber dürfen wir ein wachsendes Verständnis für die Wahrung und Wiedererweckung alter Bräuche feststellen.

Es ist eine uralte Welt, die sich vor uns auftut und die sorglich gewahrt werden will; gerade bei den Bräuchen, die aus den Tiefen der Seelenverehrung und des Zauberglaubens erwachsen sind, kommt es auf die peinlichste Genauigkeit an; ein Wort vergessen, eine Gebärde verfehlt, und die Wirkung bleibt aus.

Noch immer hat man den Hausottern ein Milchnäpflein hingestellt und dem nächtlichen Besuch der Druden oder Mahren durch den Drudenfuß zu wehren gesucht. Noch immer gibt es Beschwörungen und Zaubersprüche, um die Wunden zu heilen, um die Saat zu sichern, um Geister und Schlangen zu bannen. Es gibt Amulette und Talismane, die kugelfest machen, und Springwurzeln, die verborgene Schätze anzeigen. Eines der ältesten Sprach- und Glaubensdenkmäler aus althochdeutscher Zeit, der zweite Merseburger Zauberspruch, schließt mit einer Heilungsformel, die schon Jahrtausende vorher in Indien gebraucht wurde und bis zur Gegenwart nachwirkt.

Namen dürfen uns nicht täuschen. Noch immer ist dem echten Bauer alten Schlags der Allmächtige in erster Linie ein Wettergott, denn vom Wetter hängt der Erfolg seiner Jahresarbeit und sein Lebensunterhalt ab, ums Wetter drehen sich seine Sorgen, vom Wetter spricht er. Er sucht sich den Herrn des Wetters günstig zu stimmen, indem er getreu beobachtet, was der ererbte Brauch vorschreibt. Wenn er den Acker dreimal umschreitet und dabei eine Segensformel und ein Gebet spricht, so erkennen wir vielleicht am klarsten die zwingende Vorstellung, die all diesem sogenannten Aberglauben zugrunde liegt: es ist eine felsenfeste Überzeugung, daß die Seele auch die äußeren Verhältnisse beeinflussen — daß sie Berge versetzen kann, wenn sie sich nur in voller Hingabe mit dem gewünschten Erfolg erfüllt.

Auch sonst steckt im unberührten Bauerntum mehr Altheidnisches, als der Gebildete, der meist darüber hinwegsieht, vermutet. Die Kirche hatte bald eingesehen, daß sie das Tiefeingewurzelte nicht beseitigen konnte, und sich damit begnügt, es sich sorgsam anzupassen. Die neuen Priester kamen dem altgläubigen Sinn entgegen und weihten Feld und Flur, Haus und Vieh. Die Anrufung des alten Gottes wurde verboten, aber die Stätten ihrer Verehrung sind noch heute heilig. Die großen Kirchenfeste stehen an Stelle der alten Heidenfeste (s. u.). Was einst von den starken Göttern erzählt wurde, wird in frommen Sagen noch heute auf Heilige und Teufel übertragen. So gab es auch hier keinen Bruch in der Entwicklung. Diese Volksbräuche haben ihre große Bedeutung darin, daß sie dem einfachen Menschen Sicherheit und Festigkeit in seiner Lebensführung geben. Sie helfen mit der sonstigen Volksüberlieferung den Menschen in Volkstum und Vaterland heimisch zu machen. Sie bieten in ihren wiederkehrenden Jahreskreisen und Lebensringen dem Geist eine unentbehrliche Anregung und Beschäftigung, die ihn aus dem bloßen Notwerk und der Erwerbsarbeit heraushebt. Sie erleichtern die Übersicht über das Erwerbsleben, das beim Bauer ein geschlossenes Kunstwerk ist, und richten die Aufmerksamkeit auf die jeweiligen Arbeitsbedürfnisse. Sie helfen die gesellschaftlichen Beziehungen regeln und

festigen, wie die mancherlei Rechtsbräuche und Kaufgewohnheiten (Handschlag). Darum entstehen immer aufs neue in bestimmten Berufskreisen und Gesellschaftsklassen Bräuche und Sitten von den Zünften des Mittelalters bis zur heutigen Arbeiterschaft.

Von allen den Bräuchen fesseln uns hier nur die, welche das einzelne Menschenleben begleiten, und die Feste des Jahres; nur kurz können sie angedeutet werden, damit sich die Augen öffnen für diesen heimlich, immer noch im Verborgenen leuchtenden Schatz deutschen Volkstums. Zweierlei wird sich dabei zeigen: das Fortleben der alten Geisterwelt und die Naturnähe des alten Deutschen.

Das Neugeborene hebt der Hausvater vom Boden auf wie in der Vorzeit, als er es dadurch anerkannte und vor der Aussetzung bewahrte. Bis zur Taufe muß man das Kind vor den bösen Geistern schützen, ganz besonders auf dem Weg zur Kirche, weshalb man Lärm macht und allerlei Hindernisse in den Weg legt; für die Arbeit bereitet man es vor, indem man ihm etwa ein Werkzeug des Vaters in die Hand gibt oder es aufs Pferd setzt. Bei der Taufe treten die Eltern oft zurück, sie ist das Fest der Paten, die in Süddeutschland heute noch in besonders engem Verhältnis zum Kinde bleiben; ihr „Angebinde“ (der Patentaler) bringt Glück und wird hoch in Ehren gehalten. Das Taufwasser wird gern in der Osternacht geschöpft. Die Hauptsache ist aber, wie vor alters, ein großer Schmaus, bei dem sich noch der alte Zusammenhalt der Familie oder des Dorfes zeigt; wer mitfeiert, steuert auch mit zu den Kosten bei. — Dann geben der erste Zahn, der erste Schultag, die Erstkommunion und die Einsegnung zu allerlei Schenkbräuchen willkommenen Anlaß.

Besonders viel Sitten knüpfen sich an Verlobung und Hochzeit. Heut noch leitet oft eine Mittelsperson die Verlobung ein, indem sie wohl einen Viehhandel vorschützt, damit die wahre Absicht möglichst lange verborgen bleibe und niemand durch Beschreien das wichtige Werk gefährde. Feierlich werden — nachdem alles Geschäftliche besprochen ist — bei der Verlobung die Hände ineinandergelegt, und der Bräutigam gibt Geschenke (vielleicht ein Rest des alten Brautkaufes). Der Polterabend vor dem Hochzeitstage bringt möglichst viel Lärm, um die bösen Geister zu vertreiben, die die Trennung der Braut von der Familie hindern wollen oder dem Brautpaar sein Glück neiden; vorher fährt der Brautwagen die ganze Aussteuer ins neue Heim, geschmückt mit dem übelabwehrenden Rot. Bei der Hochzeit, die ursprünglich nur die Überführung der Braut ins Haus des Mannes war, ohne kirchliche Feier, finden wir nun viele Trennungs- und Aufnahmebräuche. Allerlei Hindernisse bei der Abholung der Braut, ihr Schreien und Weinen, ihre Verhüllung, das

Lärmen und Schießen während des Brautzuges sollen die Geister täuschen oder versöhnen, Händereichen, Ringwechsel, Geschenke und Spenden aller Art, das Essen der Brautleute aus einer Schüssel, eine Opferspende beim Eintritt in die neue Wohnung, die mit sprossendem Grün geschmückt wird, Umwandeln des Herdes (jetzt dafür des Tisches oder Gucken in das Ofenloch), die Begrüßung des Viehs u. a. erleichtern und bekräftigen die Aufnahme in die neue Familie.

Jede Hochzeit ist ein Fest des ganzen Dorfes. Darum lädt man möglichst viele ein, darum kriegen die Armen und Kinder etwas ab und geben die Burschen des Dorfes die Braut nur gegen ein Lösegeld frei. Auch Brautkrone oder -kranz (die römischen Ursprungs und erst durch die Kirche eingeführt sind), sowie der Brautgürtel waren oft Eigentum der Gemeinde und wurden feierlich nach der Hochzeit abgenommen. Tänze durchziehen das ganze Fest, alte Ehrentänze, die feierlich geschritten werden, manchmal noch unter der Dorflinde, aber auch ganz gesellige Tänze.

Beim Tod gilt es besonders, den Sterbenden vor teuflischen Mächten zu schützen, etwa durch Aufstellen vieler Lichter, und der Seele den Ausgang zu erleichtern, denn sonst sucht sie Angehörige oder Nachbarn mitzunehmen. Darum verhängt man die Spiegel, damit sie sich nicht als ein Hauch daransetze, öffnet die Fenster und verkündigt dem Vieh, den Bäumen und der ganzen Gemeinde den Tod. Wie der Germane glaubte, daß die Seele ins Reich der Helia, ins Totenreich fahre, so redet man noch heute statt von „sterben“ von „abfahren“, „abreisen“ oder elsässisch „in die Ewigkeit abreise“, und rüstet den Toten gut aus mit allem, was er zur Reise braucht, besonders mit Totenschuhen; bezeichnend heißt es noch jetzt im Elsässischen „einem die Stiefel schmieren“, d. h. die letzte Ölung geben. Es ist eine unheimliche Zeit, darum stellt man Lichter um den Sarg, die Geister zu schrecken, und duldet keine Arbeit im Hause; Totenwacht zu halten ist Pflicht der nächsten Verwandten oder der Nachbarn. Die Leiche wird mit den Füßen voran hinausgetragen von ausgewählten Trägern, die Rosmarin und Zitrone als Zeichen der Unsterblichkeit (oder als schadentilgende Mittel) tragen. Dann schließt man Fenster und Türen und wirft Stühle, Bänke und Schemel um, damit sie nicht wiederkommt. Den Totenwagen zu stellen ist oft noch Sache der Nachbarn, das Sarglaken oft altes Erbstück der Familie oder der Gemeinde. Ein gemeinsames Mahl nach der Beerdigung stärkt gegen die Folgen der Berührung mit dem Tode. Noch lange denkt man der „armen Seele“ und überläßt ihr z. B. den Rest des Brotteiges als „Seelenbrötchen“.

Noch mehr spielen dunkle Erinnerungen bei den Festzeiten des Jahres mit. Heilig war dem Germanen die Zeit der Wintersonnenwende, des

Jahresanfangs, die zwölf Nächte, in denen die Arbeit ruhte, weil Wodan mit seinem Schimmel die Lüfte durcheilte und Berchte (Frau Holle, Frau Gode) auf Erden umging und die Wohnungen der Menschen besuchte (s. u.). Heute noch spielt der Schimmel des Rupprecht oder des Nikolaus eine Rolle, oder auch Donars heiliger Bock, heute noch ist mancherorts in diesen Tagen besondere Hausarbeit wie etwa die Wäsche verpönt. Heute noch finden Kinder und Arme in dieser Zeit besonders offene Hände, und die bösen Geister werden wohl noch durch Blasen vom Turm oder durch Ausräuchern aller Räume vertrieben. Die Vermummungen des Niklas erinnern noch daran, daß er der Winter selbst ist. Das Schmücken mit grünem Reis, dem Zeichen besonderer Lebenskraft, und das Anzünden von segenspendenden Lichtern ist alt, der Christbaum dagegen jüngeren Ursprungs. (Zuerst im Elsaß im XVII. Jahrh.) Von den alten Sonnwendfeuern finden sich noch Reste, und wenn man auch nur einen Block im Herdfeuer ankohlen läßt. Schöne alte Sitte ist die Aufstellung einer Krippe oder des Weihnachtsberges (einer phantasievollen Darstellung der Weihnachtsgeschichte), die oft als Erbstück hochgehalten werden. Mit Geschenken bedenkt man seine Lieben, damit sie zu Beginn des Jahres und, so hofft man, das ganze Jahr viel haben; auch reiches Essen bringt Segen. Umritte um die Felder, in die man schießt, um „die Saat zu wecken", das Umwickeln der Obstbäume mit Seilen sowie allerlei Bräuche mit dem Vieh sollen vor bösen Geistern schützen, die man auch am Silvesterabend durch viel Lärm vertreiben will, während man andernteils die Zukunft von ihnen durch allerlei Weissagespiele zu erforschen sucht. Das neue Jahr wird wiederum durch Blasen vom Turme oder durch Schießen gesichert und durch Glückwünsche und glückbringende Gaben eingeleitet.

Der alte Tag der Berchta, der huldreichen Göttin der Ernte, die freilich jetzt mehr als rachsüchtiges Wesen erscheint, das man abzuwehren sucht, wird noch in manchen Gegenden festgehalten. Meist aber ist an seine Stelle das Fest der Heiligen drei Könige aus dem Morgenlande getreten, die noch heute umherziehen mit ihrem Stern (Sternsänger) in weißleinenen Hemden oder reicher Vermummung. Damit die Könige Haus und Stall schützen, malt man wohl mit geweihter Kreide ihre Anfangsbuchstaben C(aspar), M(elchior), B(althasar) mit der Jahreszahl und drei Kreuzen über die Türe. Wundervoll sind in ihrer Kindlichkeit die alten Spiele der hohen Zeit: Advent-, Christkindel- oder Hirtenspiele und das Dreikönigs- oder Herodesspiel.

Über Mariä Lichtmeß (2. 2.), wo die Kerzen in der Kirche geweiht werden und die Arbeit bei Licht aufhört, kommen wir zur Fastnacht, in der

sich alte heidnische Vorfrühlingsfeiern mit allerlei neueren Zusätzen erhalten haben. Man verkleidete sich als Wachstumsgeist, um den Naturssegen zu fördern oder um unkenntlich zu sein und abschreckend zu wirken auf Unholde, die man vertreiben wollte. Diese Mummereien haben sich mit alten Flurumzügen verbunden und mit Gängen, bei denen um Obst und Früchte gebeten wurde. Das hat man noch bewahrt, daneben in manchen niederdeutschen Gauen Schlagen mit Zweigen und Ruten, in denen der neue Saft schon aufsteigt, der die Lebenskraft des Geschlagenen erhöhen soll. Das Alte verschwand dann immer mehr hinter der ausgelassenen Fröhlichkeit der Umzüge, die vom Rhein her auf Innerdeutschland übergreifen. Mancherorts finden wir noch Fastnachtsspiele. Ehe dann die strenge Zeit der Fasten beginnt, begräbt man wohl eine Strohpuppe als Abbild der Fastnacht.

Vielfach ist damit zusammengewachsen das Vertreiben und Verbrennen des Winters, das wir sonst auch noch an Lätare finden. In Südwestdeutschland lodern abendliche Feuer, besonders am ersten Sonntag der Fastenzeit (der „alten Fastnacht"); auch brennende Scheiben werden geschleudert oder strohumwickelte Wagenräder als Abbild der Sonne von Berg zu Tal gerollt. Es galt wohl damit den Kampf des Lichts zu unterstützen, auch will man durch die reinigende, übelabwehrende Kraft des Feuers der Flur Segen bringen (Korn aufwecken, Saatleuchten). In all dem haben wir Reste eines germanischen Festes von Ende Februar. Die Winteraustreiber bringen den Frühling mit: einen Strauß von der Wintersaat, ein Tannenzweiglein oder -bäumchen, auch eine Puppe. Oft kam es auch an Lätare noch zum Kampf zwischen Winter und Sommer, wovon noch Spuren in Festen am Neckar und in der Pfalz bestehen. Andernorts feiert man am 22. Februar (Petri Stuhlfeier) das Ende des Winters.

Aus Tannen mit Buchsbaum, Weiden oder Haselnuß mit ihren frischen Kätzchen fertigt man für den Palmsonntag den Palmbaum, der in der Kirche geweiht und dann in Haus oder Garten aufbewahrt wird, um Feuer und Unheil fernzuhalten.

Dann kommen wir über den Gründonnerstag, dessen „Grünes" zum Teil auf heidnischen Ursprung hinweist, und den Karfreitag zu den Ostern. Es ist dies entweder das Fest einer germanischen Frühlingsgöttin Ostara oder der im Osten neuerstandenen Sonne. Ihre ersten Strahlen machen das Osterwasser heilsam. Oft wird es, Rest eines alten Quellenopfers, auch schon vor Sonnenaufgang geschöpft. Für das Alter der Osterbräuche bezeichnend sind die Osterfladen, in denen sich die älteste Art des Gebäcks erhalten hat. Mit Ruten als Symbol des Wachsens peitscht man einander oder beschenkt sich mit dem anderen beliebten Symbol der Fruchtbarkeit (Donars), dem Ei, das

man mit dem fruchtbaren Hasen in Verbindung bringt. Allerlei Spiele bildeten sich um dies Ei, Wettläufe und Eierlesen, anderenteils sind gerade zu Ostern Ballspiele beliebt, bei denen sich mancherorts heut noch wie im ballspielfrohen Mittelalter das Alter beteiligt. Sache der Jungen ist das Ostereiten der wendischen Gegenden und besonders die Osterfeuer, wozu eifrig Holz, Stroh und Besen gesammelt werden. Es gilt, die Geister von der keimenden Saat zu vertreiben, wozu auch Feuerräder und Fackelumzüge dienen. Die alten Passionsspiele sind fast überall verschwunden.

Im östlichen Deutschland gilt der 23. April als Frühlingsanfang, der Tag Georgs, des Schützers der Herden, besonders der Pferde, den man in Bayern noch durch Umritte feiert. Vom festlichen Austrieb der Herden finden sich auch heute noch Überreste, in den Alpenländern feiert man noch die Alpfahrt wie die Heimkehr der Sennen und ihrer Herden. Erhalten haben sich noch, besonders in katholischen Gegenden, die Flurumgänge (jetzt oft an Pfingsten, Fronleichnam oder Himmelfahrt), in denen an die Stelle der alten Götterbilder und Opfertiere die Heiligenbilder getreten sind. In vielen Gegenden begegnen wir Hagelbittfeiern, die sich den ganzen Sommer über wiederholen.

An die Opfer, die man in der Walpurgisnacht auf hohen Bergen darbrachte, gemahnt heute noch der Glaube an das Hexentreiben, vor dem man sich durch Abbrennen alter Besen schützt. Das alte große Fest des Mai ist jetzt meist mit Pfingsten verbunden. Die segenspendenden Maibäume errichtet man vielfach noch mitten im Ort oder trägt sie feierlich umher, wobei sich auch Umzüge und Umritte, selten auch noch der früher sehr beliebte Tanz im Freien findet, sonst erinnern daran nur unsere Birken (Maien), die Pfingsten schmücken helfen, und manche Feiern im Walde. An manchen Orten schmückt man noch ein Mädchen als Maibraut, oder jeder Bursche ersteigert sich ein Mädchen, dessen Beschützer er eine Zeitlang oder auch das ganze Jahr hindurch wird (das „Mailehen“); oft lebt diese Sitte nur im Kinderspiel noch fort. Je mehr der Zusammenhang mit der Natur und das Hirtenleben verlorengingen, um so mehr nahmen die Pfingstbräuche (Pfingstochse, Mummereien) ab, und wir finden nur noch einzelne Spuren vom Wettaustrieb der Herde, vom ländlichen Wettreiten um einen Kranz, von Ringreiten und Wettläufen.

Lebendiger hat sich Altes erhalten bei den Johannisfeuern. Von Höhe zu Höhe grüßen sie, die Paare springen hindurch, um sich durch die reinigende Kraft vor Krankheit zu schützen, mit lodernden Fackeln umgeht man das Feuer oder dreht sich im Reigen. Es sind das alte Notfeuer, die man durch Reiben heilkräftiger Hölzer gewinnt, um sich in der glutvollen und

gefährlichen Zeit der Sommersonnenwende gegen Seuchen und Mißwachs zu schützen. Die Kirche legte auf diesen Tag das Fest Johannis des Täufers (wegen der abnehmenden Sonne), aber noch immer ist diese Nacht voll geheimnisvoller Kräfte, die besonders allerlei Kräutern heilende Wirkung verleiht.

Der arbeitsreichen Zeit der Ernte folgt der frohe Beschluß. Die letzte Garbe (den Alten) läßt man stehen oder feiert sie besonders in Erinnerung an Wodan oder Frau Gode (Holle), die als Korngeister erscheinen. Dadurch sucht man den Geist des Erntesegens auch fürs neue Jahr zu sichern, ebenso durch Erntekranz und Erntekrone. Ist das letzte Fuder herein, so gibt's ein Fest für den Hof und alle Helfer, manchmal mit kirchlicher Feier. Entsprechend finden wir Festliches beim Dreschen, beim Flachsbrechen, Beerenlesen, bei der Wein- und Nußernte. Oft aber sind Erntefest und Kirchweih zusammengelegt, kirchliche und weltliche Feier stehen nebeneinander, und die Kirmes ist oft der einzige Rest der alten Feste, von denen sie mancherlei übernommen hat. Sie zeichnet sich besonders durch große Schmäuse aus und durch alte Tänze, ist aber leider oft nur noch ein großes Tanzfest geworden.

Nach dem Feste der Toten (Allerheiligen, Allerseelen) bringt den Schluß des bäuerlichen Jahres mit dem Ende der Wintersaat Martini (11. 11.), der alte Dienstwechsel- und Zinstag. Wieder finden wir große Schmäuse, die gewissermaßen für den ganzen Winter vorsorgen sollen, zugleich das Kosten des ersten Weines und eine Feier der Hirten. An das altheidnische Herbstfest, wo man für das Erntedankfeuer Gaben erbat, mahnen noch allerlei Bittgänge und Geschenke. Vielfach wird der Martinstag auch als Winteranfang gekennzeichnet: das Vieh wird heimgetrieben, und wie an jedem Beginn einer neuen Zeit sucht man einen Blick in die Zukunft zu tun. Als Weissagetag gilt auch der 30. 11., der Andreastag.

Dann kommt mit den langen Abenden die Zeit des Lichtengehens, der Spinnstube, die oft in den Häusern reihumgeht; sie ist trotz aller Angriffe eine Hauptstätte guter ländlicher Geselligkeit und der Pflege alter Überlieferungen und Spiele; mancherorts begründet sie heute noch einen Zusammenhalt der Teilnehmerinnen fürs ganze Leben.

So gleiten wir hinüber in die erwartungsvolle Adventszeit, wo der heilige Nikolaus oder Martin (Pelzmärtl) oder Knecht Rupprecht umherziehen, und damit wieder in den Kreis der altehrwürdigen Weihnachten.

Büchernachweis: E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche (AAuG, Bd. 518); Leipzig 1916, B. G. Teubner. — Rück-Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks, 2. Aufl., 2 Bde.; Berlin 1912, Deutsche Landbuchh. — P. Sartori, Sitte und Brauch (Handbücher zur Volkskunde, Bd. 5—8); Leipzig 1910—14, W. Heims.

Die deutsche Sprache.

Aus dem Verband der indogermanischen Sprache hat sich das Germanische losgelöst durch die sogenannte erste Lautverschiebung und durch die Aufgabe des freien Worttons, d. h. die Festlegung des Tons auf der ersten Silbe des Wortes, sowie durch die Ausbildung der schwachen Biegung des Zeitworts und des Nebeneinanders von starker und schwacher Biegung beim Beiwort. Eine Unterabteilung des Germanischen bildet wieder das Westgermanische, d. h. die Sprache der Germanen in England und dem eigentlichen Deutschland. Sie ist gekennzeichnet durch gewisse Verschärfungen vor Mitlautern, durch eine eigentümliche Gestaltung der 2. Pers. Sing. des Präteritums (altsächs. ahd. wâri, altengl. waere, du warst, gegenüber got. wast), durch die Schaffung der Zusammensetzungen bzw. Ableitungen auf -heit. Die unmittelbare Fortsetzung des Westgermanischen ist das Deutsche; gegenüber dem von diesem festgehaltenen westgermanischen Sprachzustand hat das Friesische und das Englische seine eigenen Wege eingeschlagen, das Friesische in den der Nordsee zugewandten Gebieten und auf den an den Küsten gelegenen Inseln, das Englische die Sprache der nach Britannien ausgewanderten Stämme.

Die Benennung deutsch begegnet auf westgermanischem Gebiet zuerst in den achtziger Jahren des 8. Jahrh., und zwar mit Bezug auf die Sprache, nicht auf das Volk, nicht in deutscher, sondern in lateinischer Rede (tam latine quam theodisce, theodisca lingua). Das ist Ableitung zu ahd. diot (got. thiuda) Volk: diutisca zunga die Rede des Volkes gegenüber der lateinischen Amts- und Kirchensprache. Nun galt zwar diot oder thiuda niemals dem niederen Teil des Volkes, sondern stets dem Volksganzen. Aber auf einem Umwege kommt doch der erforderliche Gegensatz zustande: diutisca zunga übersetzt gentilis lingua, gentilis sermo, das bei Hieronymus belegt ist (z. B. draco mirae magnitudinis, quos gentili sermone boas vocant), wie das Hauptwort diot lateinisch gens wiedergibt.

Die beglaubigte Geschichte des Deutschen beginnt mit dem 6. Jahrh.; in dieser Zeit überliefern uns lateinische Urkunden einzelne deutsche Wörter (Eigennamen). Das Deutsche umfaßt damals ein Gebiet, dessen Grenzen nur zum Teil mit einiger Sicherheit zu bestimmen sind. Die Ostgrenze wurde gebildet durch Elbe, Saale, Böhmerwald, Enns; die östlichen Nachbarn der Deutschen waren Slaven und Avaren. Im Süden strebte die Grenze den Kämmen der Alpen zu, im Süden des Deutschen saß keltoromanische und rätoromanische Bevölkerung. Zum Deutschen gehörte aber

noch die Sprache der Langobarden, die jenseits der Alpen, in Italien, im 6. Jahrh. ihr Reich begründet hatten. Ob oder in welchem Umfang im Norden das Deutsche bis an die Nordsee reichte, ist nicht auszumachen. Jedenfalls saßen in einer unsern Sprachquellen vorausliegenden Zeit in den Küstengebieten und weiter ins Land hinein bis nach Nordthüringen Friesen und ihnen verwandte Stämme, die also die nördlichen Nachbarn der Deutschen waren. Im Westen entsprach der Verlauf der Grenze annähernd dem der späteren Zeit; doch reichen darüber die Westfranken hinaus nach Westen, in nicht näher zu bestimmendem Maß und Umfang in die Bevölkerung des heutigen Frankreichs eingesprengt; auch hier sind Keltoromanen die Nachbarn der Deutschen.

Die über die zusammenhängende Linie hinausragenden Teile gehen dem Deutschen früh verloren, indem etwa im Lauf des 9. Jahrh. Langobarden und Westfranken von der nach Zahl und Kultur übermächtigen romanischen Bevölkerung aufgesogen werden. Etwa im 11., 12. Jahrh. löst sich das Niederländische aus dem Verband der deutschen Spracheinheit, indem es eine selbständige Schriftsprache ausbildet.

Diesen Verlusten stehen gewaltige Gewinne gegenüber. Insbesondere im 12. und 13. Jahrh. wird das Land östlich der Elbe deutschem Wesen und deutscher Sprache gewonnen, ein erheblicher Teil von Böhmen sowie das Land, das den Namen der Ostmark erhält und aus dem dann Österreich erwächst. Das Friesische wird stark zurückgedrängt, ihm nur spärliche Küstenteile und vorliegende Inseln belassen. Die Eroberung der Alpen wird vollendet, das obere Wallis, Teile von Graubünden werden deutsch, die Linie der späteren Arlbergbahn nach Süden überschritten. Aber das Stammgebiet hinaus werden Siedlungen entsendet: die Siebenbürger „Sachsen" sind Ableger der Moselfranken, die Gottscheer im slowenischen Sprachgebiet und die heute spärlich gewordenen deutschen Bewohner der sieben und der dreizehn Gemeinden entspringen dem bayrischen Stamm; in den baltischen Ländern ist die Oberschicht deutschen Ursprungs. Das in Polen und Rußland von Millionen gesprochene Jiddische bekundet neben seinen weniger zahlreichen hebräischen Bestandteilen eine im wesentlichen ostmitteldeutsche Grundlage.

Was so nach außen als deutsch, als Einheit sich deutlich kennzeichnet, ist im Inneren nichts weniger als eine Einheit. Es spaltet sich in Unterabteilungen nach Raum und Zeit, es stuft sich ab nach den Zwecken der Rede: so steht die Schriftsprache neben der Mundart, mit mannigfachen Übergängen und Mischungen; der Sprache der Prosa tritt die Sprache der Dichtung zur Seite; besonderen Aufgaben dient die Sprache des Rechts, des Seemanns, des Bergmanns und anderer Berufs- und Lebenskreise.

Schließlich sind auch die Sprachen der einzelnen vielfältig unter sich verschieden, nicht bloß in den Personen überragender Schriftsteller, sondern auch bei gewöhnlichen Sterblichen. Bei der Entwicklung, die über die Sprache ergeht, tritt bald die, bald jene dieser Einzeleinheiten mit ihren Schicksalen stärker hervor.

Die Wandlungen, denen das Deutsche unterliegt, setzen sich zusammen aus solchen, die die einzelne Spracheinheit unabhängig von jeder anderen vollzieht, und solchen, bei denen der Einfluß anderer Einheiten sich geltend macht. Dabei haben fremde Sprachen auf das Deutsche eingewirkt: in ältester Zeit das Keltische (dem u. a. das Wort reich entstammt), dann das Lateinische, das Französische, das Griechische (vielfältig durch Vermittlung des Lateinischen), das Englische. Diese Einwirkung kann erfolgen durch mündlichen Austausch: so haben wir hebräische Bestandteile aufgenommen (meschugge, pleite); so haben die Deutschen schon Jahrhunderte vor dem Beginn unserer Sprachquellen beim Einrücken in das Zehntland, in die Schweiz, in die Rheingebiete, zugleich mit den neuen Errungenschaften der Kultur, die sie vorfanden, in großem Umfang deren Benennungen von den Keltoromanen aufgenommen oder die Thüringer von den slawischen Besiegten das Wort dowre „gut“ gelernt; so haben unsere Soldaten aus Rußland den Panjewagen, das Panjepferd mitgebracht. Aber dieser Austausch kann sich auch innerhalb des deutschen Gebietes selbst vollziehen: in den Rheinlanden, in Thüringen hat das Hochdeutsche dem Niederdeutschen Boden abgewonnen, und das heutige Niederdeutsche hat manche seiner Besitztümer von einem Überschlagen hochdeutscher Sprachwellen empfangen. Die fremden Bestandteile können aber auch auf literarischem Wege eingedrungen sein, wie die zahlreichen Wirkungen, die das Lateinische zur Zeit des Humanismus ausgeübt hat.

Die von außen hereinwirkende Spracheinheit kann aber auch ein Glied der deutschen Sprache selber sein. Wörter, Wortformen, Satzfügungen der Schriftsprache dringen in die Mundart ein, zumal in den Städten, in abgeschwächtem Maße in deren Nachbarschaft. Die eigene ältere Sprache wird bei den Nachkommen wieder lebendig, frühere Schriftsteller wirken auf spätere. So steht die deutsche Dichtung des 13., 14. Jahrh. sprachlich ganz unter dem Bann der klassischen mhd. Dichtung, die sich um die Scheide des 12. und 13. Jahrh. entfaltet hat; im einzelnen haben Wolfram und Gottfried starke Nachfolge gefunden. Luthers Bibelsprache wirkt nach bei Hamann, bei Goethe und durchdringt unsere eigene volkstümliche Rede. Den Hauch der Goetheschen Sprache, zumal des Wilhelm Meister, verspürt man in der Romantik, bei Immermann, Mörike; in manchem hat Schiller von Goethe gelernt.

Jean Pauls Bilder und spielerische Weise setzen sich fort z. B. bei Gaudy, Adalbert Stifter, in den vertrauten Briefen Joh. Peter Hebels. So können geradezu Moden entstehen. Bei den galanten Poeten des 17. und 18. Jahrh. sind Ausdrücke wie artig, süß, zärtlich, Reiz, Unschuld, Wollust in hohem Maße beliebt; in unsern Tagen ist restlos im Sinne von „vollständig“ unter dem Einfluß der Heeresberichte zum lästigen Modewort geworden.

Die von anderen Spracheinheiten nicht beeinflußte Veränderung ist in gewissem Umfang Ausfluß eines Spieltriebs, der sich im Spiel mit den Lauten gefällt, in absichtlicher Verrenkung der Wortgestalten, wie in dem tollen Wirbel der Fischartschen Wortgebilde, in Hamannschen Seltsamkeiten, in den Lautreihen des Studentenliedes (Juvivallera; Lautoria; Zwilliwilliwik), den Um- und Neubildungen der Humoristen (Gersprenz ist veritrunken; gelebt, geliebt und auch gedracht).

Ein bewußtes Eingreifen in die Sprachentwicklung stellen die Verdeutschungsbestrebungen dar, die der Einwanderung fremder Bestandteile entgegentreten oder die durch heimische Nachbildung fremder Weise dem deutschen Wortstaat neue Betriebsmittel zuführen wollen, Bestrebungen, die in die Anfänge unseres quellenmäßig beglaubigten Sprachlebens zurückgehen. Eine Wirkung bewußten Begreifens ist es, wenn Sprachgelehrte grammatische Festsetzungen vornehmen und Gläubige finden. So haben die Sprachlehren von Schottel, Gottsched, Adelung vielfältig Nachachtung erfahren; so hat Wustmanns Lehre von der größeren Vortrefflichkeit des Älteren bis auf den heutigen Tag das sprachliche Handeln weiter Kreise beherrscht. Luthers Bibelsprache ist in großem Umfang Ergebnis bewußter Prüfung aller Möglichkeiten. Wenn wir heute zwischen verschiedenen Ausdrücken für denselben Begriff stilistisch wechseln, so steht dabei unablässig theoretische Mahnung im Hintergrund. Die Namengebung der Neuzeit auf dem Gebiete des Flugwesens ist umfassender systematischer Erwägung entsprungen.

Von den unbewußten Wandlungen der Sprache sind diejenigen der Selbstlaute zu einem guten Teil Folgen der im Germanischen durchgesetzten Anfangsbetonung. So erfahren die Vokale der Nebensilben schon in der Zeit vor unsern Sprachquellen vielfach Tilgung; die vollen Endvokale a, i, o, u, die die althochdeutschen Quellen noch in reichem Maße besitzen, sind, soweit sie kurz waren, in mhd. Zeit zu e abgeschwächt; in den nördlichern Gebieten haben damals auch die Längen dieselbe Abschwächung erfahren, und in neuerer Zeit haben die südlicheren Gebiete dieses e ganz abgeworfen. Aber auch innerhalb der nämlichen Silben, innerhalb der Doppellaute hat der dem Beginn fernere Bestandteil mit der Zeit an Gewicht verloren: so wird

jenes ahd. diot später zu diēt, ahd. briaf zu briēf, und iē, uo, üē des Mhd. erscheinen in mittleren Gebieten und in der Schriftsprache als ī, ū, ǖ; ei—ai, ou—au früherer Zeit wandeln sich in mitteldeutschen und niederdeutschen Gebieten zu einfachen Längen, mit Überwiegen des ersten Bestandteils: breit (od. brait) erscheint als brēt und brāt, koufen (kaufen) als kofen und kafen.

Daneben stehen Verbreiterungen alter langer Vokale: auf bayrisch-österreichischem, schwäbischem und mitteldeutschem Boden ist zīt zu zeit, hūs zu haus, hǖte zu häute geworden. Laute der Nebensilben — i, j und verwandte Laute — haben auf solche der Hauptsilben eingewirkt im sogenannten Umlaut (Kraft—kräftig, Graf—Gräfin, Köln aus lat. colonia).

Von den Veränderungen der Mitlauter ist zumal die zweite Lautverschiebung wichtig, die im 6. Jahrh. sich vollzogen hat und insbesondere p zu pf oder f, t zu tz oder sz, k zu ch wandelt. Sie ist auf verschiedenen Gebieten verschieden wirksam gewesen — je weiter nach Süden, desto mehr Laute und Lautstellen werden von ihr getroffen; sie gibt so das wertvollste Hilfsmittel zur Abgrenzung deutscher Mundarten an die Hand. Niederdeutsch sind die Gebiete, die kaum von der Verschiebung berührt worden sind (doch entspricht dem englischen the, thou nd. de, du); hochdeutsch diejenigen, die im Wortinnern und Wortende p zu f, t zu sz, k zu ch verschoben haben. Innerhalb des Hochdeutschen kennzeichnet sich das nördlichere Mitteldeutsche durch das Festhalten von pp (appel = apfel); es hat im Westen auch p des Wortbeginns nicht verschoben (perd, penning). Das Oberdeutsche im Süden hat auch perd zu pferd, appel zu apfel werden lassen. Die Verschiebung des k ist im Mitteldeutschen und nördlichen Oberdeutschen in beschränkten Grenzen geblieben; eine immer weitergehende Verschiebung des k zu ch hat auf alemannischem Gebiet niederalemannisch, hochalemannisch, höchstalemannisch unterscheiden lassen.

Im Leben der Wortformen geht Verlust und Neuschöpfung nebeneinander her. Schon die vorgeschichtliche Zeit hatte eine besondere Form für Aussagen über eine Zweizahl, sowie eigene Kasus für das Wo und das Woher untergehen lassen; eine noch im 9. Jahrh. vorhandene Form zur Bezeichnung des Mittels folgte nach; die Aufgaben der untergegangenen Kasus werden durch Verbindungen der übriggebliebenen mit Vorwörtern übernommen, deren Zahl sich in neuerer Zeit durch erstarrte Formen von Hauptwörtern erheblich vermehrt hat (z. B. kraft, laut, mittels, trotz, wegen). Etwa seit dem 15. Jahrh. ist im größten Teil des Gebiets in der lebendigen Rede auch der Genitiv abhanden gekommen, bis auf erstarrte Reste; die Schriftsprache hat ihn festgehalten, entsprechend ihren altertümlichen Neigungen. Bei den gebliebenen Kasus hat die Mannigfaltigkeit der Gestaltung einer immer größeren Gleichförmigkeit Platz gemacht; beim Nomen besteht fast nirgends mehr ein Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ; in der Mehrzahl ist jetzt überall der Genitiv gleich dem Nominativ und Akkusativ. Das Zeitwort ist in die Geschichte eingetreten mit bloß zwei Zeitformen, einer für die Gegenwart, die die Zukunft mitbezeichnen mußte, und einer für die Vergangenheit. Schon in früher altdeutscher Zeit wird in Ausdrücken mit sein und haben und dem Mittelwort der Vergangenheit eine Bezeichnung für die abgeschlossene Handlung gewonnen (Perfektum); sollen, später werden, mit dem Infinitiv, gewährt eine deutliche Verkörperung zukünftiger Vorgänge. Nun hat — etwa seit dem 15. Jahrh. — die Gegenwartsform auch dem Bericht über Vergangenes dienen können (Praesens historicum). Schon früh ist auch ein Ersatz für die Leideform gefunden worden, die in vorgeschichtlicher Zeit untergegangen war.

Wichtig ist auf dem Gebiete der Satzfügung das Zurückweichen des Konjunktivs, das zum Teil schon in der mhd. Zeit eingetreten ist. Im Ausgang der mhd. Zeit hat die altdeutsche Regelung der Zeitenfolge einem neueren Verfahren weichen müssen.

Die Wortbildung hat stets wachsende Bereicherung erfahren durch Mehrung der Ableitungen, insbesondere der Hauptwörter auf -ung, der Zeitwörter, die von Hauptwörtern ausgehen (bocken, köpfen, radeln, trompeten). Eine neue Art der Ableitung greift in neueren Zeiten immer mehr Platz, die neue Wörter im Anschluß an Wortgruppen schafft, die sog. Zusammenbildung (altjüngferlich, rechtsrheinisch, Langschläfer, Inanspruchnahme). Ebenso kommen neue Arten von Zusammensetzung auf (Bethaus, Eßgerät, Singstunde; Grünkohl, Sauerkraut, Wildschwein; Menschensohn, Schwanenhals, Herzogsmantel; Frühlingslied, Liebesgedicht, Weihnachtsfeier, Zeitungsblatt). Im 17. Jahrh. nimmt die Sitte mehrfacher Personennamen überhand, die heute auch stark in den mündlichen Gebrauch übergreift.

Dem Wortschatz wachsen neue Bestandteile zu durch Entlehnung aus fremden Sprachen, aus der eigenen älteren Sprache, aus den deutschen Mundarten, durch Neuschöpfungen einzelner.

Der erste Abschnitt in der Geschichte der deutschen Sprache ist die Zeit der ungeschwächten Endungen, die Zeit des Althochdeutschen und des Altniederdeutschen, die bis ins 11. Jahrh. hineinreicht. Nur eine beschränkte Zahl von Quellen gibt uns hier Kunde von der deutschen Sprache: Dichtung, zumal geistliche Dichtung, Übersetzungsprosa, Prosa, die der geistlichen Unterweisung, der Auslegung spätrömischer Literatur und biblischer

Bücher gewidmet ist; die Übersetzung teilweise so sklavisch, daß etwa das lateinische Deponens durch ein deutsches Passiv wiedergegeben wird, teilweise sich zu feiner und kunstvoller Wiedergabe lateinischer Satzgebilde erhebend.

Mit dem 12. Jahrh. beginnt die Zeit des Mittelhochdeutschen und Mittelniederdeutschen mit den abgeschwächten Endungsvokalen, mit starkem Übergewicht des Mittelhochdeutschen über das Mittelniederdeutsche; Dichter aus dem nd. Gebiet schreiben geradezu hochdeutsch oder doch ein vielfach hochdeutsch gefärbtes Niederdeutsch. Eine mhd. Literatursprache beginnt sich auszubilden, deren Grundlage die nördlichen Gebiete des Oberdeutschen gewähren, die aber nicht verhindert, daß in den Quellen seit dem 14. Jahrh. landschaftliche Besonderheiten stärker hervortreten. Im 12. und 13. Jahrh. haben wir es fast ausschließlich, im 14. Jahrh. noch überwiegend mit dichterischen Quellen zu tun; die Gelehrsamkeit, die Akten, die Geschichtschreibung bewegen sich in lateinischer Sprache, soweit nicht die letztere zum deutschen Verse greift. In der ersten Hälfte des 12. Jahrh. steht die Dichtung noch der mündlichen Rede nahe, mit der Einfachheit des Satzbaues, mit der Mischung von Ausdrucksweisen und anderen Verletzungen der grammatischen Regel. Die Zeit der mhd. Klassiker um 1200 zeigt hohe Vollendung der sprachlichen Form, wobei jedoch die eine Richtung älterer und volkstümlicher Rede näher steht, die andere mehr die höfische Gegenwart vertritt und zugleich sich dem Eindringen französischer Wörter stärker öffnet.

Das 13. Jahrh. bringt die deutschen Rechtsbücher des Sachsenspiegels und Schwabenspiegels, das 13. und 14. Jahrh. die deutsche Predigt und die deutsche Mystik, das 14. und zumal das 15. Jahrh. die deutsche Chronik und Geschichtschreibung, das 15. und 16. Jahrh. die deutschen Volksbücher, den deutschen Roman. Die Entfaltung der deutschen Prosa vollendet sich, indem auch die Sprache der Akten und Urkunden deutsch wird, im Süden seit den siebziger Jahren des 13. Jahrh., in Mitteldeutschland und im Norden etwa von 1300 ab. Diese Sprache der Urkunden ist im Anfang von Weltfremdheit, von Schwulst und Schwerfälligkeit völlig fern; erst etwa in den sechziger Jahren des 13. Jahrh. setzen die Schachtelsätze und Bandwürmer ein, die dann bis hinein in die Gerichtssprache unserer Tage fortdauern.

In diesen Urkundensprachen liegen die Keime einer folgenreichen Entwicklung. Aus ihnen heben sich bedeutsam heraus die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, in der sich mitteldeutsche und oberdeutsche Bestandteile zusammenfanden, und die der sächsischen Kanzlei. Die Gemeinschaft der beiden hat Luther, mit dem man die neuhochdeutsche Zeit zu beginnen pflegt, mit vollem Bewußtsein zur Sprache seiner Bibelübersetzung gemacht, aber

zugleich unablässig danach gerungen, echtes, lebendiges Deutsch zu reden. Nichts kann Luthers Leistung in helleres Licht setzen als der Vergleich mit der steifen unlebendigen Rede von Zwingli. Es hat freilich noch bis tief ins 18. Jahrh. hinein gedauert, bis das durch Luther begonnene Einigungswerk zu einem Abschluß kam, durch die Bemühungen der Sprachgesellschaften, der Grammatiker, der Schriftsteller selbst.

Schon vor dem Auftreten Luthers hat in Deutschland der Humanismus eingesetzt, der gleich zu Anfang hervorragende Übersetzer aufzuweisen hat; aber deren Deutsch ist vielfach nicht rein und echt, und es ist jetzt dem antiken Einfluß Tür und Tor geöffnet, im Hereindringen fremder Wörter, dem Verleihen antiken Gewandes an deutsche Personennamen, der Nachbildung lateinischer Fügungen, wie des Akkusativ mit dem Infinitiv, der Nachbildung fremder Wortstellung.

Im 17. Jahrh. wird französischer Einfluß mächtig im Wortschatz; aber der Satzbau verrät nichts von französischem Geiste. Die politische Korrespondenz der Zeit zeigt den schlimmsten Kanzleistil; ein inhaltlich so volksmäßiges Werk wie der Simplicissimus ist von volksmäßiger Rede weit entfernt. In der Dichtung herrscht die Pracht und Üppigkeit des Barocks, dem dann wieder die Nüchternheit eines Canitz, die an Christian Weise anschließende Wasserpoesie entgegentritt.

Das 18. Jahrh. bringt in Haller und Klopstock die Schaffung einer neuen Dichtersprache, genährt von den Engländern, von Homer, aufgenommen und weitergebildet von Goethe und Schiller in ihrer Reifezeit, während Lessing im Nathan der schlichten prosaischen Rede möglichst nahe bleibt.

Zu der starken Erhebung über das Gewöhnliche, das diese Dichtersprache bringt, steht die Sprache von Sturm und Drang mit ihrem Willen und Wollen im schärfsten Gegensatz: sie will reine Natur sein. Aber es ist vielfach unechte, gekünstelte Natur, und so geht sie auch rasch vorüber. Aber die Betonung des Eigenen, des Lebendigen, ist geblieben, vorbereitet durch die Kenntnis altenglischer Volksdichtung, gefördert durch die Wiederweckung des deutschen Altertums, zumal in den Veröffentlichungen Bodmers, gepredigt durch Hamann und Herder. Schon bei Bürger, beim Hainbund begegnen mundartliche Formen, werden abgestorbene Wörter neu belebt. Es erwächst die mundartliche Dichtung und die Dorfgeschichte, mit ausschließlicher oder weitgehender Verwendung der Mundart; in der neueren Zeit der mundartliche Roman, das mundartliche Drama, wobei sich namentlich Niederdeutschland hervortut. Auf der anderen Seite gedeiht der geschichtliche Roman, der in Scheffel und Gustav Freytag, in Bruno Wille und Handel-Mazzetti vielfach Altdeutsches verwendet oder die Sprache des

17. Jahrh. nachzubilden sucht, wie dies auch Gerhart Hauptmann in seinem Florian Geyer unternimmt.

Gegen den geschichtlichen Roman und gegen andere Erstarrungen erfolgte ein Gegenschlag in einem neuen Geschlecht von Stürmern und Drängern. Diesmal kam es zu wirklich zuverlässiger Beobachtung der natürlichen Rede und zu ihrer getreuen Nachbildung, in Übereinstimmung mit den Forderungen von Sprachgelehrten, die den papiernen Stil lebhaft bekämpften, und diese Annäherung der schriftlichen Rede an die mündliche dauert bis heute fort. Eine besondere Wendung nimmt das Eintreten für das Eigene in der Heimatkunst, die eine starke Verwertung mundartlichen Sprachgutes bringt, und verwandt damit ist es, wenn den Fachsprachen, etwa der des Jägers oder der Tuchweberei, Einlaß in die Darstellung gewährt wird und diese schwer verständlich macht. Das Recht des Heimischen, das Recht des Lebendig-Einfachen vertritt auch der Allgemeine Deutsche Sprachverein mit seinen erfolgreichen Bestrebungen. Und die nationale Erhebung des großen Krieges hat das tatkräftige Wirken für die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache gewaltig gesteigert; die Berichte des Generalquartiermeisters von Stein sind Muster schlichter und klarer, kraftvoller Rede. Aber überhaupt hat der Krieg an neuen Bezeichnungen, für Altes und Neues, einen kaum übersehbaren Reichtum geschaffen.

Büchernachweis: O. Behaghel, Die deutsche Sprache, 6. Aufl.; Wien u. Leipzig 1917, G. Freitag (mit einem umfangreichen Verzeichnis einschlägiger Schriften und Aufsätze). — Herm. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache; München 1919, C. H. Beck. — Derselbe, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache; ebenda 1909. — Herm. Paul, Deutsche Grammatik; Halle 1916—19, G. Niemeyer. — O. Weise, Unsere Muttersprache, 9. Aufl.; Leipzig 1919, B. G. Teubner. — Derselbe, Ästhetik der deutschen Sprache, 4. Aufl.; ebenda 1916. — Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 8. Aufl.; Straßburg 1915, K. Trübner. — Herm. Paul, Deutsches Wörterbuch, 2. Aufl.; Halle 1908, G. Niemeyer. — Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl.; Gießen 1909/10, A. Töpelmann. — Hans Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch, Bd. 1; Straßburg 1913, K. Trübner.

Die deutsche Schrift.

Unsere Schrift geht über die Römer und Griechen auf das Alphabet der Phönizier und ihrer Lehrmeister zurück. Von den Griechen an der Donau lernte der westgotische Bischof Wulfila († 383) die Zeichen für die Schrift seiner Bibelübersetzung, des ersten zusammenhängenden Denkmals unserer Sprache, das wir in einer etwas jüngeren Prachthandschrift mit Gold und Silber auf Purpurpergament geschrieben besitzen. Dieselben Zeichen finden wir in Unterschriften einzelner Goten auf Papyrusurkunden des 6. Jahrhunderts in Italien wieder. Aber schon vorher hatten andere germanische Stämme aus alten Loszeichen und aus dem lateinischen Alphabet der früheren Kaiserzeit die Vorbilder für ihre „Runen“ entnommen, deren geradlinige Formen uns noch von dem Einschneiden in Holz (Buchstaben) oder dem Einritzen in Stein Kunde geben.

Mit dem Christentum und der spätrömischen Kultur übernahmen schließlich alle deutschen Stämme vom 5. Jahrhundert an, unmittelbar oder durch Vermittlung von Romanen und Franken, die rein lateinische Buch- und Urkundenschrift in den Formen der betreffenden Zeit. Die Schrift aber war und ist etwas Lebendiges, dessen Formen ebenso mit den Bedingungen vom Schreibstoff und Schriftzweck wechseln wie mit den Abwandlungen des Geschmacks der Menschen, also etwa auch mit den Stilperioden der bildenden Kunst. An der Ausbreitung und Fortbildung der Schrift wirkten deshalb auch unsere Vorfahren von Anfang an in entscheidender Weise mit. Als zum ersten Male durch Karl d. Gr. († 814) alle festländischen Germanen (außer den Dänen und den Westgoten in Spanien) unter einer Herrschaft vereinigt waren, vorzüglich in ihren Benediktinerklöstern eine einheitliche Kultur pflegten und die ältesten uns erhaltenen Denkmäler der althochdeutschen und altsächsischen Sprache aufzeichneten, da bedienten sie sich auch der zum Gemeingut dieser Kultur gewordenen Schrift, der an die römische Schrift des 6. Jahrhunderts angeschlossenen „karolingischen Minuskel“, d. h. Kleinschrift, im Gegensatz zu den „großen“ Buchstaben, den Majuskeln der altrömischen Inschriften und Bücher. Der große Kaiser selbst pflegte die Niederschrift alter Heldenlieder sowie die umfassendste Umschrift aller kirchlichen und klassischen Texte (Taf. XIV, 1).

Zwar blieb die Kultureinheit der karolingischen Zeit nicht erhalten, allein auf der gleichen Grundlage entwickelte sich auch weiterhin überall im Abendlande die Schrift im wesentlichen gleichartig; sie machte, gefördert durch den längst ausschließlich herrschend gewordenen, aus feinen Häuten bereiteten Schreibstoff des Pergaments und das Schreibmittel der Rohrfeder, eine immer deutlicher ausgeprägte Entwicklung durch von der Rundung zur Brechung der Buchstaben. Im 13. Jahrhundert war dieser Prozeß zum Abschluß gekommen; das ganze Abendland schrieb nun „gotisch“, d. h. in gebrochenen, nach gotischem Stilgefühl geschmückten Buchstaben. Die Vielgestaltigkeit nahm jedoch entsprechend dem wachsenden Reichtum der Kultur und der Schreibzwecke wieder zu, und noch mehr als in karolingischer Zeit gab es neben geistlichen jetzt auch bürgerliche Schreibschulen und Schreibkünstler von hoher Kunst und persönlicher Eigenart. Das ebenfalls seit dem

13. Jahrhundert über Italien langsam eindringende billigere Papier erleichterte das Schreiben im kaufmännischen und politischen Geschäftsleben; die steigende Kultur vermehrte das Bedürfnis nach Büchern.

Da kam um die Mitte des 15. Jahrhunderts die wunderbare deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst (Taf. XIV, 2), die für alle Zukunft die Schrift der Bücher der persönlichen Gestaltung entzog und an feste Lettern oder „Typen" band. Die damals noch herrschende gotische Schrift wurde natürlich das erste Muster auch für die geschnittenen oder gegossenen Buchstaben der Frühdrucke („Wiegendrucke" oder Inkunabeln) und dadurch in ihren Grundformen verewigt. Dagegen entwickelte sich auf derselben gotischen Grundlage die persönliche „Handschrift" (Taf. XIV, 3) fortan in um so größerer Freiheit, als nun die strenge feste Buchschrift nicht mehr gelehrt zu werden brauchte. Sie erfuhr lediglich den Einfluß der jeweils herrschenden Mode der Schul- oder Kanzleischriften, bis nach der letzten technischen Neuerung, dem Übergang von dem Gänsekiel zur Stahlfeder im 19. Jahrhundert, in unseren Tagen die Schreibmaschine auch diesen Rest persönlicher Formensprache in weitem Umfange auszuschalten beginnt.

Mit der Einbürgerung der Buchdruckerkunst fiel aber zufällig eine andere große Umgestaltung der Kultur zeitlich zusammen, die auch auf die Schrift bestimmend einwirkte, die Renaissance, d. h. die vermeintliche Erneuerung des antiken Geistes und des antiken Formenschatzes in der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft und entsprechend auch in der Schrift. Da nun aber die ältesten Handschriften der Klassiker gerade in den Umschriften der karolingischen Zeit vorlagen, so hielt man deren Schrift auch für antik und gab dementsprechend die Losung aus, wie in allen Dingen so auch in der Schrift die überlieferte „gotische" Mode aufzugeben und dafür die „wahre" klassische Schrift zu „erneuern". So erfolgte zuerst in Italien und für Italien, kurz vor Erfindung der Buchdruckerkunst, die Erneuerung der karolingischen Minuskel als lateinischer Schrift oder „Antiqua", neben der eine mehr liegende Spielart als „Cursive" ausgebildet wurde (Taf. XIV, 4). Auch in Deutschland übernahm man diese erneuerten Schriftarten bald für antike Texte, hielt aber für die deutsche Sprache an der spätgotischen Buch- und Schreibschrift fest, die nun mehr und mehr als „deutsch" empfunden wurde. In Wirklichkeit sind also beide Schriften deutsche Fortbildungen altlateinischer Grundformen; allein wie sich die romanische Welt mit anderen Zügen der Renaissance auch die neue Schrift besonders rasch und allgemein aneignete, so wurde mit der kulturellen Vorherrschaft Italiens im 15. und 16. Jahrhundert, Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert die „lateinische" Schrift sowohl für gedruckte Bücher wie für geschriebene Akten und Briefe

zur internationalen Verkehrsschrift, während in Deutschland für den Buchdruck die alte „Fraktur" und ihre Abspaltungen, die „Kanzlei" und die „Schwabacher", weiter gepflegt wurden und gleich den persönlichen Handschriften mit den Denkmälern der deutschen Sprache, der sie sich auch durch Neubildung entsprechender Zeichen anpaßten (ſ neben s; ſt und ß; ä, ö, ü), innerlich verwuchsen. So ist in vier Jahrhunderten in der Tat eine zunehmende Verbindung erfolgt zwischen der deutschen Sprache in der deutschen Bibel, dem deutschen Gesangbuch, den deutschen Dichtern, den deutschen Familienbriefen auf der einen Seite, dem deutschen Schriftbild auf der anderen.

Aus der gotischen Verzierungs- und Gliederungslust erwuchsen der deutschen Schrift zunächst die geschmückten Initialien, d. h. Anfangsbuchstaben, dann die „großen" Buchstaben für wichtige Wörter und Satzanfänge, später für alle sogenannten Hauptwörter, während die lateinische Schrift an der spätantiken und karolingischen Einförmigkeit der Texte festhielt und die aus Zierbuchstaben und Inschriften entlehnten großen Buchstaben auf Satzanfänge und Eigennamen beschränkte. Auch diese Eigentümlichkeiten sind also genau wie die zur Barockzeit in Deutschland aufkommende Häufung der Konsonanten (nn, dt, ß, ck, nndt, gckh) mehr Schreibgebräuche als innerlich begründete Sprachformen (Taf. XV).

Die Kultur des Buches, in der Renaissance und Reformation schon durch die Ehrfurcht vor dem klassischen und biblischen „Wort" in hoher Blüte, sank vom 17. zum 19. Jahrhundert auf die Stufe dürftigster Armseligkeit. Erst das späte 19. Jahrhundert, besonders die letzte Zeit vor dem Kriege, hat ihr in Deutschland unter tatkräftiger Mitwirkung hervorragender Künstler (P. Behrens, Ehmcke, Koch u. a.) in Papier, Druckanordnung, Zierleisten und Gestaltung der Lettern zu neuem geschmackvollen Leben verholfen. Gerade die deutsche Kultur mit ihrem Reichtum an überlieferten und an neugeschnittenen Drucktypen vermochte auf dem Gesamtgebiet der Schrift eine besondere Fruchtbarkeit künstlerischer Gestaltung hervorzubringen. Zu der Frage „deutsche" oder „lateinische" Druckschrift ist deshalb zu sagen, daß eine künstliche Beschränkung lediglich auf die deutsche Schrift uns in der Weltliteratur vereinsamen dürfte, eine Preisgabe der eigenen alten Formen dagegen zugleich innere wie äußere Werte gefährden würde. Hat die lateinische Schrift, besonders in ihren ja wirklich aus der Römerzeit stammenden großen Buchstaben, eine klassische Ruhe und Größe, so besitzen die reicheren Formen der breit oder schmal geschnittenen deutschen Schrift nicht nur die größere Ausdrucksfähigkeit durch ihre glücklichere Anpassung an die Besonderheiten der deutschen Sprache und ihre die Übersicht erleichternde, stärkere Ausprägung,

zumal in den Ober- und Unterlängen (ſ, ſt, ß ſtatt s, st, sz), ſondern auch die feinen Reize der Stimmung und des Zuſammenhanges mit unſerer geſamten älteren Literatur und Geſchichte. Dagegen iſt es weſentlich eine Angelegenheit der Schule und der ſie beratenden Künſtler, in der Schreibſchrift diejenigen Formen zu lehren, die ſich pädagogiſch und äſthetiſch empfehlen, einfach und zugleich ausdrucksvoll ſind (Ober- und Unterlängen); die Perſönlichkeiten werden ſich dann wie zu allen Zeiten ſchon ihre individuellen Handſchriften ausprägen. Von den entſprechenden Druckſchriften haben ſich die deutſchen und lateiniſchen Schreibſchriften, wie oben dargelegt, längſt weit entfernt, aneinander dagegen mehr und mehr angenähert.

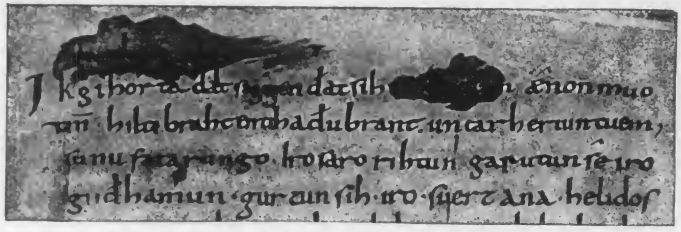
Büchernachweis: Karl Brandi, Unſere Schrift; Göttingen 1911, Vandenhoeck & Ruprecht. — O. Weiſe, Schrift und Buchweſen in alter und neuer Zeit, 4. Aufl. (AAuG, Bd. 4); Leipzig 1919, B. G. Teubner.

Die deutſche Kunſt.

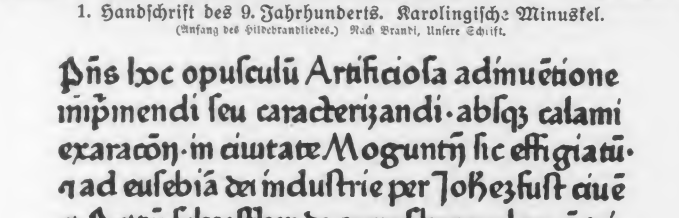
A. Die mittelalterliche Kunſt in Deutſchland.

Die Kunſt des Mittelalters hat einen international-abendländiſchen Charakter, wie ſeine Kultur (Kirche, Sprache, Orden). Völkiſche Züge ſind nur in Anſätzen vorhanden.

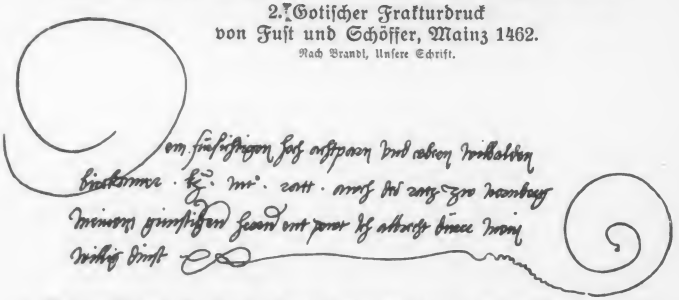
I. Der Völkerwanderungsſtil, um 350 bis um 750. Kunſtgeſchichtliche Epochen werden durch neue bildkünſtleriſche Auffaſſungen, neue Formen beſtimmt, nicht durch neue Inhalte, wie das Chriſtentum. Entſcheidend war das Auftreten der neuen Raſſe der Germanen von Norden. Bahnbrechend war der erſte Grundzug germaniſch-deutſcher Kunſt, der Rhythmus unendlich fortlaufender Bewegung in der Zierkunſt; eng geſellt ſich ihm als zweiter die maleriſche Phantaſie, die mit Licht und Schatten arbeitet. Sie entſpricht unſerm dunklen Klima, reich an Wolken und Regen, Nebel und Schnee. Hier iſt die Keimzelle von Rembrandts und Grünewalds Malergenie. An der Spitze ſteht das Kunſtgewerbe in Metall, Schmuckſachen für Männer und Frauen, namentlich Gewandſpangen (Fibeln). Weitere Grundzüge ſind eine ſtarke Schmuckliebe (dekorativer Stil), eine große Mannigfaltigkeit individueller Motive, eine Kompoſitionsweiſe, die aus dem maleriſchen, zuſammenfaſſenden Sehen auf dichte Flächendeckung ausgeht, und die Phantaſtik, d. h. die Fähigkeit und Luſt, rein künſtleriſche Gebilde jenſeits von aller naturwiſſenſchaftlich-verſtandesmäßigen Wirklichkeit zu ſchaffen (Taf. XVIII, 1, 2). In allen dieſen Grundzügen ſteht der germaniſche Stil im Gegenſatz zum griechiſchen, der auf bildhaueriſchem Sehen, dem Rhythmus der endlichen Begrenzung in Ruhe und der leeren Fläche beruht. Im erſten Stil der Zellenverglaſung werden geradlinig-kantige Zellen aus Halbedelſteinen und Glas unſymmetriſch auf der Grundfläche zu maleriſchen Kompoſitionen vereint. Die farbigen Hauptnoten ſind das metalliſche Gold und Rot (Granaten). Der zweite Stil bedeckt den Körper, z. B. einer Spange, mit geometriſcher Band- und mit Tierornamentik in dichtem, unendlich bewegtem Geſchlinge zu maleriſcher Geſamtwirkung. Es iſt nicht eine abſtrakte Abkehr von der Natur, ſondern eine ſtarke Stiliſierung auf der Grundlage eines entwick-



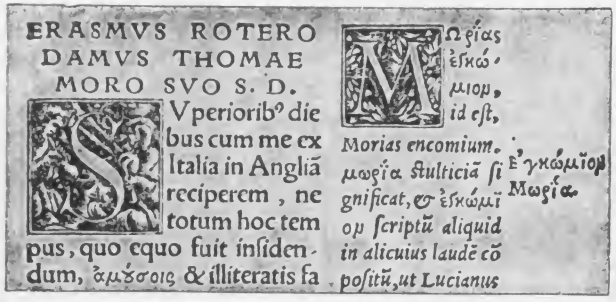
1. Handschrift des 9. Jahrhunderts. Karolingische Minuskel.
(Anfang des Hildebrandliedes.) Nach Brandi, Unsere Schrift.



2. Gotischer Frakturdruck
von Fust und Schöffer, Mainz 1462.
Nach Brandi, Unsere Schrift.



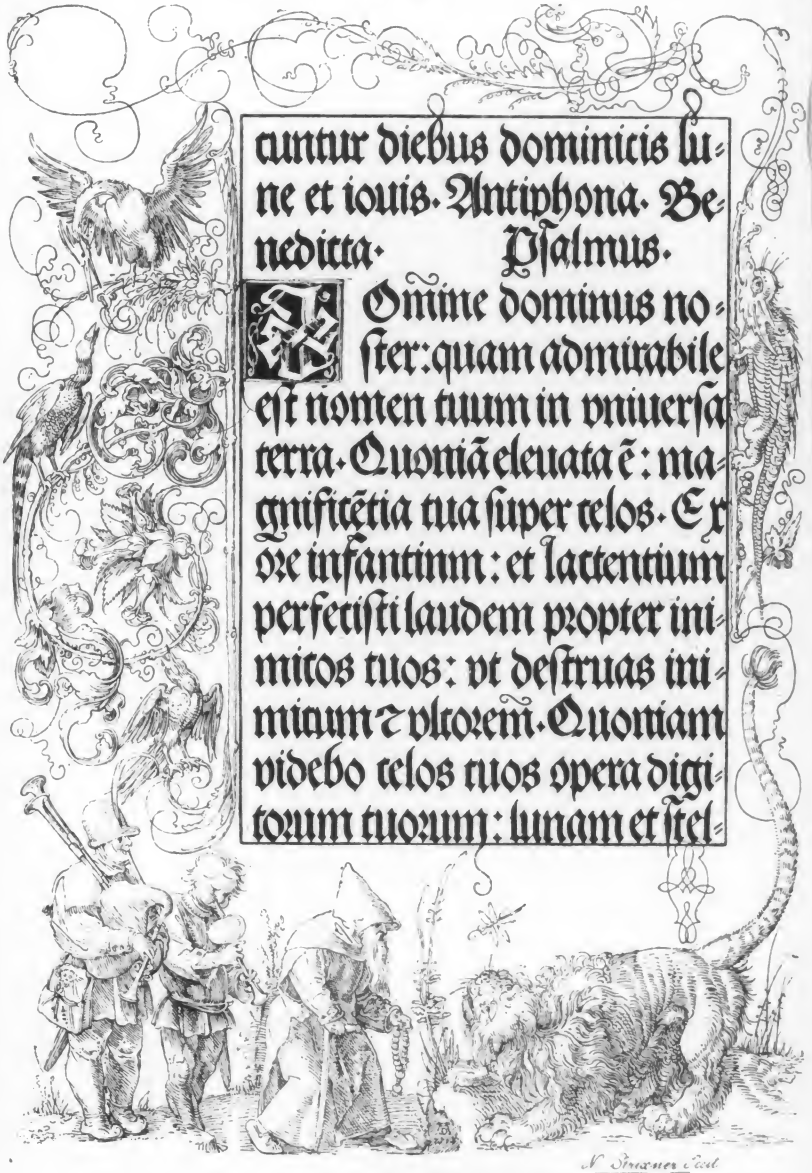
3. Spätgotische Handschrift Albrecht Dürers 1523. Brief an Pirkheimer.
Nach Brandi, Unsere Schrift.



4.
Druck von
Joh. Froben,
Basel 1522.
Majuskeln,
Initialen,
Antiquatext,
Griechisch
und Kursiv.
(Erasmus,
Lob der Narrheit.)
Nach Brandi, Unsere
Schrift.

cantur diebus dominicis lu-
ne et iouis. Antiphona. Be-
nedicta. Psalmus.

Domine dominus no-
ster: quam admirabile
est nomen tuum in vniuersa
terra. Quoniã eleuata ẽ: ma-
gnificẽtia tua super celos. Ex
ore infantium: et lactentium
perfecisti laudem propter ini-
micos tuos: vt destruas inimi-
cum & vltorem. Quoniam
videbo celos tuos opera digi-
torum tuorum: lunam et stel-



Albrecht Dürer, Gebetbuch für Kaiser Max (Federzeichnung).

lungsgeschichtlich vorhergehenden Naturalismus. Die Gesamtkomposition des Bandgeschlinges ist, im Gegensatz zum abstrakten keltisch-irischen Schnörkelstil, von einer gefühlsmäßigen, an das Musikalische rührenden Mystik erfüllt. Zugleich liegt aber in den geometrischen Zierformen auch eine reine Freude am Linienspiel als solchem und damit schon ein Hinweis auf die spätere große Bedeutung der Graphik in der deutschen Kunst und der graphischen Linie in der deutschen Malerei. Hier ist die Keimzelle von Dürers Zeichnergenie. — Die germanisch-deutsche Baukunst ist von Grund aus anders als die des südlichen Altertums. Unsere Urheimat ist der Urwald. So ist auch der Holzbau nach Material, Konstruktion und Stil die Urform aller deutschen Baukunst. Darin steht der Profanbau voran und in diesem wieder das Bauernhaus, noch heute mit Landschaft und Stammeseigentümlichkeiten innig verwachsen. Die konstruktiven Hauptformen müssen schon damals vorhanden gewesen sein: der Wände schichtende Palissaden- und Blockbau und der sie nach dem Grundsatz von Stütze und Last konstruktiv errichtende Ständer-Riegelbau (Fachwerkbau). Das deutsche Haus ist also ein Gerüstbau im Gegensatz zum südlichen Mauermassenbau in Stein. Die deutsche Urform der Stütze ist der viereckige Holzpfosten. Vorgeschichtliche Hausurnen beweisen ferner, daß schon sehr früh ein Unterschied sich herausbildete zwischen dem senkrechten, hohen und steilen germanisch-deutschen Giebeldach und dem wagerechten und niedrigeren keltisch-französischen Walmdach (Taf. VI, 5, 4); beide stehen im Gegensatz zu dem südeuropäisch-orientalischen flachen Giebeldach und platten Dach. Dieses die äußere Gesamtform bestimmende Giebelhaus ist dann bis heute das charakteristisch deutsche Haus geblieben. Eine Steigerung des Bauernhauses war die altgermanische Königshalle, das wirkliche Urbild von Walhall. Wir kennen sie nur aus einem erhaltenen Beispiel der Westgoten in Naranco (Taf. XVI, 3). Ursprünglich waren alle Hallen Holzbauten, erst durch hellenistischen Einfluß kam es, wie hier, zu einer Mischung der Holzformen mit tektonischen Steinformen der südlichen Kunst, wie Säulen. Diese uns von Hause aus und dauernd wesensfremde griechische Stützenform wurde nun aber charakteristisch germanisiert: aus der tektonisch-bildhauerischen wurde eine kunstgewerblich-malerische Form, ein Säulenbündel mit tauförmig gedrehten Schäften, derart, daß der germanische Formwille Flächendeckung, unendliche Bewegung und malerische Licht- und Schattenwirkung, bei gebrochenem Umriß, erreichte.

II. Die nach dem Fürstengeschlecht genannte Karolingerkunst (um 750 bis um 950) ist nicht ein Stil, sondern die Nachahmung eines Stiles. Zum ersten Male setzte sich in Deutschland eine undeutsche und minderwertige Hofkunst in Gegensatz zur schöpferischen, organisch gewachsenen Volkskunst. Statt aus der reichen Begabung seines Volkes und der Vorstufe des aufsteigenden Völkerwanderungsstiles eine eigene, zeitgenössische Kunst zu entwickeln, hat Karl d. Gr. unorganisch von außen die Nachahmung der vergangenen und uns wesensfremden griechisch-hellenistischen Kunst (Klassizismus) eingeführt und seinem Volke aufgedrängt.

III. Der romanische Stil, um 950 bis um 1230 (1250). Aus dem Zusammenfluß des neuen, jugendfrischen germanischen Anfangs von Norden und des erschöpften hellenistischen Endes von Süden entstand ein neuer Stil, den französische Gelehrte des 19. Jahrh. fälschlich den romanischen genannt haben. Die schöpferische Kraft der Germanen war aber der entscheidende Träger der Weiterentwicklung.

1. Frühromanisch, um 950 bis um 1050. Es ist ein betont tektonischer Stil, im Außenbau wehrbauartig, trotzig und wuchtig, im Innenbau allgemein gekennzeichnet durch die flache Holzdecke. Die deutsche Eigenart spricht sich in der Raumbildung aus. An der Spitze steht die Stammeslandschaft, die stets stark und zäh im Eigenen war, Niedersachsen, im besonderen Westfalen. Im angestammten Holzbau, im niedersächsischen Bauernhause haben wir in dem charakteristischen großen Hallenraum der Diele

die älteste Gestaltung des deutschen Raumideals der Breiträumigkeit (Taf. XX, 4). Aus dieser Wurzel erwuchs nun auch in Stein die deutsche Hallenkirche (d. h. mehrere Schiffe von gleicher Höhe der Gewölbeansätze, der „Kämpfer"). In ihr stellt der deutsche Formwille der von außen eingeführten hochräumigen Basilika die Ausprägung seines eingeborenen Ideals entgegen. Das älteste erhaltene Beispiel ist St. Bartholomäus in Paderborn (vollendet 1017, Taf. XVI, 5). Mit der Breiträumigkeit verbindet sich gleichzeitig eine Richtung auf den Zentralbau, d. h. eine Raumform mit Betonung der Mitte und des Umkreises.

2. Es folgte im Mittelromanisch (um 1050 bis um 1150) ein Niedergang durch Stockung der schöpferischen Kräfte und fremden Einfluß von Westen. Nationalfranzösische Wesenszüge waren schon seit dem 9. Jahrh. die zweitürmige Westfassade mit Giebeldach dazwischen und der französische Chor, d. h. ein offenes Chorhaupt mit niedrigerem Umgang und Kapellenkranz; dazu kam bald das dem unseren entgegengesetzte Raumideal der schmalen Hochräumigkeit. Unter dem Einfluß von Cluny entstanden die gewölbten Langhäuser der Dome zu Speier und Mainz.

3. Spätromanisch, um 1150 bis um 1230 (1250). Erst in dieser Periode führten die Erstarkung der eigenen Kraft und die Ausstoßung der fremden Einflüsse zur Blüte der mittelalterlichen Kunst in Deutschland. Und dieses Deutsche liegt in Raumbildung und Schmuckliebe, Turmbau und Gesamtwirkung des Äußeren, nicht in der Lösung konstruktiv-technischer Probleme. Westfalen hat mit der nun herrschenden breiträumigen Hallenkirche von zentralisierender Raumbildung wieder die Führung. In Berne (Taf. XVI, 6, XVII, 7) gesellt sich zur gleichen Höhe der Schiffe auch die gleiche Breite, es ist ein Zentralbau mit vier Freistützen und neun fast gleichen Jochen. Auch die basilikalen Dome haben dieselbe Raumform, z. B. St. Patroklus in Soest und namentlich der Dom in Münster in Westfalen (Taf. XVI, 8). Die bezeichnende Bekrönungsform des Außenbaus in Ost- und Südeuropa ist die Kuppel. Im germanischen Norden dagegen ist der Turmbau, stets organisch mit dem übrigen Bau verbunden, wesentlich für Gesamtbau und Stadtbild und meist auch für die Fassade. Aus primitiven Wehrbauten entwickelte sich besonders früh in den noch heute am reinsten germanischen Landschaften Deutschlands, in Westfalen und Friesland und in Bayern und Österreich, die deutsche Form des Turmbaus, die Eintürmigkeit, dort ein Westturm, der auch die Fassadenform bestimmt, hier ein Turm, der sich hinten an ein Seitenschiff anlehnt. (Taf. XVIII, 9, der Turm gehört der Stadt, Laube und Rüstkammer im Umbau kennzeichnen noch den Ursprung aus dem Profanbau.) Nächst Westfalen stehen die Rheinlande voran. Hier herrscht die breite und weite dreischiffige, kreuzgewölbte Pfeilerbasilika mit achteckigem Klostergewölbe über der Vierung. Die Meister von St. Aposteln in Köln (Taf. XVI, 10) und des Westchores des Mainzer Domes steigerten den Raummittelpunkt der Vierung durch Oberlicht auch zum Lichtmittelpunkt. Im Außenbau wird der Zentralbau gerne betont durch Steigerung der „Kuppeln" zu beherrschenden Vierungstürmen. Zugleich führt die meist aus der Doppelchörigkeit erwachsende Vieltürmigkeit bei der Kürze des Langhauses zum malerischen Gruppenbau. Durch die Lage auf beherrschenden Höhen und den Zusammenklang mit der Natur wird dieser noch erhöht. Diese freie, malerische, die Grenzen von Kunst und Natur verwischende Gesamtanlage steht in bedeutsamem Gegensatz zum Süden, vgl. z. B. den Limburger Dom und die Klosterkirche zu Arnstein a. d. L. mit dem Domplatze zu Pisa. War der frühromanische Stil ein betont tektonischer, so ist der spätromanische, gerade auch hierin deutsch, ein betont dekorativer. Innen- und Außenbau werden in betonten, bewegten Rhythmen und malerischen Gegensätzen von Licht und Schatten reich geschmückt, Kapitäle und Basen der Säulen dicht mit Schmuck

bedeckt (vgl. S. 152). In der Bildnerei steht wieder die Goldschmiedekunst, das Kunstgewerbe in Metall, voran. Ein ununterbrochener Strom volkstümlicher Überlieferung fließt hier aus dem Völkerwanderungsstil in den romanischen; nur sind aus weltlichen Schmucksachen, Waffen und Geräten jetzt kirchliche Geräte geworden, Leuchter, Kreuze, Kelche, Bucheinbände, Bischofsstäbe, Tragaltärchen und vor allem Reliquiare, d. h. Behälter heiliger Gebeine (Taf. XVIII, 11, 12).

IV. Der frühgotische Stil, um 1230 (1250) bis um 1350.

In der mittelalterlichen Baukunst in Frankreich standen die konstruktiv-technischen Probleme voran. Die Lösung des Problems einer vollkommeneren Form der steingewölbten Decke für die Basilika fand man um 1140 in Nordfrankreich in der Vereinigung des spitzbogigen Rippenkreuzgewölbes mit dem Strebesystem (Taf. XVII, 17). Das Strebesystem (Strebepfeiler und Strebebögen), das die Gewölbestützen nach außen wirft, verwandelte den Mauermassenbau in einen Gerüstbau (vgl. S. 153); das Rippenkreuzgewölbe setzte an die Stelle des festgemauerten, schwer auf Wände und Pfeiler drückenden Kappengewölbes einen aus Werkstücken genau gearbeiteten, konstruktiven Rost, den die Kappen nur lose abschließend füllen; es befreite von den dicken Wänden, da nur noch die Gewölbeanfallspunkte, die Eckpunkte der Joche, der Stützung von der Seite bedurften; die Einführung des Spitzbogens in dieses Gewölbe verminderte endlich dessen Seitenschub und befreite von der Fessel des gebundenen Systems (d. h. ein großes Joch des Mittel- gleich zwei kleinen Jochen der Seitenschiffe), da man Spitzbögen (aber nicht Rundbögen) von gleicher Scheitelhöhe über jedem beliebigen Grundriß errichten kann.

Das war der Anfang eines epochemachenden, neuen Zeitstiles. Zu dieser großen Umwälzung kam sogleich noch eine zweite, die Rückkehr zur Natur, ein neuer Naturalismus des pflanzlichen Bauornamentes, nachdem der stilisierte griechische Akanthus (Bärenklau) über anderthalb Jahrtausende geherrscht hatte; und als Drittes in Bildnerei und Malerei, die nach wie vor mit der Baukunst eng verbunden blieben, eine große, neue Entdeckung der Seele. Diese Frühgotik in Frankreich entwickelte sich dann sehr schnell um 1200 zu einer zweiten Form des Stiles, der Mittelgotik (um 1200 bis um 1350), dadurch, daß man die neue Konstruktion zu Ende durchführte, die Wand beseitigte, ein einzigartiges Glashaus auf Pfeilern errichtete, und ferner aus der neuen Konstruktion, namentlich dem nun in allen Wandöffnungen durchgeführten Spitzbogen (Taf. XVII, 17), die formalen Folgerungen zog: Vertikalismus, eckige Brechung und kantige Geradlinigkeit (vgl. S. 152) wurden nun in den Raumformen wie im Aufbau bis in alle Einzelformen als neues Schönheitsideal durchgeführt. Das Größte und Wichtigste aber ist, daß nun aus dem konstruktivsten aller Stile ein malerischer Stil gemorden ist. Malerisch ist der Gesamteindruck des Inneren in der Fülle des farbig gebrochenen Lichtes, in dem unendlichen Reichtum der Durchblicke und Überschneidungen, d. h. der Gegensätze heller und dunkler Flächen; malerisch ist auch der Gesamteindruck des Äußeren in dem beständigen Wechsel belichteter Vorsprünge (Strebepfeiler) und beschatteter Rücksprünge (Nischen), in der Fülle der Überschneidungen, besonders der Choransicht, und nach oben in dem Verschweben in Licht und Luft. Der First erhält einen Blumenkamm; Ziergiebel (Wimperge) und Turmhelme werden mit Pflanzenornament (Krabben) besetzt, weil die malerische Auffassung den gebrochenen, offenen Umriß will (vgl. S. 153); innen wird das Kapitäl, bemalt und gern vergoldet (vgl. S. 152), zu einem malerisch-dekorativen Fleck für das Auge. Dieser innere, künstlerische Wesenszug kennzeichnet die Gotik als germanische Kunst (vgl. S. 152) und nicht minder der zweite, daß innen in Diensten (Pfeilervorlagen) und Rippen der Rhythmus der unendlich fortlaufenden Bewegung kreist (vgl. S. 152), daß aus Massen in Ruhe Kräfte in Bewegung geworden sind. Zum ersten Male entdeckte nun die germanische Kunst selbständig das Pflanzenornament, in Motiven aus der nordischen, heimatlichen Welt, und stellte in pflanzlichen Krönungsmotiven (Kreuzblumen) ihre Auffassung der südlichen gegenüber.

Auch dem Ursprungslande nach ist die Gotik geschichtlich und völkerkundlich nicht etwa französisch im Sinne nationalfranzösischer Kunst und gar eines lateinisch-romanischen Gegensatzes zu Deutschland. Denn das Mittelalter kannte keine Nationalstile, und das Nordfrankreich des 12. Jahrh. war das durch Franken, Normannen und Sachsen bis ins 11. Jahrh. germanisierte Westfranken. So nahmen auch die sämtlichen germanischen Völker die Gotik rasch auf und hielten sie als Zeitstil durch Jahrhunderte, als Unterströmung bis heute fest, während das romanische Südfrankreich und Italien sie ablehnten oder sofort stark umgestalteten. Als dann die nationalitalienische Kunst der Neuzeit sich des Rassengegensatzes bewußt wurde, ging von italienischen Renaissancekünstlern (Filarete, Vasari) die Schmähung dieser germanischen Kunst als „gotisch", d. i. „barbarisch" aus. In Wahrheit aber ist die Gotik eine der größten schöpferischen Taten des Germanentums im Kampfe um die ursprüngliche, eigene Kultur; der Siegeszug der Gotik im 13. Jahrh. bis nach Konstantinopel und Cypern war ein Siegeszug germanischer Kultur. Der griechischen und rasseromanischen Welt stellte die Gotik sich allein schon darin gegenüber, daß sie die fremde Säule grundsätzlich durch den Pfeiler ersetzte.

Durch wandernde Steinmetzen aus jenen Laien-Bauhütten der großen Domkirchen, die jetzt die künstlerische Klosterausbildung verdrängten, kam der neue Stil nach Deutschland, als eine blutsverwandte germanische Kunst, die aber doch, bei dem deutschen Grundzug konservativ-langsamer Entwicklung, zunächst in manchem eine fremde war. Der erste Abschnitt der Frühgotik (um 1230 bis um 1250) kennzeichnet sich nun dadurch, daß die deutschen Baumeister wohl das neue technisch-konstruktive System übernahmen, in Raumform und Turmbau aber ihrem deutschen Ideal treu blieben. So vereinigt St. Elisabeth in Marburg (beg. 1235) mit einem zentralisierenden, niederrheinischen Dreiapsidenchor eine westfälische Hallenkirche (Taf. XVI, 16).

Erst im zweiten Abschnitt der Frühgotik (um 1250 bis um 1350) gaben die deutschen Künstler ihr eigenes Ideal auf und unterwarfen sich dem westfränkischen Vorbild der Mittelgotik gerade in seinen fremden Wesenszügen. Der Kölner Dom (beg. 1248) ist eine Nachahmung der Domkirchen zu Amiens und Beauvais, undeutsch in Raumform, Fassadengestaltung (Zweitürmigkeit) und Gesamtform des Äußeren (dazu westlich vom Chore wesentlich akademischer Neubau des 19. Jahrh.). Weit höher steht das Langhaus des Straßburger Münsters (beg. um 1250). Sein Meister ahmte nicht, wie der Kölner, die französische, schmale Hochräumigkeit nach, sondern betonte seine deutsche Breiträumigkeit (Taf. XVII, 17, 18); französisch ist die zweitürmige Fassade, deutsch und selbständig daran aber das flächendeckende, malerische Überschneidungen erzeugende Stabwerk.

Westfalen gestattete selbst jetzt fremdem Wesen keinen entscheidenden Einfluß (Minden, Hallenlanghaus des Domes um 1270; Herford, Stiftbergkirche, Hallenzentralbau; Bielefeld, St. Nikolai, Halle mit Einturm).

B. Die deutsche Kunst der Neuzeit.

Die ganze Kunst der Neuzeit unterscheidet sich von der ganzen Kunst des Mittelalters durch drei Grundzüge: an Stelle des einen Universalstiles sehen wir viele, charakteristisch verschiedene Nationalstile. Die angeborene Phantasie und Begabung der Rasse bestimmt den wesentlichen Charakter der Form. Mit den Nationalstilen (und den Zeitstilen) verbinden sich die Sonderstile der Künstlerpersönlichkeiten. Endlich stehen die Künstler in den naturnachahmenden Künsten in einem ganz anderen Verhältnis zur Natur. Sie streben nach dem Augenschein der Wirklichkeit, ersetzen also in Malerei und Graphik und vielfach auch in der Reliefbildnerei den Flachstil durch den Raumstil.

V. Der spätgotische Stil, um 1350 bis um 1530. Diese frühe Neuzeit bedeutet nicht nur zum ersten Male eine wirklich deutsche Kunst, sondern zugleich die höchste Blüte unserer deutschen Kunst überhaupt. Niemals wieder

hat das deutsche Volk seine eigenartige künstlerische Weltanschauung und Begabung durch seine Künstler so rein und stark aussprechen können, und die klassischen Hauptwerke dieser deutschen Kunst, auch die der früheren und späteren, stehen vollkommen ebenbürtig neben den klassischen Hauptwerken aller anderen Völker.

a) Der Kirchenbau. Langsam entwickelte sich aus der mittelalterlichen eine neue, deutsche und neuzeitliche Gotik. Die Kulturverhältnisse wandelten sich, indem an Stelle des geistlichen Adels und der Orden das städtische Bürgertum in den freien Reichsstädten und Hansestädten die Führung übernahm. Die Formensprache wandelte sich, indem im ganzen aus dem konstruktiven Stil ein dekorativer wurde und zugleich ein gesteigert malerischer, da die Malerei, unsere eigenste bildende Kunst, die führende wurde.

In der frühen Spätgotik (um 1350 bis um 1400) ging Westfalen mit der schöpferischen Erneuerung voran. In der Wiesenkirche in Soest (beg. 1314) stellte man der schmalen, noch durch die enge Arkadenfolge gesteigerten basilikalen Hochräumigkeit, etwa des Kölner Domes, mit bewußter Betonung die breite und kurze Hallenkirche gegenüber und der starken Zerteilung des Raumes durch Querschiff und französischen Chor eine beginnende Vereinheitlichung durch Wegfall des Querschiffes und drei deutsche Chöre, gotisch umstilisierte romanische Apsiden. Die Breiträumigkeit wird gesteigert durch Seitenlicht, die Weiträumigkeit durch weite Abstände der schlanken Stützen, beides dazu durch die Verlegung der Hauptportale an die Seiten, so daß der Querblick durch den Raum zum Haupteindruck wird. Der neue, spätgotische Pfeiler wirft außerdem noch den letzten Rest eines Kapitäles ab, ununterbrochen steigt die unendliche Bewegung hinauf und herab. Mit der Petrikirche in Dortmund (beg. 1319) siegte die Eintürmigkeit. Im niederdeutschen Tiefland herrscht nun, vom Niederrhein bis zur Weichsel, charaktervoll bodenständig der Backsteinbau. Ein Hauptwerk ist die Johanneskirche in Lüneburg (Taf. XXIV, 24). Ein noch frühgotischer Chor verbreiterte sich mächtig zur fünfschiffigen, raumweiten Halle. Dazu forderte ein Bedürfnis der neuen Bürgerkultur Kapellenreihen für die Zünfte und das neue Patriziat (Taf. XXIII, 20). Das Ordensland (Thorn) ist die Heimat der ältesten Sterngewölbe, der ersten neuen Gewölbeform der Spätgotik. In Oberdeutschland brach in Schwaben die Kreuzkirche in Gmünd die Bahn (Taf. XIX, 19). Auf ein Hallenlanghaus folgt (1351) mit Steigerung des Raumeindrucks in Höhe und Breite ein Hallenchor. Das querschifflose Langhaus und dieser Chor bilden eine geschlossene Einheit. In Nürnberg gründete 1355 Kaiser Karl IV. „Unserer lieben Frauen Saal", die Frauenkirche (Taf. XVI, 22, XXV, 50, vgl. Taf. XVI, 6), einen Hallenzentralbau auf vier schlanken Rundpfeilern. Auf diesen Grundlagen wurden in der mittleren Spätgotik (um 1400 bis um 1490) die deutschen Wesenszüge nach allen Richtungen schärfer herausgearbeitet. Im Innenbau führte das Streben nach Breite, Weite und Vereinheitlichung zur zweiten, neuen Gewölbeform, dem Netzgewölbe, das unter Aufhebung der Jochgrenzen in einheitlichem, geradlinigem, verschlungenem Rippengeflecht einen ganzen Chor oder ein ganzes Schiff zusammenfaßt (Taf. XIX, 19). Gleichförmige, verstandesmäßige Regelrichtigkeit, wie sie vielfach der späteren französischen und meist der akademischen Kunst (vgl. S. 179) eigen ist, war germanischem Empfinden stets fremd. So liebt man un-

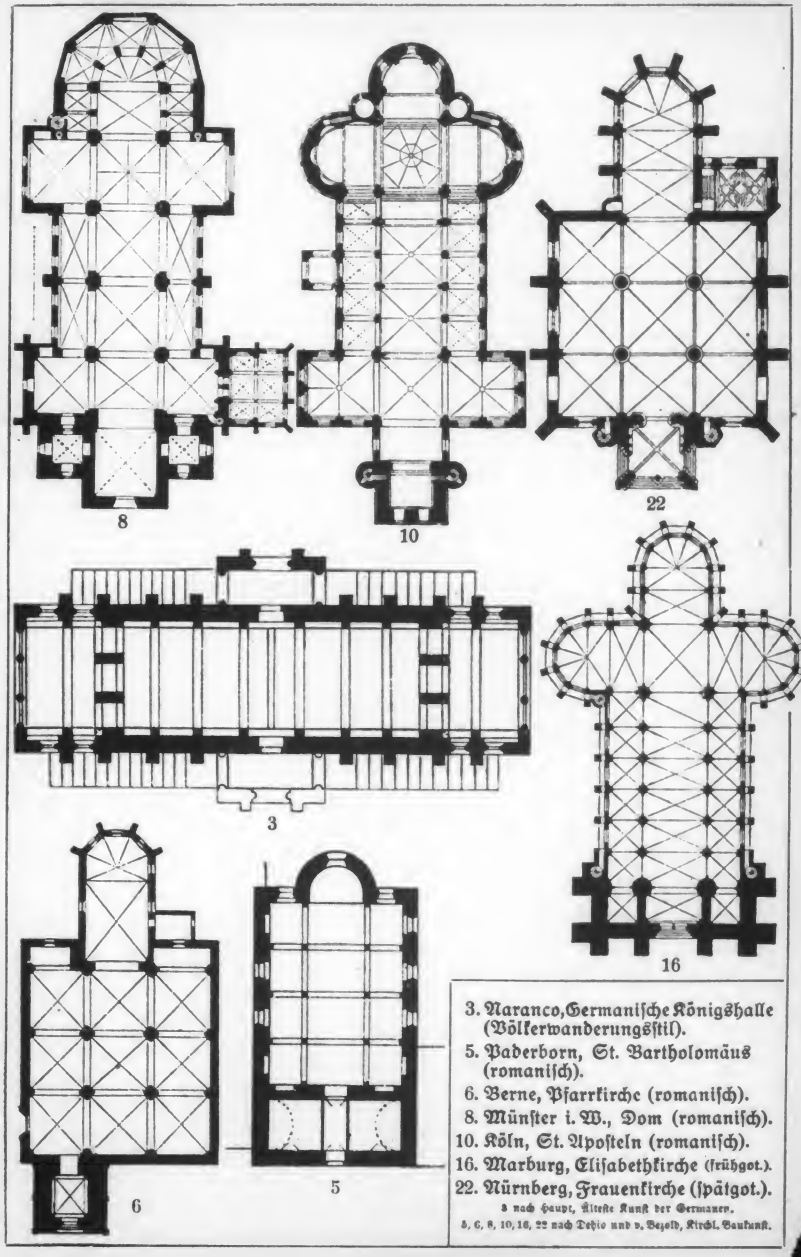
gleichförmige Ausbauten von Kapellen, Sakristeien, Vorhallen, Türmen, so daß sich durch Vor- und Rücksprünge und Überschneidungen mannigfache freie, malerische Gruppen ergeben. Vor allem kennzeichnen den Außenbau die mächtigen, zu nie wieder erstrebten Höhen emporgeführten Riesentürme (Taf. XXI, 23). Auch sie sind ein Ausdruck unserer malerischen Urphantasie, denn sie wollen nicht aus der Nähe, vielmehr vom Spaziergang vor den Toren, im Stadtbild, im zusammenfassenden, d. h. malerischen Fernbild gesehen sein (Taf. XXVI, 54). Nur dieses eine Mal konnte unsere deutsche Kunst durch einen längeren Zeitraum (r. 1350 bis r. 1490) sich ganz ungestört von fremden Einflüssen aussprechen, und ein unendlicher Reichtum ist damals in allen Gauen erblüht, stets bodenständig in Material und Stammesstil und fabelhaft reich an individueller Schönheit. Ein Hauptwerk in Oberdeutschland ist der Hallenchor von St. Lorenz in Nürnberg von Roritzer (Taf. XXI, 21). Ein Hauptwerk in Niederdeutschland ist St. Marien in Danzig (Taf. XXII, 25).[1]) Junge, rasch aufblühende Industriestädte im obersächsischen Bergbaugebiete wurden zum Mittelpunkte vorwärts gerichteter und zugleich nationaler Kultur in der späten Spätgotik (um 1490 bis um 1530). Die noch immer schöpferisch starke Gotik führte in organischer Entwicklung zur letzten, stärksten Ausprägung des deutschen Wesens und zugleich zur neuen Form einer neuen Zeit. In der Marienkirche in Freiberg scheidet die Kanzel in der Mitte zwei gleich große Zentralbauten auf vier Freistützen. Diese Pfeiler erhalten ihre neue letzte Form: ganz schlank stehen sie in der Weite des Raumes, in Licht und Helldunkel; ohne Dienste, flach einwärts gekehlt, wirken sie rein malerisch in belichteten und beschatteten Flächen (Taf. XVII, 26, XXII, 27); über den Kapellen zwischen den Strebepfeilern liegen Emporen. Zugleich erfährt der malerische Stil letzte Steigerungen: die Rippen des Netzgewölbes werden in Kurven geschwungen und verschlungen, in freien, mannigfachen Überschneidungen wachsen sie aus den Pfeilerstämmen heraus. Die farbigen Glasfenster haben sich im Laufe der Spätgotik immer mehr von dunklen Lokalfarben zum hellen Licht entwickelt (Taf. XXII, 27). Am Ende einer langen, organischen Entwicklung aus eigenen Kräften steht St. Wolfgang in Schneeberg (beg. 1515, Taf. XIX, 29), zugleich der Anfang einer neuen Entwicklung durch die folgenden Jahrhunderte. Die Vereinheitlichung des Raumes mündet in die einheitliche Saalkirche mit einfach vieleckiger Ostwand und ringsum laufenden Emporen. Nicht mehr Priesteraltar und Meßopfer, sondern Kanzel und Predigt bilden den Mittelpunkt der protestantischen Kirche. Die Urheimat des Waldes und die Naturliebe als Wesenszug germanischer Kunst offenbaren sich zugleich hier in einzigartigen Dingen: die Rippen des Chorgewölbes in Pirna endigen in Astwerk, an dem figürliche wilde Männer hinaufklettern, den Schmuck der Haupttüre der Chemnitzer Schloßkirche bildet verschlungenes Astwerk, und in Freiberg steht eine einzigartige Kanzel, gebildet als Pflanze, als Tulpe, und als in Stein übertragene Zimmermannskunst. Eine zweite Erscheinung von gleich tiefgründiger Bedeutung enthalten die Pfeilerstützen einer Gruppe niedersächsischer Bauten, deren Hauptwerk die nördliche Seitenschiffshalle des Braunschweiger Domes ist (Taf. XXII, 28). Der auf das Malerische, das Bewegte und das Irrationale gerichtete Formwille erzeugte diese in gegensätzlichem Rhythmus schraubenförmig gedrehten Stützen. Wie sie deutsches Empfinden gefühlsmäßig ergreifen, so bleiben sie griechischem, romanischem und französischem Empfinden unverständlich.

1) Der geplante Riesenwestturm unvollendet, vgl. Stettin, Rostock, Lüneburg.

b) Die weltliche Baukunst. Das Bürgertum der Städte als wirtschaftlich herrschende, kulturell tragende und bestimmende Macht der frühen Neuzeit spricht sich im ganzen darin aus, daß die weltliche Baukunst jetzt ebenbürtig neben der kirchlichen steht. Das deutsche Bürgerhaus stammt unmittelbar vom Bauernhause, es ist also ein Holzbau. Die Konstruktion des Fachwerkgerüstbaus ist jetzt weiter entwickelt. Die Enge der Städte nötigte zu stärkerem Geschoßbau in die Höhe. Vorspringende Balken der oberen Geschosse sichern die Konstruktion, indem sie, nicht die Wand, die Last tragen; außerdem waren diese Überkragungen ein Mittel der Raumerweiterung (Taf. XXIII, 30—32). Oberdeutsche Häuser haben schmale Fronten (Taf. XXIII, 31), niederdeutsche, unter Einfluß des Schiffsbaus, häufig breite, die dann oft ein Zwerchgiebel im Dache unterbricht. Bodenständig und charaktervoll ist dieses deutsche Bürgerhaus vor allem in zwei Hauptmotiven, dem Giebel und dem Erker, oft geht dieser durch mehrere Geschosse und unterbricht die Fassadenwand unsymmetrisch-malerisch. Bodenständig ist dieser Wohnbau auch darin, daß oberdeutsches offenes, heiteres Wesen seinen Ausdruck in einem mehr dekorativen Stile (Taf. XXIII, 31, vgl. Taf. XXV, 33), niederdeutsches verschlossenes Wesen in einem mehr konstruktiven Stile findet (Taf. XXIII, 32, vgl. Taf. XXV, 34). Doch lebt der dekorative Grundzug der deutschen Gotik und darin die altgermanische Schmuckfreude im ganzen Holzbau in einer unendlichen Fülle von Motiven farbiger Schnitzkunst an Schwellen, Ständern, Balkenköpfen, Kopfbändern und Füllhölzern, seien es dekorativ stilisierte und oft verschlungene Streben im Süden, Treppenfriese, Laubstäbe und Schiffskehlen im Norden oder sittenbildliche, oft humoristische Figuren und Köpfe und Wappen überall.

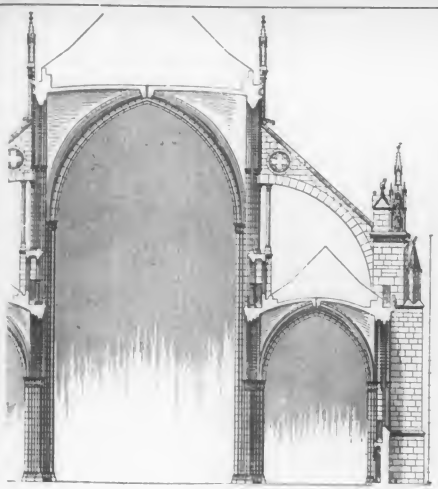
Steinerne Bürgerhäuser waren noch im 15. Jahrh. so selten, daß sie auffielen („Das steinerne Haus" z. B. in Frankfurt); häufiger war überall die reizvolle gemischte Bauweise, ein Fachwerkbau über einem Steinsockel. Scharf scheidet sich das gebirgige Hausteingebiet vom Backsteintiefland. Dort besitzt besonders Nürnberg schmuckfreudige Höfe mit offenen Treppentürmen und Lauben in mehreren Geschossen, an deren Maßwerkbrüstungen die malerische und individuell reiche Phantasie in unendlich bewegten Motiven sich verkündet; hier, wo man am frühesten auch Wohnhäuser in Stein baute, sind namentlich die Küstenstädte noch reich an schmuckfrohen Ziergiebeln mit Staffeln, Blenden und farbigem Wechsel (Taf. XXV, 33, 34).

In der öffentlichen weltlichen Baukunst steht das Rathaus obenan, ein Sinnbild nicht nur der Macht, sondern auch der Kultiviertheit dieses Bürgertums. Der Reichtum an bodenständiger, charaktervoller Schönheit allein in dieser Gattung ist ungeheuer. Nicht nach den zufällig erhaltenen geschichtlichen Beispielen, aber nach der formalen Entwicklung bilden auch hier Bauernhaus und Holzbau den Ausgangspunkt. Im Innenbau wurde die Diele zur

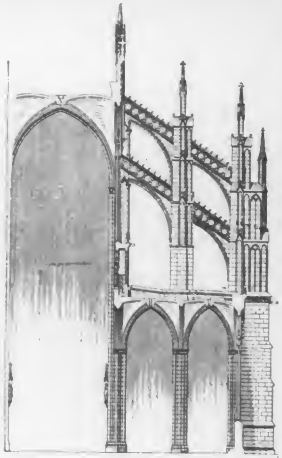


3. Naranco, Germanische Königshalle (Völkerwanderungsstil).
5. Paderborn, St. Bartholomäus (romanisch).
6. Berne, Pfarrkirche (romanisch).
8. Münster i. W., Dom (romanisch).
10. Köln, St. Aposteln (romanisch).
16. Marburg, Elisabethkirche (frühgot.).
22. Nürnberg, Frauenkirche (spätgot.).

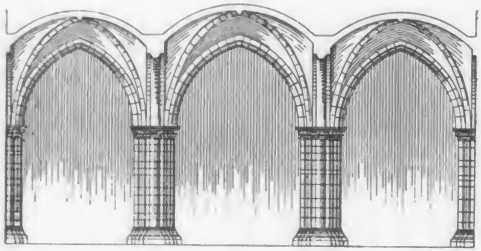
3 nach Haupt, Älteste Kunst der Germanen.
5, 6, 8, 10, 16, 22 nach Dehio und v. Bezold, Kirchl. Baukunst.



18



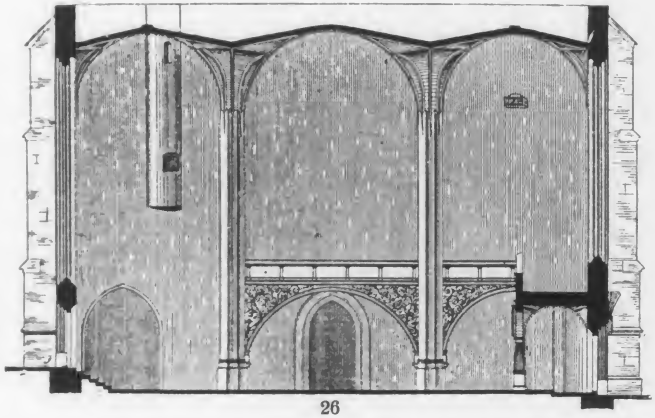
17



7

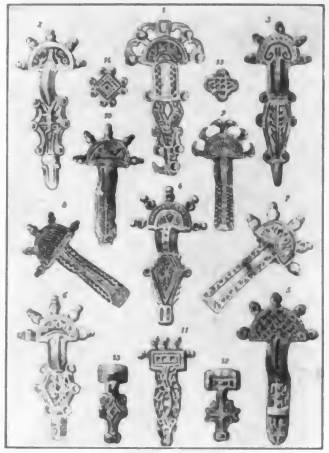
7. Berne, Pfarrkirche, Hallenkirche (romaniſch).
17. Köln, Dom, Baſilika (frühgotiſch).
18. Straßburg i. E., Münſter, Baſilika (frühgotiſch).
26. Pirna, Stadtkirche, Hallenkirche (ſpätgotiſch).

7, 17, 18 Photo Dr. Stoedtner, Berlin, 26 nach Inventar des Königreichs Sachſen.

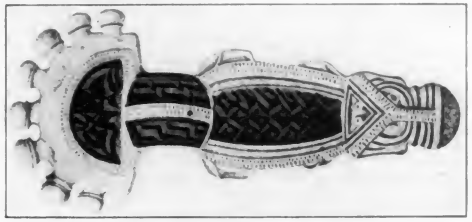


26

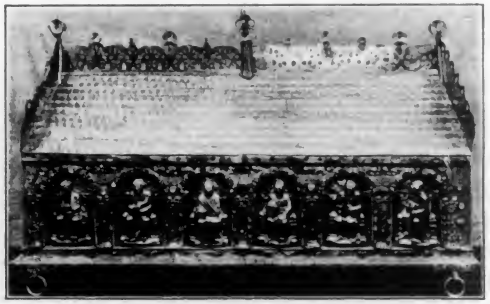
9



1



2

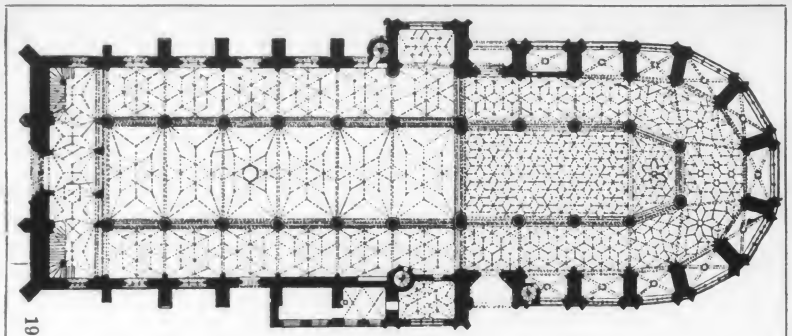


12

11

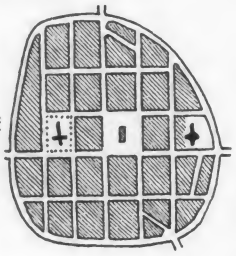
1./2. Gewandspangen d. Völkerwanderungsstiles (Metall).
9. Soest, St. Patroclus, Turmfassade mit städtischer Rüstkammer (romanisch).
11. Rom. Leuchter (silbervergold.). Hildesh., St. Magdalenen.
12. Romanischer Reliquienschrein (Holzkern, Silber und Edelsteine). Hildesheim, Dom.

1, 2, 9, 12 Photo Dr. Stoedtner, Berlin, 11 nach Gerland, Hildesheim.

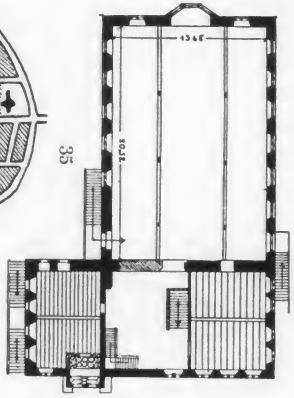


19

48

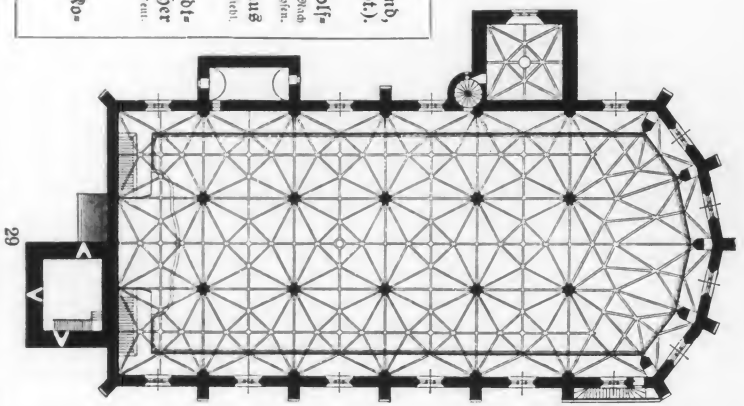


51

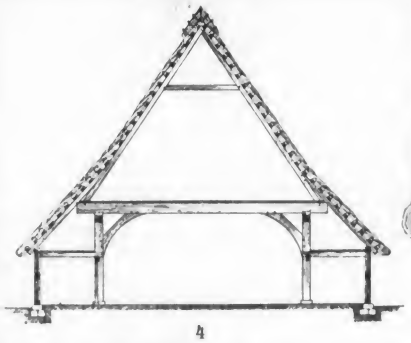


35

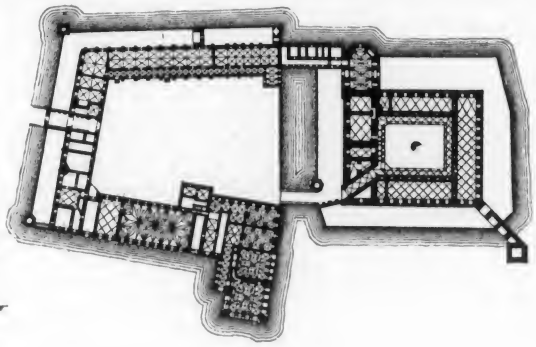
19. Schwäbisch-Gmünd, Kreuzkirche (spätgot.). Nach Tebio und v. Bezold.
29. Schneeberg, St. Wolfgang (spätgotisch). Nach Inventar des Königreichs Sachsen.
35. Sulzbach, Rathaus (spätgotisch). Nach Stiehl. Das deutsche Rathaus.
48. Nördlingen, Stadtgrundriß (Deutscher Stil). Nach Brinckmann, Deutsche Stadtbaukunst.
51. Neubrandenburg, Stadtgrundriß (Kolonialstil).



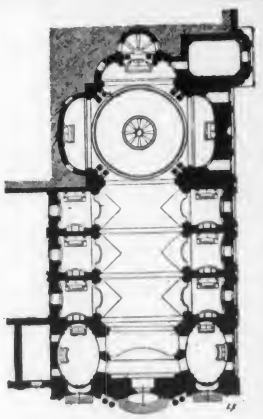
29



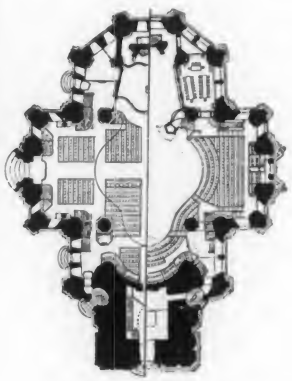
4



45



81



80

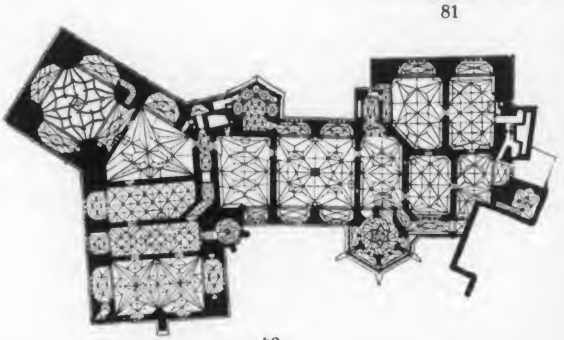
4. **Diele eines niedersächsischen Bauernhauses.** Nach Das Bauernhaus im Deutschen Reich.

43. **Meißen, Schloß Albrechtsburg (spätgotisch).** Nach Inventar des Königreichs Sachsen.

45. **Marienburg, Deutschordensburg (spätgotisch).** Nach Dehio, Deutsche Baukunst.

80. **Hamburg, Michaeliskirche (nordischer Barock).** Nach Gurlitt, Geschichte des Barocks in Deutschland.

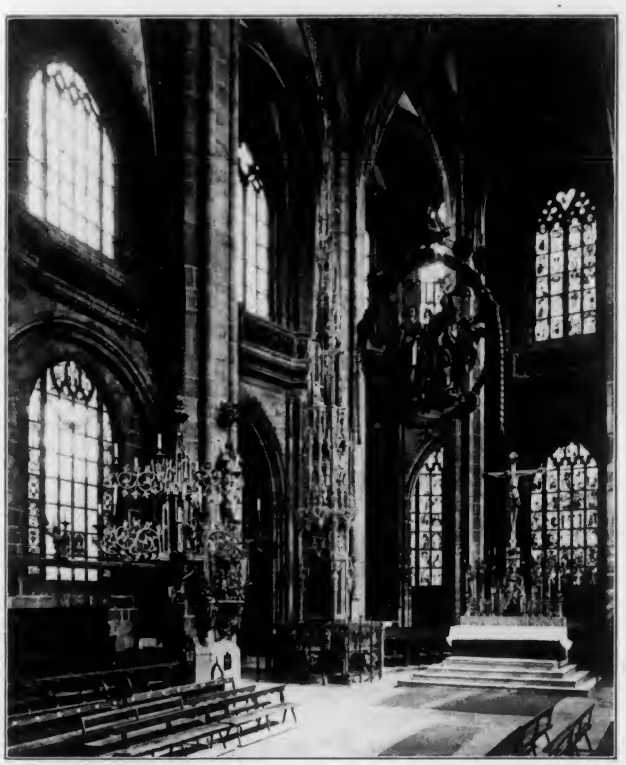
81. **Prag, St. Nikolaus (südlicher Barock).** Nach Gurlitt, Geschichte des Barocks in Deutschland.



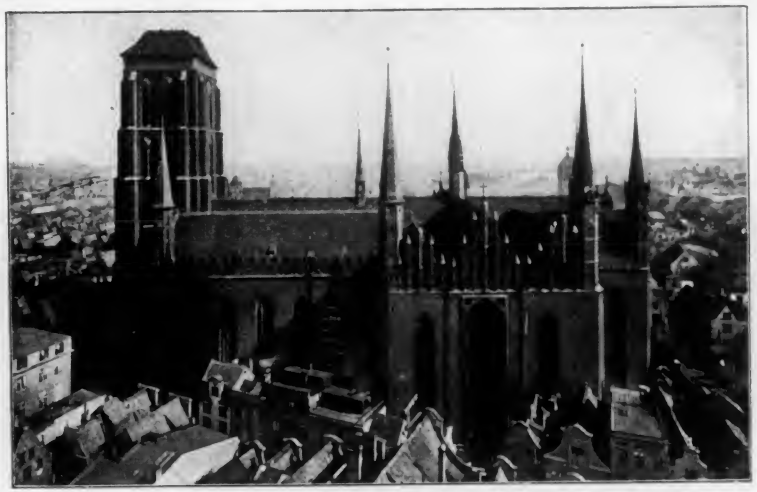
43

Hofstaetter, Deutschkunde. 3. Aufl.

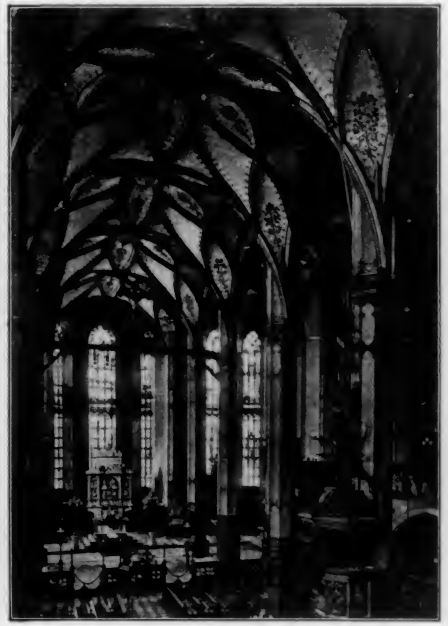
23. Ulm, Münster (Pfarrkirche), Turmfassade, Haustein (spätgotisch)



21. Nürnberg, St. Lorenz, Hallenchor, mit Sakramentshaus von Krafft und farbiger Holzschnitzkunst (Verkündigung) von Stoß (spätgotisch). Nach Meßbild.



25. Danzig, St. Marien, Backstein (spätgotisch). Nach Photo Dr. Stoedtner, Berlin.



27

27. Annaberg, St. Anna, Hallenkirche (spätgotisch).
28. Braunschweig, Dom, Seitenschiffe (spätgotisch).

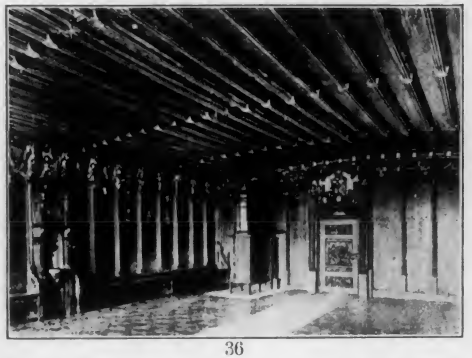
Nach Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

28

31

32

20



36

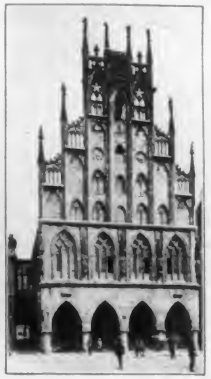
30

20. Nördlingen, St. Georg, Seitenkapelle (spätgotisch).
30. Deutsches Bauernhaus, Holzbau (Ständer-Riegelbau).
31. Miltenberg, oberdeutsche Bürgerhäuser, Holzbau (spätgotisch).
32. Braunschweig, niederdeutsches Bürgerhaus, Holzbau (spätgotisch).
36. Aberlingen, Rathaussaal, Holzinnenbau (spätgotisch).

20, 31, 32 u. 36 Photo Dr. Stoedtner, Berlin, 30 nach Bickell, Hessische Holzbauten.

37

41



39

24. Lüneburg, St. Johann, Hallenkirche (Backstein, spätgotisch).
37. Michelstadt, Rathaus (spätgotisch).
38. Dettelbach, Rathaus (spätgotisch).
39. Münster i. W., Rathaus (spätgotisch).
41. Breslau, Rathaus (spätgotisch).
42. Burg Eltz (spätgotisch).

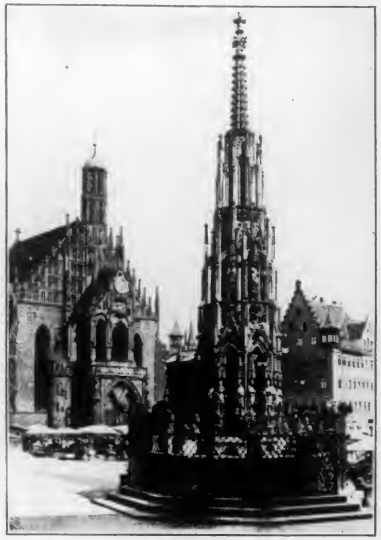
Nr. 37, 39, 41, 42 Photo Dr. Stoedtner, Berlin.
Nr. 38 mit Genehmigung des Hofphot. Gundermann, Würzburg.

38

24

42

33. Nürnberg, Hof eines oberdeutschen Bürgerhauses (spätgotisch).
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.



50. Nürnberg, Marktplatz mit Frauenkirche u. schönem Brunnen (spätgotisch).
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

34. Lüneburg, Niederdeutsches Bürgerhaus, Backsteinbau (spätgotisch).
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

49. Braunschweig, Straßenbild.
Meisbild-Anstalt, Berlin.

52. Neubrandenburg, Stadttor (spätgotisch).

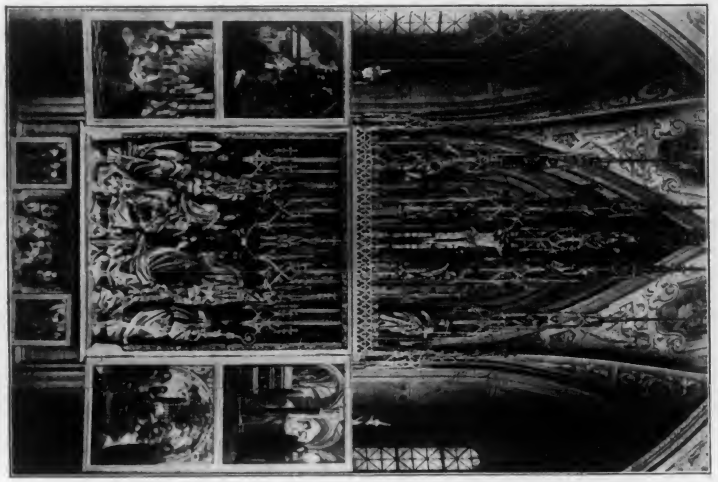
53. Tangermünde, Stadtbefestigung (spätgot.).

54. Ehemalige Gesamtansicht einer deutschen Stadt (Landshut, spätgotisch). Nach Merian, Topographie 1640.

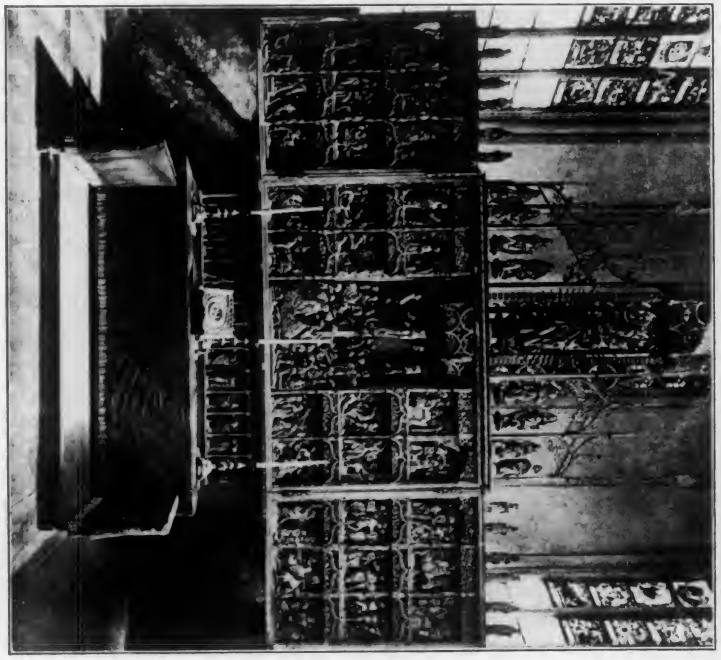
44. Meißen, Schloß Albrechtsburg (spätgot.).

40. Stralsund, Rathaus (spätgotisch).

Nr. 40, 44, 52, 53 Phot. Dr. Stoedtner, Berlin.



55. Pacher, St. Wolfgang, oberdeutscher Schnitzaltar (spätgotisch).



56. Unbekannter Meister, Salzwedel, St. Marien, niederdeutscher Schnitzaltar (spätgotisch).

Beide Phot. Dr. Stoedtner, Berlin.

57

58

58. Unbek. Meister, Mariaschmerz, farbige Holzschnitzkunst. Zwickau, Marienkirche (spätgotisch).

60. Riemenschneider, Evangelist Johannes, Berlin, K. F.-Mus. (spätgotisch).

60

57. Unbek. Meister, Maria (Gruppe Christ.-Mar.), farb. Holzschnitzkunst. Blutenburg, Pfarrkirche (spätgot.).
59. Riemenschneider, Abendmahl, Mittelschrein des Blutaltars, Rothenburg o. T. (spätgotisch).

59

Sämtlich Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

61

63

61. Riemenschneider, Grabmal Scherenberg, Stein, Würzburg, Dom (spätgot.).
62. Blaubeuren, Klosterkirche, Chorgestühl (spätgotisch).
63. Krafft, Epitaph Rebeck, Stein, Nürnberg, Frauenkirche (spätgotisch).

Sämtlich Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

62

66.
Hausbuchmeister, Kartenspieler,
Radierung.

67.
Schongauer, Versuchung
des heiligen Antonius, Stich.

66, 67 Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

67

66

64

64.
Witz, Fischzug des Petrus,
Genf.
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

65.
Zeitblom, Heimsuchung,
Stuttgart.

65

69. Grünewald, Die Jungfräulichkeit Mariens. Isenheimer Altar, Kolmar i. E., Unterlindenmus. (spätgot.).
Mit Genehmigung des Kunstphotographen S. Christoph in Kolmar.

70. Grünewald, Die h. Erasmus u. Moritz, München, A.-P. (nordischer Barock). Phot. Dr. Stoedtner, Berlin.

68. Grünewald, Der Gekreuzigte. Isenheimer Altar, Kolmar i. E., Museum Unterlinden (spätgot.). Mit Genehm. d. Kunstphotogr. S. Christoph, Kolmar i. E.

68

70

72

71

73

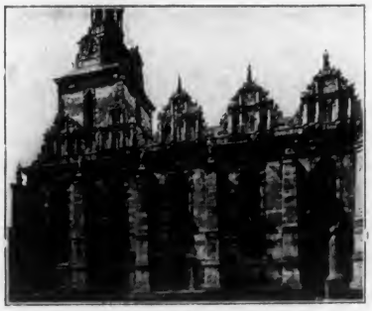
74

71. Dürer, Kardinal Lang, Federzeichnung.

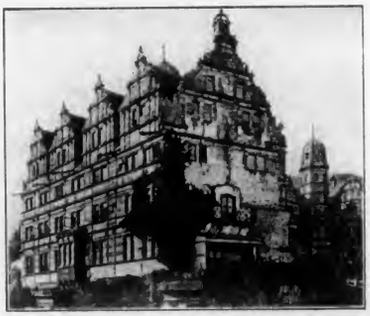
72. Dürer, Das große Rasenstück, Pinselzeichnung.
Beide Wien, Albertina.

73. Dürer, Johannes verschlingt das Buch, Holzschnitt aus der Offenbarung Johannis (spätgotisch).

74. Holbein, Der Tod u. der Krämer (Holzschnitt).



75



77

75. Wolfenbüttel, Marienkirche (nord. Barock).
76. Bückeburg, Stadtkirche (nordischer Barock).
77. Schloß Hämelschenburg bei Hameln (nordischer Barock).
78. Hannover, Bürgerhaus (nordischer Barock).
79. Braunschweig, Reichenstraße, Hauserker.
82. Schadow, Friedrich der Große, Marmor, Stettin, Ständehaus (19. Jahrhundert).

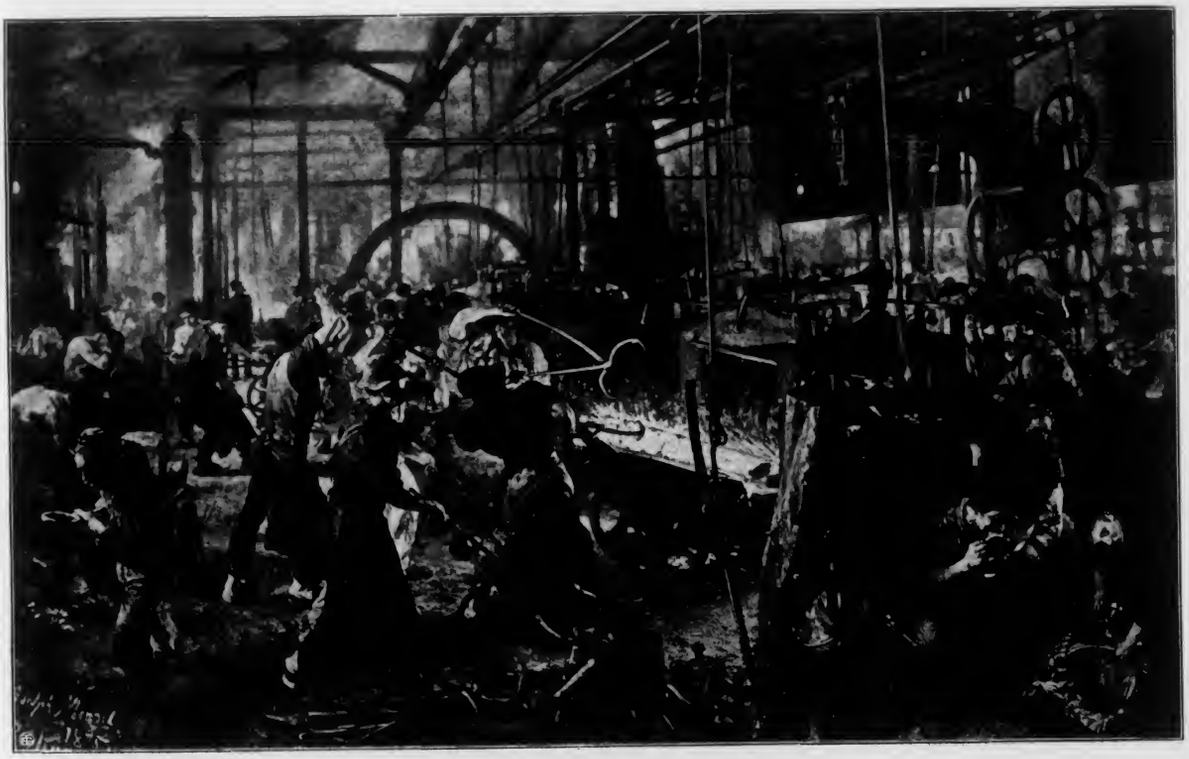
75–78, 82 Photo Dr. Stoedtner, Berlin. Nr. 79 Meßbild-Anstalt Berlin.

78

76

79

82



87. Menzel, Eisenwalzwerk, Berlin, A.-G. (19. Jahrhundert).

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

91. Klinger, Tod auf den Schienen, Radierung (20. Jahrhundert). Mit Genehmigung von Amsler & Ruthardt, Berlin.

85. Rethel, Der Tod als Freund, Holzschnitt (19. Jahrhundert).

95

93

92.
Eggert,
Frankfurt a. M.,
Bahnhof.
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

93.
Olbrich,
Düsseldorf, Warenhaus.
Mit Genehmigung von Tietz.

94.
Jost,
Nauheim, Fabrik.
Mit Genehmigung des Hessischen Hochbauamtes, Friedberg in Hessen.

95.
Olbrich,
Darmstadt, Wohnhaus.
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

(20. Jahrhundert.)

94

92

97

98

96.
Obrist,
Dessau,
Grabmal Örtel.
Mit Genehmigung von Frau Obrist-München.

97.
Metzner und Schmitz,
Leipzig,
Völkerschlacht-denkmal.
Mit Genehmigung von Metzners Erben.

98.
Lederer und Schaudt,
Hamburg,
Bismarckdenkmal
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

100.
Metzner,
Prag,
Nibelungen-brunnen.
Mit Genehmigung von Metzners Erben.

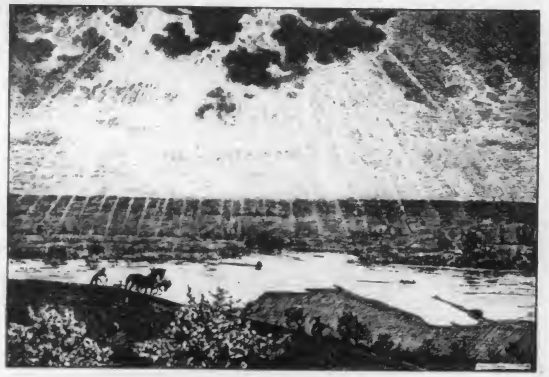
100

96

84.
Waldmüller,
Im Prater
(Berlin. N.-G.)
Photo Dr. Stoedtner, Berlin.

83.
Krüger,
Mädchenbildnis
(Wien, Privatbesitz).

89.
Thoma,
Frühlings-landschaft
(Privatbesitz).
Nach: Zeitgenöss. Kunstblatt Nr. 80, Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig.



86.
Menzel,
Kampf im Engpaß,
Holzschnitt.

99.
Hodler,
Der Rückzug
von
Marignano.
Steindruck.

88.
Busch,
„Rotwein ist für alte Knaben,
eine von den besten Gaben".
Holzschnitt.

Mit Genehmigung von
Fr. Bassermann Verlag, München.

breit- und weiträumigen, 1—3schiffigen Halle, mit flacher Holzdecke auf Holzpfosten. Im Außenbau ist das Rathaus ein Giebelhaus, stets mit hohem, steilem Dach (Taf. XXIV, 37). Daraus erwuchs eine eigene Form des gesteigerten Bürgerhauses mit besonderen Motiven, wie Türmen (meist Dachreitern), Erkern und Lauben. Meist unsymmetrisch komponiert, ergeben sie mannigfache, beim Anblick wechselnde malerische Überschneidungen. Diese Art hat eine schmale Giebelfront (Taf. XXIV, 37). Daneben her lief eine zweite Entwicklungsreihe, die auf den Palas der Burg und Königspfalz und dahinter auf die germanische Königshalle (Taf. XVI, 3) zurückgeht, ein Breitbau mit Giebeln an den Schmalseiten und einfacher oder doppelter Freitreppe zum Obergeschoß (Taf. XXIV, 38). Eine dritte Reihe erwuchs unmittelbar aus dem Zweck, meist in allmählicher Entstehung und in vielfacher Kreuzung mit den beiden ersten Reihen. Zweckbestandteile waren: Trinkstuben, Kaufhalle und Gerichtslaube, Bürger- (und Fest)saal, Schüttboden, später ein Rats- und Schöffensaal, eine flurartige Diele im Obergeschoß und häufig eine Ratskapelle (Taf. XIX, 35). Durch mannigfache Gruppierung der Teile ergaben sich weitere, stets malerisch und dekorativ wirkungsvolle Formen (Taf. XXIV, 39, 41, XXVI, 40). Denselben Stil hatten auch Innenbau und Ausstattung der Rathäuser. Die oberdeutsche Art haben wir noch in Überlingen (Taf. XXIII, 36). Das beherrschende Material ist das warme Holz in Fußboden, Flachdecke und Wandvertäfelung; farbige und vergoldete Holzschnitzkunst breitet sich aus am Kranzgesims aus verschlungenem Maßwerk mit Reliefiguren, an der Decke sind die Balken ornamental geschnitzt und mit Wappen besetzt. Noch farbiger ist die niederdeutsche Art in Lüneburg: Fußbodenfliesen und über einem getäfelten Sockel Leinwandbilder und Glasfenster, dazu mitten Geweihkronleuchter, eine charakteristische, echt deutsche Gattung in der Mischung der Materialien: Holzfiguren, Metall und natürliche Hirschgeweihe. — Auch der Schloßbau hat seinen Anteil an der Blüte der deutschen Gotik. Der reine Wehrbau (S. 69 ff.) wandelt sich zum bequemeren Wohnbau. Die mittelalterliche Art, Turm, Palas, Kapelle und Frauenhaus, wird verlassen (frühgotisches Hauptbeispiel die Marburg in Hessen). Burg Eltz a. d. Mosel (Taf. XXIV, 42) besteht aus vier hohen, steilen Wohnbauten, Steinbau und Holzbau gemischt, auf ungleich vieleckigem Grundriß. Noch malerischer als der enge Hof ist der Außenbau. Das Ganze liegt im Walde und Kunstformen und Natur fließen ohne scharfe Grenze ineinander. Das bedeutendste Schloß ist die Albrechtsburg in Meißen (beg. 1471 von Arnold von Westfalen, Taf. XX, 43). Der Gesamtgrundriß mit den ungleichen, kantigen, eckigen Aus- und Einsprüngen ist ein Muster der gotischen Schönheit; ein Außenhof ist die Hauptfront, ein unsymmetrischer

Treppenturm mit Brüstungen und hohem Helm, in fünf Geschossen in Lauben geöffnet, gibt ihr die betonende Gliederung. Mannigfach vieleckige Räume mit tiefen, erkerartigen Nischen haben reiche Stern- und Netzgewölbe. Unendlich malerisch ist der Zauber der Lichtführung durch große Fenster und wechselnde Durchblicke (Taf. XX, 43, XXVI, 44). Das Hauptbeispiel des niederdeutschen, besonders ostdeutschen Backsteinschlosses ist die Marienburg (Taf. XX, 45), im viereckigen, geschlossenen Binnenhof mit Arkaden, überhaupt im mehr Verstandesmäßigen ein fremder Zug, doch auch dekorativ in Ziergiebeln und Zinnenkränzen und malerisch in der Gesamtwirkung von der Wasserseite.

Die Summe der Wohnhäuser, Kirchen, Klöster, öffentlichen Profanbauten und Wehrbauten ergibt das Städtebild. Unsern deutschen Vorfahren war, wie allen Germanen, die ganze Siedlungsform der Stadt von Hause aus und durch Jahrhunderte fremd und widerwärtig. Sie widerstrebte der Naturliebe, dem Freiheitsdrang und dem Individualismus. Erst auf der Grundlage der wirtschaftlichen Blüte des Handels und des Handwerks (zu dem die Künstler gehörten), und der politischen Macht erwuchs die blühende, bürgerliche Städtekultur der frühen Neuzeit und damit unser Städtebaustil. Dieser spätgotische Städtebaustil ist der einzige ursprüngliche und charakteristische, den wir in Deutschland selbst geschaffen haben. Dieser Stil blieb, wenigstens im Grundriß, bis um 1650. In der Gesamtform, dem Grundriß der deutschen Stadt, müssen wir scharf scheiden zwischen den organisch gewachsenen Städten des Kernlandes, im Süden und westlich von Elbe und Saale, und den gegründeten Städten im östlichen Kolonialland. Rein deutsch ist nur die erste (Taf. XIX, 48). Nicht aus verstandesmäßiger Theorie, sondern gefühlsmäßig, aus unserer Rasseveranlagung ist unser Städtebaustil ein malerischer, im scharfen Gegensatz zu dem bildhauerischen südlichen. Er arbeitet im Straßen- und Platzbild also mit Flächen, nicht mit kubischen Baublöcken, und mit Gegensätzen von Licht und Schatten. Aus der ganz unstilisierten, dem Gelände angeschmiegten Dorfstraße entwickelte sich unsere Stadtstraße. Sie ist immer eine krumme Straße, die sich bildmäßig entfaltet. Vor- und Rücksprünge ergeben unten und oben eine Fülle von Überschneidungen. Die höchste Steigerung erfährt dieser malerische Stil in den deutschesten Städten, denen der Holzbaugebiete, z. B. in Braunschweig (Taf. XXV, 49). Die Straßen enden nicht mit einem Loch, sondern sind geschlossen, sei es durch eine schräg überschneidende, riesig aufragende Kirche, sei es durch einen größeren Profanbau, oder durch Tore oder eine Überführung. Auch unser deutsches Platzbild ist malerisch, ungleichförmig-schiefwinklig. Kirchen, meist abseits von den Hauptverkehrsstraßen ruhig gelegen, waren entweder

völlig umbaut (z. B. Mainz, Dom, und Taf. XXVI, 40) oder sie lagen auf kleinen Plätzen (z. B. München, Frauenkirche). Stets hat das Auge an den hohen Häusern einen Maßstab für die Größe der Kirchen. Auch die Wehrbauten, reine Nutzbauten, Mauern, Türme und Tore haben Teil an der gotischen Schönheit (Taf. XXVI, 53), und die Tore sind reich verziert und farbenfroh (Taf. XXVI, 52). Die planmäßig gegründeten Kolonialstädte des Ostens haben einen fremden, orientalischen und slawischen Einschlag, jenen in den gleichmäßig viereckigen Häuserblöcken zwischen geradlinigen Straßen, diesen in dem großen, rechtwinkligen „Ring"-Marktplatz mit dem Rathaus in der Mitte, dem Abkömmling des Dorfplatzes mit dem Teich im slawischen Rundling (Taf. XIX, 51, vgl. Taf. V, 3). Doch nähern sich die Küstenstädte, z. B. Stralsund, Wismar, Danzig, Lübeck, mit vielfach krummen Straßen der kerndeutschen Form. Das Gesamtbild der deutschen Stadt, von außen gesehen, kennzeichnet sich vor allem durch die große Menge der Türme, die nach Merian (Taf. XXVI, 54) und Hogenbergh früher durchweg noch weit größer war, durch die Vielzahl der steilen Giebeldächer und den geschlossenen Umriß, wiederum im ganzen ein malerisches Bild.

c) Die Bildnerei. Die deutsche Bildnerei der Blüte ist im Stile von griechischer und italienischer völlig verschieden. Das weitaus Meiste ist religiöse Kunst. Ein neues Naturstudium bildet die Grundlage für die durch die ganze Periode herrschende, neue Grundauffassung des Naturalismus. Wesensverschieden vom Süden ist vor allem die Herrschaft der Gewandfigur, bedingt durch Klima und Leben des Nordens und die christliche Kultur, und die Bewegung von innen heraus, das Ausdrucksmotiv, wobei mehr noch als Kopfneigung und Körperbiegung, die allgemeinen Ausdrucksmotive der ganzen Gotik, die individuellen Köpfe Träger von Charakteristik und Ausdruck sind.

Die Steinplastik zunächst ist überwiegend Bauplastik. Das Material ist Kalkstein, Sandstein, Ton, Stuck, in Niederdeutschland auch glasierter Ziegel, ganz selten roter, niemals weißer Marmor. Die Statue bleibt fast immer an die Baukunst gebunden, obwohl der Gesamtstil sich aus dem architektonischen des Mittelalters in einen malerischen wandelte. Das Grabmal blieb, wie im Mittelalter, eine Hauptgattung. Die deutsche Kunst der Blüte gibt individuelle Bildnisse in naturalistischer Auffassung. Die Sonderformen des Kopfes werden eindringlich durchmodelliert und die Charakteristik betont (Taf. XXIX, 61); Baldachine aus reich verschlungenem Maßwerk, lange Locken der Männer, Kopftücher der Frauen werfen Schatten, Wappen überschneiden die Rahmung. Die alten Formen, die flache Grabplatte und das Freigrab (tumba), blieben fast durchweg dem Adel vorbehalten, die besonders deutsche, bürgerliche Form ist das Epitaph, die steinerne (oder auch hölzerne, bemalte) Gedächtnistafel an einem Pfeiler oder an der Wand in der Kirche. Aus Sockel, Bildtafel und Krönung aufgebaut, trägt sie ein biblisches Relief und eine reiche Inschrift-

tafel (Taf. XXIX, 63, die Schrift eine Einheit mit dem Ganzen und spätgotische, d. h. deutsche Schrift), das Ganze in gesteigert malerischem und dekorativem Stile.

Die Metallbildnerei, in Deutschland weit ursprünglicher und früher heimisch als die ganze Steinbildhauerei, findet namentlich in Niederdeutschland ihre Aufgaben in Taufbecken und Grabmälern aus Bronze oder Messing. In den Grabplatten sehen wir die Bildnisfigur eingraviert oder in flachem Relief, stets in reichem, architektonischem oder ornamentalem Rahmen, gern gegen einen Teppichgrund gestellt, der mit bewegten Mustern die ganze Fläche füllt. In der Tumbaform zeigt ein Hauptwerk, Peter Vischers Grabmal des Erzbischofs Ernst im Magdeburger Dom (1495), den voll ausgebildeten malerischen und dekorativen Stil mit Baldachin und Statuetten, die Nischen der Seitenwände dicht gefüllt mit Blendmaßwerk und Wappen.[1])

Die charakteristischste Bildnerei war in der Blüte die Holzschnitzkunst. Ihr gehören die wichtigsten und für das Gesamtbild wesentlichen Ausstattungsstücke des Kircheninnern an, Gestühl und Altar. Auch Dreisitze und Chorgestühle haben den malerischen und dekorativen Grundzug (Taf. XXIX, 62). Das Größte und Eigenartigste in der ganzen deutschen Bildnerei ist der Schnitzaltar, als Kunstgattung vollkommen ebenbürtig dem Höchsten, was Griechen oder Italiener in ihrer ganz anderen Eigenart geschaffen haben (Taf. XXVII, 55, 56). Er ist ein echt germanisches Gesamtkunstwerk, aus Baukunst in den Rahmungen und Baldachinen der Schreine und den Tabernakeln und Fialen der Bekrönung; aus farbiger Holzschnitzkunst in den Schreinen und Innenflügeln, und aus Malerei auf Holztafeln (daher „Tafelmalerei"). Sachlich entwickelte er sich aus dem Reliquienkult, formal aus der Goldschmiedekunst. So erklärt sich der dreifache Aufbau aus Staffel, Schrein (auch Sarg oder Gespränge genannt) und Obergespränge. Die oberdeutsche Form (Taf. XXVII, 55) bevorzugt große Einzelstatuen im Schrein und auf den Innenseiten der Flügel, ihre Höhenausdehnung harmoniert mit der Hochräumigkeit der oberdeutschen Chöre. Der niederdeutsche Künstler (Taf. XXVII, 56) liebt eine Vielzahl kleinfiguriger Reliefs, und die Breitenausdehnung entspricht der Breiträumigkeit der niederdeutschen Chöre. Die reichste Form ist der große Hochaltar als Wandelaltar. In der gotischen Liniensprache klingt das Ganze wie jede einzelne Figur zusammen mit den Linien der Baukunst des Chores, und alles ist farbig gestimmt auf das gedämpfte Licht des Kircheninnern. In diesem zarten Helldunkel ist das Ganze eine höchste Offenbarung unserer malerischen Urphantasie und Begabung: aus dem tieferen Helldunkel der Nischen leuchten in Lichthebungen und Schattensenkungen die Massen des metallischen Goldes (in der Gewandung und den Baldachinen) neben kräftigen Farben, und im Obergespränge steht die Fülle der Überschneidungen dunkel gegen die hellen Fenster. In der Ornamentik der Baldachine und der Krönung, oft auch der Staffel, rauscht in dichten phantastischen Verschlingungen der Rhythmus der unendlichen Bewegung. Malerische Absichten bestimmen die Auffassung der Figur, namentlich der Gewandung, zugleich ein dekorativer Spieltrieb, neben dem Naturalismus. In den Hauptwerken ist alles dieses höchst lebendig gestaltet und in der Menschendarstellung mit einer überaus mannigfachen, ausdrucksvollen, seelisch tiefen Charakteristik verbunden. — Ebenso bedeutend sind die häufigen farbigen, geschnitzten Wandfiguren, Marien, Apostel, auch Gruppen auf einem oder mehreren Sockeln. Hauptwerke der deutschen Kunst sind darunter (Taf. XXVIII, 57, 58). Auch Profanbauten bewahren solche Hauptwerke, z. B. in München der Saal des alten Rathauses in den Tänzern von Grasser: höchste Charakteristik in Mimik, Geste und Bewegung, nicht rundende „Anmut", sondern gotische Linienschönheit mit malerischen Überschneidungen und gebrochenem Umriß, zugleich voll Humor und Begabung für die Karikatur. — Eine große Künstlerpersönlichkeit ist Tilman Riemenschneider (1468—1531, seit 1483 in Würzburg (Taf. XXVIII, 59, 60, XXIX, 61). In seinen Hauptwerken hat er den ausgesprochensten deutschen Holzschnitzstil, den er durchweg auch auf die Steinbildhauerei überträgt (Taf. XXIX, 61), ebenso ist er ganz deutsch in der unbedingten Herrschaft der Gewandfigur. Hier zumal offenbart sich der Reichtum seiner schöpferischen Phantasie in mannigfachen, individuellen Motiven, hier einen sich harmonisch meisterliche Beherrschung der Schnitztechnik, gotische Schönheit in Graden, Ecken und Kanten und der dekorative und malerische deutsche Formwille, z. B. in der Gesamtkomposition in Nischen wie im Gewandstil mit Unterschneidungen und in der Haarbehandlung mit Kurven und Rollungen (Taf. XXVIII, 59). Waren die Frühwerke ganz bemalt, mit reichlichem Gold und Silber (z. B. Berlin, K. F. M., Klagende Frauen), so wendet er sich bald vom Farbenstil zu einem neuen Lichtstile, der bei Farblosigkeit durch Firnissung ein lebhaftes Spiel von Lichtern und Reflexen ergibt — eine Parallele zur gleichen Wandlung in Baukunst und Malerei (vgl. S. 158 u. 171). Das Nackte wird eindringlich, mit hohem Verständnis der Natur und feinem Leben der Oberfläche durchmodelliert (Taf. XXVIII, 60), er gibt eine Fülle individueller Charakterköpfe aus dem Leben (Taf. XXVIII, 59, 60), betont das Charakteristische durch Mimik und Geste, arbeitet im Bildnis die individuelle Sonderart des Körperlichen wie Geistigen höchst lebendig heraus (Taf. XXIX, 61). Später wird die Komposition geschlossener (Kreglingen), die Formensprache breiter, der Ausdruck der Seele leidenschaftlich bewegt (Heidingsfeld, Beweinung), oder nach innen hin vertieft

1) Nur die Frühwerke Vischers (bis um 1505) gehören der Blüte an.

(Maidbrunn, desgl.). Der Abfall zum Italismus (Würzburg, Grabmal Bibra, um 1517) blieb Episode; was in den Spätwerken noch schöpferisch stark ist, weist auf den Barock hin, wie die Komposition in Maidbrunn, die den Zusammenschluß in der Mitte in Gegensatz setzt zur zentrifugalen, also malerischen Anordnung auf den Seiten.

Hauptwerke: 1. noch an Ort und Stelle: die Grabmäler in Würzburg, Dom und St. Marien, Rimpar, Grünsfeld, Bibra; die Wandstatuen in Würzburg, Neumünsterkirche und St. Marien, der h. Blutaltar in Rothenburg, St. Jakob (einst frei vor dem Chor), der Kreuzaltar in Dettwang, der Verkündigungsaltar in Bibra. 2. in Museen: vor allem in Berlin, Kaiser Friedrich-Museum, München, Nationalmuseum, Würzburg, Fränk. Museum.

d) Die Malerei und Graphik. Die Malerei war die führende Kunst dieser Blüte, sie entsprach zugleich der Urphantasie unserer Rasse. Hier sehen wir daher das reichste Bild blühenden Lebens. Leitende Hauptaufgabe war der Altar, d. h. die religiöse Kunst, und der Hauptstoff, als Ausdruck des Reformationszeitalters (lange vor 1517), die Passion. Deutsche Malerei ist Tafelmalerei, im Gegensatz zur beherrschenden Wandmalerei (Fresko) in Italien. Neben dem großen Schnitzaltar entstanden zahlreiche kleinere Dreiflügelaltäre, seltener nur eine Tafel als Andachtsbild, Weihebild oder Epitaph. Daneben kam im 15. Jahrh. langsam das Bildnis auf, als Merkmal des neuzeitlichen Zeitalters des Individualismus. Es blieb von jetzt an, in Malerei, Graphik und Bildnerei, eine Hauptgattung aller germanischen Kunst. Die Auffassung ist eine häuslich-intime und naturalistische, der Maler gibt die Sonderform des Kopfes, allmählich steigert sich die Charakteristik auch zu einem das Innere erschließenden Ausdruck.

Im neuen Streben nach dem Augenschein der Wirklichkeit beginnen die Maler in der frühen Spätgotik (um 1350 bis um 1430) den Raum zu vertiefen und die körperlichen Dinge im Raum rundend zu modellieren. Doch echt deutsch langsam vollzieht sich dieser Umschwung. Noch lange lebt der Flachstil nach und die frühgotische Stilisierung in typisierten Köpfen, gestreckten, schlanken Körpern und reich geschwungenen Kurvenfalten. Vor allem hielt man am seelischen Ausdruck fest. Gerade er kennzeichnet Hauptwerke der Zeit, sei es in zarter Innigkeit der Empfindung, mit musikalischer Stimmung vereint (z. B. Lochner, Köln, Maria im Rosenhag, Francke, Hamburg, Geburt Christi), sei es in mächtiger Wucht und großem Schwung der Kopfneigung und Körperbiegung (z. B. Münchner Meister, München, A. M., Kruzifixus). Dann hielt man im Kolorit bewußt an der metallischen Note des Goldes fest (vgl. S. 152), im Schnitzaltar in malerisch-dekorativer Einheit mit der Bildnerei, aber auch in der Einzeltafel. Ferner beginnt ein Grundzug des deutschen Wesens, die Stammesart, in bodenständigen Lokalschulen sich auszusprechen. Das ist ein Hauptmerkmal der Blüte. Bodenständig gewachsen aus Landschaft, Klima, dauernder Begabung und Phantasierichtung ist vor allem der bildkünstlerische Stil (Konrad v. Soest, Meister des Paulskirchenaltars, M. d. Wiesenkirchenaltars, M. d. Heiligenstädter Altars, Wynrich, Lochner, M. d. Seligenstädter Heiligen, M. v. Bregenz, Bertram, Francke, M. d. Imhoffschen Altars). Um 1430 trat in der mittleren Spätgotik (um 1430 bis um 1490) ein Geschlecht kühner, selbständiger Eroberer der Natur auf, an

ihrer Spitze in der alemannischen Schule der größte deutsche Maler des Jahrhunderts, Konrad Witz (Taf. XXX, 64). Aus germanischer Naturliebe und nordischem Wirklichkeitsverlangen entstehen im religiösen Bilde die Anfänge der Landschaft, des Bildnisses, des Sittenbildes, des Tierbildes und Stillebens, und im Gegensatz zur Quattrocentokunst Italiens (1400—1500) geben unsere Maler rein künstlerisch, mit dem Auge und aus dem malerischen Gefühl, den Schein des Räumlichen (malerische Luftperspektive), nicht auf den Krücken verstandesmäßiger Wissenschaft (Linearperspektive). Im hellen Freilicht malt Witz das erste einheitliche Landschaftsbild (Vedute) der deutschen Kunst. Auch dieser deutsche Naturalist verzichtet aber nicht auf den metallisch-dekorativen Klang des Goldes, und im neuen, eckig gebrochenen, geradlinigen Gewandstil ausgebreiteter Gewandmassen verbindet sich der malerische Wille mit dem ornamentalen Spieltrieb (vgl. S. 153). (Vgl. den M. d. Darmstädter Passion, Moser, Multscher, Körbecke, M. v. Heiligental, M. d. Reglerkirche, M. d. Tucheraltars.) Um 1460 schneidet in diese Malerei unorganisch von außen ein niederländischer Einfluß. Die starken Begabungen wurden davon nicht berührt. Wir unterscheiden nach 1460 eine naturalistische Richtung (Mäleßkircher, Pacher, M. v. St. Severin, M. d. Bartholomäusaltars, M. v. Aachen, Gert v. Lon, Dünwege, Holbein d. Ä.) und eine stilisierende (M. v. Liesborn, Früauf, Strigel). Deren Hauptvertreter war (um 1480) der Schwabe Zeitblom. Der Raumstil wurde zu einem halben Flachstil. Der dekorative Rhythmus farbiger Flächen wurde zur Hauptsache, eine „Heimsuchung" z. B. (Taf. XXX, 65) wird als farbiger Teppich aus den Farbenmassen der Gewandung vor allem, dann des Fleisches, der goldenen Nimben und farbiger Baukunst komponiert. Daneben werden architektonische Linien (Frontalität, Symmetrie, Dreiecke) Kompositionsmittel, selbst Kontraposte (gegensätzliche Wendungen der Körperteile) treten auf, doch alles dies malerisch gesehen, im scharfen Gegensatz zur Bildhauerphantasie im italienischen Cinquecento (1500—1520). So behält die Gewandfigur durchaus die Herrschaft, einzelne Heilige vor Teppichen, handlungslose Stoffe, wie das Schweißtuch der h. Veronika (Berlin) werden zu Hauptwerken.

Verschiedene Maler, wie Schongauer und der Hausbuchmeister, waren als Graphiker weit bedeutender, denn als Maler. In keinem Lande spielt überhaupt die Graphik (Schwarzweißkunst, vervielfältigende Kunst) eine so große Rolle, wie in Deutschland und dem stammverwandten Holland (vgl. S. 153). In allen ihren Gattungen war diese Graphik zugleich recht eigentlich eine Kunst für das Bürgerhaus, in der außerdem das Stoffgebiet nach der weltlichen Seite beträchtlich erweitert wurde. Ende des 14. Jahrh. entwickelte sich in Oberdeutschland aus dem sehr alten Verfahren, Zeugstoffe mit Holzmodeln zu bedrucken, der Holzschnitt (Reliefschnitt). Die frühesten Holzschnitte sind Einzelblätter, eine kräftige, stets farbig bemalte Umrißzeichnung. Dann fanden sich Buchdruck und Bilddruck zusammen. Das künstlerisch geschriebene, mit Federzeichnungen und Deckfarbenbildern geschmückte Buch des Mittelalters war gerade in Deutschland durch die Jahrhunderte eine wichtige Gattung der Malerei (Miniaturen) und in den phantastischen Mischungen mannigfacher Ornamentmotive in den großen Anfangsbuchstaben, wie im graphischen Federzeichnungsstil und der Charakteristik, zumal

der Dichterhandschriften der mittelhochdeutschen Blüte (um 1200), eine künstlerische Vorstufe der Graphik der gotischen Blüte. Auf das geschriebene Buch mit seinem farbigen Miniaturenschmuck folgte im 15. Jahrh. das in Bild und fester Schrift aus einem Holzstock geschnittene Blockbuch. Nachdem um 1455 der Deutsche Gutenberg in Mainz seine weltumwälzende Erfindung des Druckes mit beweglichen Lettern gemacht hatte, wurde der Holzschnitt das Hauptmittel der Buchillustration. Er war, auch in Einzelblättern, die volkstümlichste Kunst des Reformationszeitalters. Erst um 1480 wurde der Holzschnitt zur reinen Schwarzweißkunst. Zur kräftigen Umrißzeichnung gesellt sich die Binnenzeichnung und die charakteristische Modellierung mit linearen Schraffierungen. Die Grundauffassung ist der Naturalismus. Die mannigfachen, oft neuen Stoffe boten in den figürlichen Darstellungen der Begabung für Charakteristik, die Randleisten, Titelblätter und Druckerzeichen (Signete) der ornamentalen Phantasie reiche Ausdrucksmöglichkeiten. Die Mittelpunkte der Buchillustration waren in Oberdeutschland Ulm, Augsburg und Nürnberg, an der Rheinlinie Basel, Straßburg, Mainz und Köln, in Niederdeutschland Lübeck. Später als der Holzschnitt, um 1430, entwickelte sich am alemannischen Oberrhein in den Goldschmiedewerkstätten aus der Gravierung in Metall der Kupferstich. Von Anfang an begegnen hier Künstlerpersönlichkeiten, meist Maler und Stecher in einer Person (peintre-graveur). Nirgends waren die Künstler so unabhängig vom Auftraggeber, so frei auch in der Stoffwahl, wie hier. Charakteristisch deutsch bis zur Gegenwart ist dabei die Vorliebe für zusammenhängende Folgen (Zyklen), z. B. religiöse, wie Passion, Apostel, Heilige, auch weltliche, wie Spielkarten. Der elsässische Meister E. S. zeigt die charakteristische Verbindung von Wirklichkeitssinn und Phantastik. Bei ihm beginnen die phantasievoll spielenden Ornamentstiche für den Gebrauch der Goldschmiede, und nur deutsche Künstler konnten die Figurenalphabete machen, phantastische Mischungen von Menschen und Tieren oder Bauformen, im Rhythmus der unendlich fortlaufenden Bewegung. Jünger war der mittelrheinische Hausbuchmeister (Taf. XI, 1). Die malerische Auffassung führte ihn zur überwiegenden Kaltnadelarbeit. In der zarten Helldunkel-Tonigkeit und den farbigen Schatten seiner Blätter ist er der Vater der Radierung und ein Ahnherr Rembrandts. Die meisten und besten Werke sind Sittenbilder (Taf. XXX, 66), Liebesszenen, Bauern, Bettler, Jagden. Als scharfäugiger, trefflicherer, oft humorvoller Charakteristiker gehört er zu den größten Deutschen, dabei ist er auch tief in seinen Todesblättern und voll dekorativer Phantasie in seinen Wappen. Der fränkische Meister W. B. ist der Begründer eines markigen, kraftvollen deutschen Bildnisstiches. Nah verwandt in der goldschmiedemäßigen Silberstifttechnik

sind die ausgezeichneten Bildniszeichnungen Holbeins d. Ä. (Berlin). Verschieden von allen anderen rheinischen Stechern ist der, von Abstammung schwäbische, Schongauer in Kolmar (gest. 1491). Er zuerst bildete einen rein zeichnerischen Stecherstil, einen graphischen Linienstil aus. Die Hauptwerke sind Frühwerke, ein Meisterwerk deutscher Phantastik ist die Versuchung des Antonius (Taf. XXX, 67), ein gleiches deutscher Charakteristik, scharfer Beobachtung, eindringlinglicher naturalistischer Durcharbeitung, kompositioneller Bewältigung einer figurenreichen Darstellung die große Kreuztragung. Dann erfuhr er nicht nur starke niederländische Einflüsse und schwankte zwischen einem malerischen und einem zeichnerischen Stile, sondern die Wendung vom Naturalismus zur Stilisierung führte, wie es sich typisch bei vielen deutschen Künstlern im 19. und 20. Jahrhundert wiederholen sollte, zum Akademismus: zu ungesunder Entfernung von der Natur und zur Auslöschung der Charakteristik, zu einer gesteigerten, aber nicht lebendigen Form, zum Posieren mit Kompositions- und Bewegungsmotiven. In Schongauers Spätwerken ist die Entwicklungskrisis der deutschen Kunst um 1490 besonders deutlich.

Eine künstlerische Jugend mußte in der späten Spätgotik (um 1490 bis um 1530) von der Naturentfremdung zur Natur zurückkehren, mit neuer Auffassung, die abermals zur Stilisierung drängte. Grundzüge der deutschen Kunst, wie der seelische Ausdrucksdrang und die Phantastik, verlangten ihr Naturrecht zurück. Eine neue Leidenschaftlichkeit der Empfindung äußert sich in durchgehender Bewegtheit, namentlich des Gewandstiles.

Nun war dem deutschen Volke eine höchste Steigerung seines künstlerischen Wollens und Könnens in der Genialität Grünewalds und Dürers beschieden. Noch verschiedener als ihre Begabung war aber ihr Entwicklungsgang, und nur der eine, Matthias Grünewald (um 1470 bis um 1530), offenbart uns ursprünglich und einheitlich in seinem ganzen Lebenswerk das Wesen der deutschen Kunst. In der Charakteristik des Leidens, im Ausdruck der Seele bringt er einzigartige Steigerungen ins Ungeheure, Gewaltige und Wilde (Taf. XXXII, 68); wie nur je ein Genie hat er die Fähigkeit zur künstlerischen Maßlosigkeit, zum Übermenschentum. Und zugleich ist seine Genialität ganz tief verwurzelt in der deutschen Volksseele, in der Rasse (vgl. S. 152). Nicht zufällig bildet ein Malgenie diesen Gipfel. Licht und Helldunkel, Farbe und Farbentöne sind seine bildkünstlerischen Ausdrucksmittel, wie seine Kreidezeichnungen rein malerisch sind in Konzeption, Technik und Wirkung. Malerisch komponiert er mit Farbenmassen in Licht und Helldunkel (Taf. XXXI, 69, XXXII, 68, 70), unsymmetrisch und zentrifugal (Taf. XXXI, 69, vgl. Taf. XVIII, 1, 2) mit Kontrasten und Abschneidungen durch

den Rahmen (Taf. XXXII, 70); mit malerischen Flächen, nicht mit Linien modelliert er das Körperliche, zumal den Akt (Taf. XXXII, 68). Stets sind die Umrisse malerisch gebrochen (Taf. XXXI, 69), stets ist auch die Baukunst farbig. Mit malerischen Mitteln stellt er den Raum dar: mit der Luftperspektive, in der er alle anderen Altdeutschen übertrifft, mit Rückschiebern, mit Überschneidungen und Durchblicken (Taf. XXXII, 70, vgl. Taf. XXI, 21, XXII, 27). Über allen anderen Altdeutschen steht er in der Wiedergabe der malerisch-stofflichen Dinge, und zwar nicht nur von Kleidern, Fleisch und Haaren der Menschen, Flügeln der Engel, sondern auch besonders von Tieren aller Art und der Pflanzenwelt des Waldes. Wesentlich ist die metallische Note in seinem Kolorit, zumal das Gold. In dem Münchner Hauptwerk (Taf. XXXII, 70) bilden Gold und Silber in großen Massen die Hauptnote, daneben das Rot. Den Schmucksachen des Völkerwanderungsstiles und der Goldschmiedekunst des Spätromanischen (vgl. S. 152 u. 155) ist er urverwandt, wie Rembrandt. Auch seine Wildheit, dieser geistige, künstlerische furor teutonicus, hat ihre Parallelen in Rembrandt (Die drei Kreuze, Nachtwache), Beethoven und Wagner. Das Musikalische ist ein echt deutscher Grundzug seiner Kunst, es liegt nicht nur im Engelskonzert des Kolmarer Bildes (Taf. XXXI, 69), es durchklingt alle seine Werke. Magie ist darin und das Irrationale aller Gotik (vgl. S. 158), auch Traumhaftes, Spukhaftes, Gespenstisches, wie im deutschen Märchen. Die Gewalt seiner Phantastik erreicht gleichzeitig nur der junge Dürer. Zugleich verbindet sich damit echt nordisches Wirklichkeitsverlangen (Taf. XXXI, 69). Seine ganze Kunst ist voll inbrünstiger Liebe zur Natur, zumal in der Landschaft. Im malerischen Sehen und Können ist er der größte Landschafter der Blüte, deutsch ist zugleich die Bedeutung der Landschaft in seinem Werk überhaupt und seine Art, Figuren und Landschaft zusammen zu sehen, Menschen und Natur zusammen zu empfinden, nicht die Menschen als Bühnenfiguren vor einem Hintergrund, wie Griechen und Italiener. Diesen entgegengesetzt ist auch sein Individualismus, in allen Einzelformen wie im Ganzen, wo er zum stärksten Subjektivismus gesteigert ist. Im Ornament hat er den Rhythmus der unendlichen Bewegung (Taf. XXXI, 69), und die durchgehende Bewegtheit seines Stiles hat diesen Rhythmus in sich, wie sie zugleich aus der malerischen und aus der Wurzel des seelischen Ausdrucks herauswächst. Es herrscht die Gewandfigur, und sie ist nicht Echo eines bildhauerisch aufgefaßten Körpers, sondern Körperverhüllung, zugleich malerisch Farben- und Lichtträger und auch Ausdruck des Seelischen. In einem Kernpunkt, der Auffassung der menschlichen Figur, kennt er nur Ausdrucksmotive von innen her, nicht von außen gesehene und berechnete formal-

plastische Bewegungsmotive. Seine stets überaus beweglichen, feinfühligen, sprechenden Hände sind neben der starken Mimik ein Hauptmittel (Taf. XXXII, 68, 70, XXXI, 69), zum Ausdruck des Leidens formt er Motive von einzigartiger Wucht und Gewalt (Taf. XXXII, 68). Als Charakteristiker gehört er zu den Größten der ganzen germanischen Kunst, in der scharfäugigen Beobachtung von Natur und Leben in den feinsten Regungen, wie in der raschen und unfehlbar sicheren Wiedergabe durch die Hand. Auch was andere gewöhnlich ruhig statuarisch geben, verwandelt er in Charakteristik, Ausdruck und Bewegung (Taf. XXXI, 69 die Propheten auf dem Tempel, Taf. XXXII, 70). Als Charakteristiker ist er gleich groß in der Welt der Leiden wie der Freuden. Seine Marien, Kinder und Engel (Taf. XXXI, 69) sind ganz zarte beschauliche Innerlichkeit, Ausdruck und Empfindung und voll malerischer Schönheit im farbigen Lichtleben des Nackten und des schimmernden blonden Haares. Auch seine Bildniszeichnungen (in London und Stockholm[1]) sind ganz auf lebenswahre Charakteristik, augenblicklich lebendigen Ausdruck und malerische Modellierung in bewegten Flächen gestellt. Grünewalds Genialität ist durchaus national und zugleich ist sie voll zeitgenössischer Modernität. Naiv und selbstverständlich ist sein Zeitstil zunächst die deutsche Spätgotik. Seiner Wendung von der Farbenmalerei zur Lichtmalerei entspricht die der gleichzeitigen Baukunst wie Holzschnitzkunst (vgl. S. 158 u. 165). Seine Leidenschaft ist nicht nur persönlich, sondern zugleich die seiner damals um die höchsten religiösen Fragen ringenden deutschen Nation. Seine christlich-religiöse Kunst ist unmittelbarer Ausdruck und der einheitlichste Ausdruck der deutschen Reformation Luthers, obwohl seine Auftraggeber und wahrscheinlich er selbst Altgläubige und die oft verwickelt symbolischen Inhalte (Taf. XXXI, 69) ihm genau vorgeschrieben waren. Der Stil des der Reformation zugeneigten Dürer und der des protestantischen Cranach ist weit undeutscher als der seine. Er war der durchaus vorwärts gerichtete Führer der künstlerischen Jugend in neuen, großen Eroberungen aus der Natur, in farbigen Schatten und Tonwerten der Farbe, in der Atmosphäre in Landschaft und Binnenraum, im neuen Zauber gebrochener Farbentöne, in malerischen Entdeckungen wie Mondlicht und Mittagsglut, Rheinlandschaft und Hochgebirge, in der Darstellung des Bewegten und Schwebenden, des Augenblicklichen und einer Menschenmasse als malerische Probleme. Dabei schafft er Raumtiefe, Verkürzungen und Körperdurchbildung stets unmittelbar, rein künstlerisch-intuitiv, nicht gelehrtenhaft-verstandesmäßig oder gar in Nachahmung fremder Kunst und Theorie. Vor allem ging er voran in der Wendung zur nun lebendigen

1) Abbildungen bei Springer, 50 Bildniszeichnungen von Dürer, Nr. 18, irrig als Dürer, und bei Mayer, Grünewald, München 1920, Nr. 64, auch bei Kehrer, s. u.

Stilisierung, die eine malerische ist, indem das Licht zum Ausdrucksmittel des Übersinnlichen wird (Taf. XXXII, 68, XXXI, 69, besonders auch Kolmar, Auferstehung). Er stilisiert auch in der Steigerung des Maßstabes und in der neuen vereinfachten Landschaft als Resonanz der Seelenstimmung. Diese selbständige, deutsche Stilisierung war weder natur- noch schmuckfeindlich, noch schaltete sie die lebenswahre Charakteristik aus, vielmehr war sie verbunden mit Schmuckfreude wie mit dem Rhythmus der Flächenfüllung (Taf. XXXI, 69, XXXII, 70) und umschloß Charakteristik und eindringliche Naturdarstellung. Dieser deutsche Stilisierer war Mystiker und Visionär, nicht Rationalist. Vielleicht war er 1500 in Rom, als Pilger (vgl. sein Selbstbildnis in Freiburg), nicht als Künstler. Von der italienischen Renaissance wurde er nur ganz flüchtig berührt, ja, in allen wesentlichen Grundzügen seiner Auffassung stand er im Gegensatz zu ihr, wie zum Italismus in Deutschland. Als er um 1510 den Isenheimer Altar malte, war dieser Italismus schon die herrschende Strömung, die Entdeutschung und Verwelschung überall und in allen deutschen Künsten in beständiger Zunahme. Grünewald allein aber widerstand ihr, schöpferisch stark und charakterfest, wie nach 1650 Rembrandt dem Klassizismus. In der verborgenen Liniensprache seiner Kompositionen sehen wir die Entwicklung von gotischen Kurven (Taf. XXXII, 68, XXXI, 69) zu den Diagonalen, den breiten Verhältnissen, der Tonigkeit des Barocks (Taf. XXXII, 70). Er führte, zuletzt ganz allein, die Entwicklung der deutschen Kunst auf eigenen, organischen Wegen von der Gotik zum nordischen Barock, zu Rembrandt, mit dem ihn die romantische Weltanschauung verbindet, in jenem tiefen und umfassenden Sinne, in dem sie alle schöpferischen, selbständigen Blütezeiten der deutschen Künste getragen hat. Durch seine künstlerische Charakterstärke zu seiner schöpferischen Kraft ragt Grünewald aus allen seinen deutschen und niederländischen Zeitgenossen hoch heraus, durch sie ist er der einzige vollgültige Genius der altdeutschen Kunst. Darin liegt auch seine beispiellose Tragödie begründet. Die Humanisten, deren Kunst die italistische war, ächteten ihn durch Totschweigen und trugen die falsche Vorstellung von „Dürer und Holbein“ als Gipfel deutscher Kunst durch die Jahrhunderte. So wurde das Leben eines Genies so beispiellos verdunkelt, daß wir weder Geburtsort noch -jahr, Sterbeort noch -jahr kennen, ja nicht einmal seinen Namen sicher wissen. Und es vollendet sich endlich sein tragisches, echt deutsches Geschick darin, daß der Isenheimer Altar zur Zeit, wo endlich das allgemeinere Verständnis erwacht, Deutschland wieder entrissen wurde.

Hauptwerke: Aus der mittleren Zeit: Kolmar, Isenheimer Altar, ursprünglich ein voller Schnitzaltar, aus der späteren Zeit: München, Erasmus und Moritz; ferner Basel, Kreuzigung, München, Verspottung, Frankfurt a. M., Städt. Mus., Lorenz und Cyriacus, Stuppach b. Mergentheim, Dorfkirche, Maria, Freiburg i. Br., Mariaschnee, Karlsruhe, Kreuzigung und Kreuztragung, Aschaffenburg, Stiftskirche, Mariaschmerz. Zeichnungen vor allem Berlin (Kupferstichkabinett) und Göttingen, Sammlung Ehlers, Dresden.

Die Durchdringung des ganzen Lebens mit Kunst und die schöpferische Selbständigkeit und Einheit dieser spätgotischen Blüte hat Deutschland bis heute nicht wieder erlebt.

VI. Der italistische Stil, um 1490 bis um 1580. Die italienische Renaissance ist in ihrer Mischung von Modernität und Reaktion, von Schöpferischem und unfruchtbar Klassizistisch-Akademischem eine einmalige Erscheinung. Die Nachahmung dieser Kunst in Deutschland und den Niederlanden, die „welsche Manier“ der Zeitgenossen, der Italismus, ist nach Wesen und Wert davon sehr verschieden. Nicht organisch auf eigenen Wegen erfolgte die Wendung, wie in Italien vom Naturalismus des Quattrocento zur Stilisierung des Cinquecento, sondern durch einen Einbruch von außen. Durch die Aufgabe des eigenen Ideals und die zunehmende Nachahmung einer wesensfremden Kunst verfiel diese einem raschen Niedergang, und es blieb bis heute der Zustand, daß es zweierlei Kunst gibt in Deutschland. — Auch durch die Kunst der zweiten, genialen Begabung, die Deutschland um 1470 geschenkt wurde, geht dieser Bruch, und keiner hat durch seinen großen Einfluß den Italismus mehr gefördert als er. Insofern ist auch Dürer eine tragische Erscheinung, wenn auch in ganz anderem Sinne als Grünewald. Albrecht Dürer (1471—1528) wurde in Nürnberg hineingeboren in die deutsche Spätgotik, den fränkischen Stammesstil von graphisch-plastischer Eigenart und in eine Goldschmiedewerkstatt. Auf diesem Boden erwuchs alles, was in seiner Kunst schöpferisch und deutsch, ursprünglich und volkstümlich ist. Er ist der größte Zeichner, neben Menzel, und der größte Graphiker, neben Rembrandt und Menzel, in der ganzen germanischen Kunst, und aus tiefer Rassewurzel (vgl. S. 153) erwuchs die graphische Linie als sein eigentliches Ausdrucksmittel. Die gezeichneten Studien (Metallstift, Feder und die charakteristische Pinselzeichnung) sind, namentlich gegenüber den Bildern, oft bedeutender als die ausgeführten Werke, viele Zeichnungen selbständige Kunstwerke. Köpfe, Hände, Füße, Gewandteile zeichnet er mit eindringlichem Naturalismus, mit hingebender Liebe zum Individuellen und Kleinen in der Natur. Dann stehen die deutschen Gattungen des Bildnisses, der Landschaft und des Tierbildes, des bekleideten Körpers in Kostümstudien, kunstgewerblicher Entwürfe und der religiösen Kunst voran. Bildnisse gibt er mit eindringlicher Durchmodellierung und betonter Charakteristik, der optischen Erscheinung wie des inneren Menschen, markig, kräftig und voll Wärme, im vollen Gegensatz zur Auffassung des Cinquecento (Taf. XXXIII, 71). In den Landschaften liebt er es, den kleinen Ausschnitt aus der Natur in Nahsicht mit liebevoller Versenkung und scharfäugiger Genauigkeit zu geben (Rasenstücke [Taf. XXXIII, 72], Veilchenstrauß, Akelei, Schöllkraut), oder Steinbrüche und einzelne Bäume, dann gotische Städtebilder, vor allem aus der Heimatstadt und ihrer näheren Umgebung. In diesen Wasser- und Deckfarbenblättern ist Dürer der bahnbrechende Begründer einer deutschen Landschaftsmalerei um ihrer selbst willen, in naturalistischer Auffassung, sehr verschieden von Grünewalds stilisierender Stimmungslandschaft, auch hier mit wesentlich graphischen Mitteln um Raumtiefe und plastische Rundung bemüht. In germanischer Tierliebe gibt er einzelne Tiere mit großer Schärfe und Unmittelbarkeit der Beobachtung und lebendiger Charakteristik der stofflichen Dinge (Feldhase). Daran reihen sich seine kunstgewerblichen Entwürfe: Werke der Goldschmiedekunst, wie Becher, Löffel, Leuchter, Tafelaufsätze, Schmuck, dann Bücherzeichen, Sattelzeug, Fliesen, Schuhe, Bilderrahmen, dekorative Wandmalerei, Medaillen, Grabmäler, Denkmäler. In solchen Werken, wie

überhaupt, offenbart er einen großen Reichtum der schöpferischen Phantasie. Wir sehen unsern Rhythmus der dichten Flächenfüllung und der unendlichen Bewegung, zumal, noch verbunden mit der phantastischen Mischung der Motive, in einem einzigartigen Hauptwerke der Buchillustration, den Randzeichnungen eines Gebetbuches (in mehrfarbigen Tinten, München, Staatsbibliothek [Taf. XV, vgl. S. 169]). Im Mittelpunkt seiner religiösen Kunst stehen das große Reformationsthema der Passion, in Einzelkompositionen und in Folgen, und Mariendarstellungen. Mit der gotischen Schönheit der Liniensprache verbinden sich der dekorative und malerische Gewandstil der Spätgotik, betonte Charakteristik und ein tiefer seelischer Ausdruck. Diese Wesenszüge kennzeichnen auch seine umfangreiche Graphik, die Holzschnitte, Kupferstiche und Radierungen (Kaltnadelarbeiten und Ätzungen). Alle gleichzeitigen Graphiker überragt Dürer in der außerordentlichen Bereicherung der Ausdrucksmittel, in der Kraft der Linie, in der Verwendung von weißen und schwarzen Flächen als Kompositionsmittel, in der Ausbildung von Zwischentönen. Die graphischen Folgen, die Buchillustration treten beherrschend hervor (Offenbarung Johannis, zwei Holzschnitt- und die Kupferstichpassion, Marienleben), daneben das Sittenbild, in realistischen Stoffen wie als Bestandteil der religiösen Kunst. In der Offenbarung eint sich die nationale Phantastik mit der voranschreitenden Modernität der leidenschaftlichen Bewegtheit (Taf. XXXIII, 73). Sein graphischer Stil ist kein Gegensatz zu unserer malerischen Urphantasie, er drückt sie vielmehr mit seinen Mitteln aus in Licht, Schatten, Ton und Farbigkeit vieler Holzschnitte (z. B. Gefangennahme der Gr. Passion), Stiche (z. B. die Wappen, Hieronymus im Gehäus) und der Radierungen. Die Wappenstiche sind ganz metallischer Glanz und Schimmer, der Hieronymus (Taf. X, 1) ist voll nordischer Heimlichkeit. Dieser große, deutsche, selbständige Dürer ist Gotiker und Naturalist. Diesem Dürer steht nun aber seit 1494 in vielen Werken ein anderer gegenüber. Während gerade das Genie sonst nach den Lehrlingsanfängen besonders selbständig und unmittelbar aus der Natur und der eigenen Phantasie neue Formen schafft, sehen wir Dürer um 1495 fremde Vorbilder nachahmen. Er scheiterte an der Stilisierung, die damals das innere Entwicklungsproblem der deutschen Kunst war (vgl. S. 169, 171 u. 180). Durch den italienischen Einfluß wurde unsere malerische Grundauffassung durch die fremde, bildhauerische verdrängt, unsere intime durch die fremde, repräsentative, was in der Nachahmung stets zur hohlen Pose führt, in der Körperbildung unsere Auffassung als Ausdrucksmotiv und malerisches Problem durch das fremde, rein formal-plastische Bewegungsmotiv (Kontraposte, vgl. besonders Akte wie die Stiche Vier Hexen und Adam und Eva). Ein allzu gelehrtenhaft-verstandesmäßiger Zug verführte ihn sogar zum kalt mathematischen Konstruieren von Körpern und Köpfen. Während sonst gerade die Entwicklung des Genies aus Eigenem sich vollzieht, wurde Dürers Zickzackweg seit 1494 durch fremde Kunstwerke und Reisen bestimmt. Auf eine zeitweilige Rückkehr zu sich selbst, d. h. zur deutschen Gotik und zum Naturalismus, besonders um 1500 und um 1515, folgten immer wieder starke fremde Einflüsse. Selbst im Bildnis konnte er in Venedig bis zur künstlerischen Selbstaufgabe gehen (Berlin, Frauenbildnis). Besonders undeutsch und unvolkstümlich wie die Hofkunst Karls d. Gr. ist auch die Maximilians (Triumphwagen, Triumphzug): gelehrtenhafte Allegorien in nachgeahmt fremder Form. Noch 1520 in den Niederlanden erlag Dürer fremden Einflüssen. Das Streben der Spätzeit nach Steigerung des Maßstabes und der Stilisierung führte, weil aus zweiter Hand, zu zunehmend unlebendiger Leere und Kälte, oder es klafft, besonders in Bildern (München, Apostel,

Berlin, Holzschuher), ein Widerspruch zwischen dem eigenen, deutschen Verlangen nach naturnaher Eindringlichkeit und Charakteristik und der nachgeahmt italienischen, naturfernen Stilisierung. So groß Dürer in seinen selbständigen Werken und seinen deutschen Grundzügen ist, so stellt er im ganzen doch einen brüchigen, uneinheitlichen Genietypus dar, den andere Völker nicht kennen.

Hauptsammlungen seiner Zeichnungen und Graphik sind die Kupferstichkabinette in Wien (Albertina). Berlin, Bremen, Braunschweig (Slg. Blasius), Hamburg, Frankfurt, München, Dresden, Erlangen.

Die Entwicklung von der deutschen Spätgotik zum Italismus, zuerst in Nachahmung des oberitalienischen Quattrocento und schließlich Michelangelos, ist typisch für alle Maler und Graphiker der Zeit. Immer sind die Frühwerke am besten. Baldung in Straßburg begann mit markiger und knorriger alemannischer Eigenart und einem glutvollen Glasfensterkolorismus, um dann namentlich in seinen Akten immer tiefer in kalte und leere Nachahmung des fremden Bildhauerstiles zu versinken. Altdorfer in Regensburg hielt sich durch seine malerische Auffassung länger auf der Höhe. In kleinfigurigen Schlachtenbildern, reinen Waldlandschaften und intimen Marien- und Legendenbildern fügte er dem Gesamtbilde noch neue Züge ein. Am Ende steht Holbein d. J. Früh von der schwäbischen Scholle losgerissen, steht er in den frühesten Werken schon unter südlichem Einfluß. Frühwerke zeigen den großen, schwäblichen Koloristen, zugleich aber den von der deutschen Genialität Grünewalds und Dürers wesensverschiedenen Grundzug seelenloser Kälte. Nach anfänglichem Schwanken zwischen der Richtung Grünewalds und dem Italismus, entschied eine Reise nach Oberitalien dauernd für diesen. So steht seine religiöse Kunst in ihrem Nationalismus fremd und unvolkstümlich in dem Deutschland der Reformation. Charakteristisch ist das Auftreten der allen Blüten nationaldeutscher Kunst fremden, Italien aber beherrschenden Freskowandmalerei. Seit der Auswanderung nach England war er wesentlich Bildnismaler. Deutsch ist darin die sehr scharf gesehene Charakteristik der Gesamterscheinung. Deutsch ist auch die große Bedeutung der Zeichnungen und der Graphik in seinem Werk. In den Holzschnitten sehen wir scharfe Satire, wo wir bei Dürer warmen Humor finden. Volkstümlicher Auffassung nähert sich die Folge „Bilder des Todes“ (Taf. XXXIII, 74). Am raschesten und gründlichsten mußte durch die Nachahmung einer uns wesensfremden Kunst die Bildnerei verfallen. Sie hat sich bis heute nur zeitweilig in einzelnen Strömungen und Künstlern, nie im Ganzen wieder erholt. Unser eigenstes Material, das Holz, geriet in Verachtung („hölzern“). Der Schnitzaltar hörte auf, fremdes Steinmaterial, Marmor und Alabaster, fremde Säulen, wagrechte Gesimse, zunächst Reliefs, dann eine posierende, großfigurige Rundplastik beherrschen den Aufbau des Altars. Ebenso verwelschten Grabmäler, Portale und Brunnen. Weit selbständiger behauptete sich die Baukunst, wenigstens im Früh-Italismus (um 1490 bis um 1550) und in der bürgerlichen Baukunst. In den tektonischen und dekorativen Einzelformen drangen die fremden hellenistischen Formen, also eine Kunst aus dritter Hand, ein, namentlich die fremde Säule im Außen- und Innenbau, und der dekorative Rhythmus der Flächenfüllung war vielfach ein dem unsrigen entgegengesetzter. Aber in der Gesamtform wurden die deutschen, gotischen Grundzüge festgehalten. Neben den oberdeutschen Handelsstädten (Augsburg, Nürnberg, Basel) und den humanistischen Universitäten waren vor allem die Fürsten die Führer in der Entdeutschung der deutschen Kultur. So verwelschte denn auch am schnellsten im 16. Jahrh. der Schloßbau. Den Spät-Italismus (um 1550 bis um 1580) kennzeichnet ein neuer Typus des „gebildeten“, gelehrten „Architekten“, der hochmütig auf den einfachen, schöpferisch starken, bodenständig gesunden Werkmeister der Gotik als „Banausen“ herabsieht. Die Baukunst geht nun auf in Nachahmung des Fremden, in einem tektonischen, durchaus unmalerischen und schmuckfeindlichen, mit großen, leeren Flächen, plastischem Kubus und wagrechten Linien wirkenden Stile. Überall in den deutschen Stadtbildern symbolisieren diese welschen Hauben, in denen der Hochdrang der gotischen Türme abgebrochen wird (Taf. XXV, 50), den verhängnisvollen Kulturbruch des 16. Jahrh. Diese Zeit um 1550 bezeichnet einen der traurigsten Tiefpunkte der deutschen Kultur.

VII. Der Barockstil, um 1580 bis um 1750.

1. Der nordische Barock, um 1580 bis um 1620. Seit r. 1580 unterscheiden wir im Kirchenbau scharf einen nördlichen, germanischen Barock der protestantischen Gebiete, also vor allem Norddeutschlands, und einen südlichen, romanischen Barock der katholischen, also vor allem Süddeutschlands. Nur jener ist deutscher Barock. Die Künstler, zumal Baumeister und Kunstgewerbler, gewannen die schöpferische Kraft zurück zur Überwindung des um 1550 übermächtigen italienischen Einflusses und zu einer selbständigen Erneuerung der deutschen Kunst. Die Wiederaufnahme der nie erstorbenen, nur erdrückten gotischen Überlieferung bedeutet zugleich eine Fortentwicklung im gotischen Geiste. Unsere malerische Grundauffassung und Schmuckfreude

kamen wieder zur Herrschaft, ja Dekoration und Ornamentik gaben dem neuen Zeitstil im wesentlichen den Charakter. Reichte die Kraft auch nicht aus zu einer völligen Erneuerung an der Natur und einer völligen Ausstoßung der fremden Motive, so wurden diese doch aus deutscher Phantasie in einer der italienischen wie spätitalistischen entgegengesetzten Richtung völlig umgestaltet. Vier Motive vor allem sind charakteristisch. Das flache Bandwerk im Metallstil wurde aus der Fläche herausgebogen und in Kurven zu malerischer und bewegter Wirkung eingerollt (Rollwerk). Die Schnecke (Volute) des italienischen Barocks wurde zu einer länglich-senkrechten Ohrmuschel umstilisiert. Daher der Name Ohrmuschelstil, Aurikularstil (Taf. XXXIV, 79). Der jedem malerischen Stile innewohnende zentrifugale Drang (vgl. S. 169) führte zu einem seitlich herauswachsenden Wangenornament, das den bildhauerisch geschlossenen Umriß von Rahmungen aller Art malerisch bricht und übertönt. Der Rhythmus der dekorativen Komposition ist dabei, wie im ganzen Stile, der der unendlich fortlaufenden Bewegung. Der Giebel, nun wieder, im Gegensatz zu dem flachen, niedrigen des Spätitalismus (z. B. Augsburg, Rathaus) stets nordisch steil und hoch gebildet, wird auf der Grundlage des alten Staffelgiebels aus dem frühitalistischen charakteristisch umgestaltet. Der dort bildhauerisch in zentripetalen Kurven geschlossene Umriß wird in bewegter Linienführung gebrochen durch zentrifugale, ausfahrende Kurven (Hörner, Schweife), Ohren und Obeliske, die Nachfahren der gotischen Fialen; auf der Spitze wird die fremde Figur von einer hohen Wetterfahne überragt oder völlig verdrängt durch eine schmiedeeiserne, meist vergoldete Kreuzblume (Taf. XXXIV, 75—78). Die fremde Säule wird durch dichte Bedeckung mit diamantierter Rustika (Rauhquadern) oder mit Zickzackrillen ins Malerische und Bewegte gewandelt, der spätromanischen Säule, dem spätgotischen Pfeiler ähnlich (Taf. XXII, 28). Die im Süden plastisch wirkende Rustika selbst wird in mannigfacher Weise verdeutscht, zu malerischer Licht-Schattenwirkung gebracht. Masken werden in mannigfachen phantastischen Mischungen von menschlichen, tierischen, pflanzlichen und geometrischen Formen stets antiantikisch, echt nordisch gebildet (Taf. XXXIV, 76). — Der Kirchenbau, d. h. nunmehr der protestantische, zeigt in Konstruktion (Rippenkreuz-, Stern- und Netzgewölbe mit Schlußsteinen, eckige Pfeiler, Strebepfeiler) und Aufbau (schmale, hohe Spitzbogenfenster mit Stab- und Maßwerk) am augenfälligsten die weiterlebende Gotik. Wichtiger noch ist die lebendige, organische Weiterentwicklung der Raumformen. Ein Hauptwerk, wie die Marienkirche in Wolfenbüttel (beg. 1604, von Francke, Taf. XXXIV, 75) ist der geradlinige Abkömmling der spätgotischen Predigtsaalkirche in Schneeberg (Taf. XIX, 29): eine breiträumige Halle von vier großen Jochen auf sechs

weit stehenden Pfeilern, mit kurzem, großjochigem Querschiff und breitem, vieleckigem Chore. So sehen wir auch im Außenbau die deutsche Eintürmigkeit, niedersächsisch wuchtig, wie auch die Zwerchgiebel über den Seitenschiffen aus altniedersächsischer Überlieferung stammen. Noch näher steht auf dem gleichen Boden dem Schneeberger Ahnherrn die Stadtkirche in Bückeburg in der flachen Chornische und umlaufenden Emporen. Diese sind nun, oft mehrgeschossig, typisch in den einfachen, einschiffig-breiträumigen Saalkirchen (z. B. Nidda i. Hessen, 1615); verengern sie den Raum, so steigern sie die malerischen Durchblicke und beleben ihn mit der farbigen Bemalung des warmen Holzes auf geschnitzten Pfosten. Neben dem Langbau steht dann auch hier der Zentralbau, als quadratische Halle (Kürbitz), wie als Vieleck (Emden, Hanau). Den Außenbau kennzeichnen die gotischen Verhältnisse hoher schlanker Turmhelme, mit mehreren, malerischen Durchsichten und bewegtem Umriß, hoher, steiler, oft riesig massiger, durch Dachreiter und spitzhelmige Luken belebter Dächer (Hanau), und das Lieblingsmotiv der reichen Ziergiebel (Taf. XXXIV, 75, 76). — Die weltliche Baukunst beherrscht jetzt das Gesamtbild. Das deutsche Bürgerhaus hält an der Grundform des hohen Giebelhauses und in weiten Gebieten am Holzbau fest. Dessen erhaltene Denkmäler entstammen meist erst dem 16. und 17. Jahrh., aber gerade hier gehen Spätgotik und Barock unmittelbar ineinander über. Hauptmotive, wie Giebel und Erker, die Konstruktion, dekorative Grundzüge, wie Bewegtheit und Flächenfüllung, der malerische Gesamtcharakter in Schattenschlägen, Überschneidungen, farbenfrohen Bemalungen und Vergoldungen, der hohe Stand der Holzschnitztechnik an den alten bevorzugten Schmuckstellen (vgl. S. 159) — alles entstammt der nie erschütterten gotischen Überlieferung. Ebenso Schmuckmotive, wie gekreuzte und verschlungene Streben und Winkelbänder, Wappen, Laubstäbe, sittenbildliche, charakteristisch-humorvolle Figuren im Holzschnitzstil; manche Motive, wie Kerbschnitzornamente, gedrehte, gerippte und geschuppte Stäbe, Sprüche und die farbige Schnitzerei der Türen reichen bis in die altgermanische Kunst zurück. Noch stärker, als selbst in der Spätgotik, beherrscht die dichte, bewegte Flächenfüllung den Gesamteindruck der Fassaden. Die Brüstungsfelder der Fenster, Schwellen, Füllhölzer und -bretter, Ständer und Winkelbänder werden mit Bandgeflecht bedeckt, Kopfbänder mit Masken und Rollwerk, im Süden (z. B. Frankfurt a. M.) ganze Fassaden mit geschnitzten Holzplatten, im Norden (z. B. Celle) mit Sprüchen oder bei Ziegelfachwerk mit aus den hellen Fugen gebildeten geometrischen Mustern (z. B. Buxtehude), alles stets im mannigfachsten Wechsel individueller Motive, denkbar fern jeder akademisch-klassizistischen Einförmigkeit. In Niederdeutschland hielt man besonders zäh an der nationalen Überliefe-

rung fest. Auch bei schmalen Fronten liebt man jetzt breitere Verhältnisse, wie denn ein solcher Zug zum Breiten, Schweren, Massigen — neben dem gotischen Vertikalismus — in Häusern, Toren, Figurenstil, Krugformen, Trachten durch den ganzen Stil geht. Den Holzinnenbau zeigt einzigartig das Schifferhaus in Lübeck (Taf. X, 2). Im öffentlichen Profanbau war das Rathaus noch immer der Stolz des deutschen Bürgers. In Einbeck fließen Spätgotik (1550) und Barock (1593) ineinander. Im Steinbau gehören selbst kleine Anbauten an gotische Rathäuser, wie Lauben, Erker, Freitreppen, Turmhelme, zu den Schmuckstücken der deutschen Kunst. (Hauptwerke in Bremen, Paderborn, Münden, Schweinfurt, Lindau; einzelne Bauteile in Lemgo, Halberstadt, Danzig.) Sogar der Schloßbau des Adels fand sich jetzt teilweise zur deutschen Kunst zurück, namentlich in Niederdeutschland. Die Hämelschenburg bei Hameln (Taf. XXXIV, 77) hat wieder einen offenen Hof; gotischer Geist lebt in den Verhältnissen, den schlanken Hauben mit hohen Spitzen, den phantastischen Wasserspeiern aus Metall; zahlreiche Haupt- und Nebengiebel, Erker und Türme bilden eine sehr malerische Gruppe. In Heidelberg vgl. den deutschen Friedrichsbau (1601) mit dem ganz italistischen Ottheinrichsbau.

In der Bildnerei brachte der Barock eine entschiedene Rückkehr zur Urform der Holzschnitzkunst. Noch stärker als selbst in der Spätgotik wird der Inneneindruck der Kirchen durch die Ausstattung in angewandter, bemalter und reich vergoldeter Holzbildnerei bestimmt, nicht nur Altäre und Gestühle, sondern jetzt auch Kanzeln, Emporen, Taufen, Orgeln, Epitaphien, Treppen und Türen. Auf die Schmuckfeindschaft des Spätitalismus folgt überall ein leidenschaftliches Bekenntnis zum Dekorativen und Malerischen. Türen und Täfelungen, Hauptwerke der Erfindungsgabe und des technischen Könnens dieser Schnitzer, gehören mehr noch dem weltlichen als dem Kirchenbau an. (Hauptwerke in den Rathäusern zu Bremen, Lüneburg, Lübeck). — Die Malerei erlebte in Reichsdeutschland nicht den allgemeinen Aufschwung, den man erwartet. Nur am Mittelrhein, in der Schule Grünewalds, haben wir eine organische Weiterentwicklung, eine ununterbrochene nationale Überlieferung durch das 16. Jahrh. Uffenbach in Frankfurt (geb. 1566), durch den Mainzer Grimmer sein Enkelschüler, erlag zwar dem italienischen Einfluß, führte aber den luminaristischen Stil, die Charakteristik und in Radierungen die Phantastik weiter (Frankfurt, Städt. M., Wien, A. M.). Sein Schüler war der Frankfurter Elsheimer (geb. 1578), seit 1600 in Italien. Im Figurenstil, in mythologischen Stoffen und später auch in den italienischen landschaftlichen Motiven verwelscht, ist er doch der größte reichsdeutsche Maler des Barocks. Er malte kleine, intime Landschaften mit kleinfiguriger, religiöser, mythologischer und sittenbildlicher Staffage, auch mit Vieh, mit Vorliebe Wald und große Bäume, alles malerisch in tonigem Helldunkel und warmgoldigem Licht. In den religiösen Bildern mit Stimmungslandschaften (Ruhe auf der Flucht, Predigt Johannis) ist er das Zwischenglied zwischen Grünewald und Rembrandt, im Helldunkel im Binnenraum (Philemon und Baucis) und in der malerischen Aktauffassung in Landschaft mit zentrifugaler Komposition (Badende Nymphe) die Vorstufe Rembrandts. Als Radierer war er der bahnbrechende

Schöpfer eines tonigen, schattenreichen Stiles. Sein Schüler, der Amsterdamer Lastman, war der Lehrer Rembrandts. Diese Abfolge vom größten Maler des Oberrheins zum größten Maler des Niederrheins hat eine weltgeschichtliche Bedeutung.

2. Der norddeutsche Barock, um 1650 bis um 1750. In Deutschland wurde die Blüte geknickt durch den großen Religions- und Bürgerkrieg. Doch nicht der Krieg mit aller Verwüstung, Verarmung und Verrohung war das schlimmste, sondern in der Kultur die sklavische Beugung der Herrschenden unter die geistige Fremdherrschaft, vor allem Frankreichs, die nach unten überall Nachahmung fand. Vom protestantischen Pfarrhaus ging ein gut Teil der geistigen Erneuerung Deutschlands aus. So war auch der protestantische Kirchenbau fast das einzige Gebiet, auf dem wenigstens teilweise in einer selbständigen Formensprache zugleich die nationale Überlieferung des deutschen Barocks und dahinter der Spätgotik fortlebte (Taf. XX, 80).

3. Der südliche Barock, um 1580 bis um 1750. Der völlig abweichende Stil des katholischen Kirchenbaus in Süddeutschland, auch weiter Gebiete im Osten und Westen, beleuchtet die tiefe konfessionelle Spaltung. Die Mutterkirche des Jesuitenordens in Rom, Il Gesù, wurde das immer wiederholte Schema (Taf. XX, 81); auch die breite Fassade mit flachem Giebel, oft mit zwei Türmen, ist Nachahmung des italienischen Barocks. Ebenso atmet die reiche, malerische und plastische Dekoration einen fremden Geist der Sinnlichkeit, des repräsentativen Pathos, der Einförmigkeit.

4. Der französierende Barock, um 1650 bis um 1750. Der Absolutismus Ludwigs XIV. brachte den Klassizismus zum Siege über die schöpferische, lebendige Gegenwartskunst, den Barock. Akademisch-klassizistische Kunst und Hofkunst fielen seitdem zusammen, auch in Deutschland. Der style Louis XIV., Versailles, wurde das von den weltlichen und geistlichen deutschen Fürsten nachgeahmte Vorbild. Der deutschen Volksseele war man völlig entfremdet. So baute man französische Schlösser: auf dem Hufeisengrundriß, in dem der alte fränkische Bauernhof noch durchschimmert, durch niedrige Flügel verbundene „Pavillons", mit gebrochenen „Mansarden"-Walmdächern, weitläufig in die Breite gedehnt, mit Riesenplätzen vorn und französischen, geradlinig, bildhauerisch stilisierten Gärten dahinter. Die Türme, das uralte Merkmal der deutschen Burg, des Schlosses und der Stadt, verschwanden. Das deutsche, selbständige Städtebild war um 1650 im Grundriß noch unversehrt (vgl. Merian). Nun ahmte man den fremden, uns entgegengesetzten südlichen Städtebaustil nach, der vom bildhauerischen Sehen aus und rationalistisch mit geraden Straßen, gleichförmigen, kahlen Plätzen und kubischen Baublöcken arbeitet, vgl. z. B. in Kassel, Altstadt und Oberneustadt. Mitten auf die großen, leeren Plätze setzte man, deutschem Empfinden stracks entgegen, Kirchen oder Denkmäler von bildhauerischer Wirkung (Kassel, Düsseldorf, Dresden). Die schon lange schwache deutsche Malerei und Bildnerei wurde vollends vernichtet durch die Gründung der Kunstakademien. Der als Künstler ganz unschöpferische, aber gelehrte Sandrart gründete die erste 1662 in Nürnberg, nach dem Muster von Bologna und Paris. Damit wurde die Ausbildung der deutschen Künstler vom goldenen Boden des Handwerks und Werkstattbetriebes, auf dem sie in der höchsten Blüte stand, endgültig losgerissen und auf die verfehlte Grundlage der Nachahmung uns wesensfremder griechischer und italienischer, auch französischer Kunst gestellt, weiter der gelehrtenhaften Verwissenschaftlichung, der Naturentfremdung, der Gegenwarts- und Geniefeindschaft, unter schädlicher Trennung der Malerei und Bildnerei von Baukunst und Kunstgewerbe.

VIII. Der Rokokostil, um 1725 bis um 1770. Eine Nebenströmung neben dem Barock und dann neben dem Klassizismus war in Deutschland das Rokoko. In Frankreich war dieser style Louis XV. eine scharfe Reaktion des schöpferischen und nationalen Geistes gegen die starre, akademische Hofkunst Ludwigs XIV. Das Rokoko ist in der Baukunst nur ein Innenbaustil, der Außenbau ist barock oder klassizistisch. Auch dieser fremde Stil wurde nach Deutschland verpflanzt und in den Residenzen, den katholischen Kirchen und Klöstern und schließlich im Bügertum nachgeahmt. Der Typus ist jetzt das kleine, eingeschossige Schlößchen mit Mittelpavillon. Schon die Namen kennzeichnen die dauernde französische Herrschaft: „Sanssouci", „Solitude", „Monrepos".

IX. Das 19. Jahrhundert, um 1750 bis um 1890.

1. Die Anfänge der modernen Kunst. Das 19. Jahrh. beginnt in der Kunstgeschichte schon um 1750 mit einer einschneidenden Krisis. Der geistige Umschwung erfolgte vor dem politischen, der sich am schärfsten in Frankreich vollzog, Adel und Geistlichkeit stürzte und den dritten Stand, das Bürgertum, zur herrschenden Macht des neuen Zeitalters machte. Die Malerei wurde noch weit stärker als im Barock und Rokoko die führende Kunst. Die Stilisierungsformen dieser Zeitstile waren mit der aristokratischen Kultur

innerlich überlebt. Wie in allen ähnlichen Krisen der Kunstgeschichte gab es nur einen Weg zur Erneuerung: Rückkehr zur Natur in neuer Auffassung aus dem lebendigen Gegenwartsleben, Ausstoßung der fremden Einflüsse, Einkehr ins eigene Volkstum. Der Naturalismus war eine doppelte innere Notwendigkeit, aus dem entwicklungsgeschichtlichen Gegensatz wie aus der Rasse. Schöpferische Künstler führten die Malerei zu einem neuen, wieder deutschen Stile, der auf dem malerischen Sehen, Ausdruck und Charakteristik beruht. Die alte deutsche Gattung des Bildnisses trat bedeutsam hervor (Graff, Edlinger); daneben eine neue Graphik in bürgerlichen Sittenbildern, Landschaften, Buchillustrationen und graphischen Folgen (Chodowiecki). Der junge Goethe schöpfte 1770 aus dem Erlebnis des Straßburger Münsters ein bahnbrechendes neues Verständnis für die Gotik als germanische, als deutsche Kunst. Und wie er die Gotik wieder entdeckte, so wandte er sich gegen den unheilvollen neuen Irrtum Winckelmanns, dem er zurief: „... ihr schadet dem Genius".

2. Der akademische Klassizismus, um 1750 bis um 1813 (1850). Diese vielversprechenden Ansätze zu einem deutschen Stile des 19. Jahrh. wurden an die Wand gedrückt durch die verhängnisvolle Wendung, die die Hauptströmung der Kunst eben in der Krisis um 1750 nahm. Schon in der italienischen Renaissance war der Klassizismus der unfruchtbare, reaktionäre Bestandteil gewesen. Nun wurde er zur herrschenden Hauptströmung in Europa. Damit war die beispiellose Stillosigkeit des 19. Jahrh. besiegelt, der Mangel an einem eigenen, neuen, charakteristischen Zeitstile. Nicht die Künstler führten das Kunstleben, sondern der Gelehrte Winckelmann. So mußte die deutsche Kunst in dieser Periode der grundsätzlichen Nachahmung einer toten und uns wesensfremden Vergangenheitskunst ihren tiefsten Stand erreichen.

Nur in den Frühwerken des Berliners Schadow (geb. 1764) haben wir einen neuen, eigenen, deutschen Stil der Bildnerei. Aus einem gesunden Gefühl, das er gegenüber den akademisch-klassizistischen Irrtümern des späteren Goethe auch schlagend literarisch vertrat, fand er den Weg zur Natur und zum lebendigen Leben. Dieser Naturalismus, mit deutscher Eindringlichkeit der Modellierung und sprechender Charakteristik verbunden, lebt in seinem Denkmal Friedrichs d. Gr. (Stettin, Ständehaus, Taf. XXXIV, 82). Für die neue Aufgabe des Feldherrndenkmals fand er im Ziethen in Berlin die neue Form: in unserer Auffassung als Ausdrucksmotiv von innen auf Charakteristik gestellt, lebendig gegenwärtig in der Zeittracht und in einer neuen, bürgerlichen und zugleich preußischen Einfachheit und Schlichtheit. Jedoch in seinen späteren Werken, namentlich Akten, wurde auch er von der klassizistischen Strömung mitgerissen.

Damit war die einzige Hoffnung auf eine deutsche Bildnerei auf lange begraben. In Baukunst und Kunstgewerbe teilt man das Jahrhundert von 1750—1850 ein in Zopf, 1750—90, Empire, 1790—1815, Biedermeier, 1815—50. Die wesentlichen, klassizistischen Grundzüge sind die gleichen, nur in den Schmuckformen zeigen sich geringe Unterschiede: im Zopf ein Nachklingen des Rokoko, im Biedermeier wieder ein teilweiser Durchbruch des Barocks und der Gotik. Im Zopf ahmte man den Hellenismus (um 300 v. Chr. bis um 1000 n. Chr.) nach, im Empire mit archäologischer Gelehrsamkeit die nationalgriechische Kunst des 5. Jahrh. v. Chr.

3. Die schöpferische Romantik, um 1790 bis um 1850. Gegen diese unnatürlichen Zustände erhob sich eine Gegenbewegung wenigstens in der führenden Kunst, der Malerei. Nur diese Maler, die im Gegensatz zum fremden Rationalismus der Klassizisten die germanische, durch Gefühl und Phantasie bestimmte, romantische Weltanschauung einte (vgl. S. 172), veranschaulichen uns ursprünglich und selbständig das Sehen und Empfinden ihrer Zeit, nur sie haben die lebendige Entwicklung der modernen Kunst weitergeführt, obwohl sie bei der Übermacht des Akademismus bescheiden im Schatten standen. Gemeinsam sind ihnen die realistischen Stoffe, in den alten deutschen Gattungen des Bildnisses (Taf. XXXIX, 83), der Landschaft (Taf. XXXIX, 84) und des Sittenbildes, und die malerische und naturalistische Auffassung. Nur bei diesen Künstlern können wir von Schulen im wahren Sinne eines bodenständigen Stiles sprechen (Runge, Wasmann, Gensler, Ruths, Morgenstern in Hamburg, Krüger (Taf. XXXIX, 83), Hummel, Gärtner, Schinkel, Blechen in Berlin, Friedrich, Kersting, Rayski in Dresden, Kobell, Quaglio in München, Alt, Waldmüller (Taf. XXXIX, 84), Engert in Wien, Hasenclever in Düsseldorf). Im ganzen äußert sich in der Fülle der Individualitäten ein echter Grundzug der deutschen Kultur.

4. Die akademische Romantik, um 1810 bis um 1850. Die Romantik, die im Vordergrunde des öffentlichen Interesses und der literarischen Kämpfe stand, war nach Wesen und Wert sehr anders. Sie landete allzu schnell auch wieder in Rom, dem Hauptquartier der Klassizisten, und in der Nachahmung nur anderer Muster und wieder meistens wesensfremder italienischer. Die große nationale Erhebung von 1813 drang hier, zu Deutschlands Unglück, so wenig siegreich durch, wie in Politik, Dichtung und Schule. Auch in der Baukunst führte diese Romantik nur zu einer unschöpferischen, rückwärts gewandten Nachahmung des Mittelalters.

Größere Bedeutung hat eine Gruppe von halbakademischen Romantikern in der Malerei und Graphik. Größer als Schwind und Richter, deren volkstümlich-deutschen Wesenszügen, namentlich in ihrer Graphik, doch auch in dem Entscheidenden, der Form, stark akademische beigemengt sind, war der dritte, Rethel (geb. 1816), seine graphischen Todesdarstellungen (Taf. XXXVI, 85) sind so groß wie deutsch in der Mischung lebenswahrer Charakteristik und dämonischer Phantastik.

5. Die Fortführung der modernen Kunst, um 1850 bis um 1890. Das Jahrhundert von 1750—1850 wurde im deutschen Geistesleben beherrscht von einer idealistischen Weltanschauung. Unter der Führung der Geschichte (um 1813) und dann der Naturwissenschaften zog jetzt ein neues Zeitalter des Realismus herauf.

Sein Bahnbrecher und bedeutendster Vertreter in der Kunst war Adolf Menzel (1815—1905). Aus immer erneutem Naturstudium und stärkstem Erleben seiner Gegenwart erwuchs seine ganze Kunst. Der Deutscheste zeigt zugleich die stärkste, vorwärts gerichtete Modernität. Die Hauptgattung in seinem Lebenswerk ist das Sittenbild. Von der von den Akademikern verachteten Graphik ging er aus (Steindruck), sie offenbart eine wichtige Seite seiner Begabung, seine dekorative Phantasie. Von der Völkerwanderungskunst über die spätromanische, die spätgotische Blüte (Dürers Gebetbuch) und den deutschen Barock führt eine große, nationale Überlieferung, die in der Graphik auch der Klassizismus nicht ersticken konnte, zum Genie des 19. Jahrh. (Titelblätter, Diplome, Adressen, Tisch-

karten). Wieder tritt die graphische Folge bedeutsam hervor. 1833 machte die Steindruckfolge „Künstlers Erdenwallen“ den großen Charakteristiker zuerst bekannt, 1834 betrat er mit den „Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte“ zuerst dieses Gebiet. Im starken Gegensatz zur massenhaften, gelehrtenhaften akademischen „Historienmalerei“ ist Menzel fast ein Wunder, einmal in der schöpferischen Selbständigkeit seines deutschen Stiles, dann in der Fähigkeit, bei naturalistischer Auffassung und eindringlichstem Studium, nicht nur in der Natur, sondern auch in Büchern, Zeughäusern usw., in einer freien, bildenden Kunst alles in reine Anschauung umzusetzen, Vergangenes zur lebendigen Gegenwart zu machen. Im Holzschnitt, der nach 1650 fast ausgestorben, im Buchschmuck völlig durch den Kupferstich verdrängt war, brachte 1839 Menzel mit seinem ersten Werke der Buchillustration, Kuglers „Geschichte Friedrichs d. Gr.“ die bahnbrechende Wendung zum malerischen Holzschnitt. Aus malerischer Grundanlage arbeitet auch sein graphischer Stil, wie der Rembrandts, mit Flächen, Licht, Schatten und Helldunkel, und liebt bewegte Massenszenen, wobei stets die betonte Charakteristik den zweiten Wesenszug bildet (Taf. XL, 86). Auch die damals (um 1845) fast vergessene Radierung hat Menzel gepflegt. Als größter deutscher Zeichner, namentlich Bleistiftzeichner, seines Jahrhunderts hat er in Tausenden von Blättern, von denen viele fertige Werke sind, wie bei Dürer, die ganze sichtbare Welt dargestellt, ein unermüdlich miterlebender Zeitgenosse. Das Malgenie unterscheidet ihn von Dürer. Zuerst in den Bleistiftstudien der Potsdamer Landschaften zu den Friedrichsholzschnitten vollzog er die Wendung zu einer Lichtmalerei, die die höchste deutsche Lösung des zentralen Lichtproblems der europäischen Malerei seines Jahrhunderts ist. In den 40er und 50er Jahren war er der größte deutsche Impressionist. Beispiellos ist allein die Modernität seiner Eroberungen aus der Wirklichkeit des Gegenwartslebens und der Großstadt (Berliner Hinterhaus, Bauplatz mit Weiden, Blicke aus Mietshäusern im Winter oder im grellen Mittagslicht). Neben Freilichtakten (Saale bei Kösen) und Binnenräumen (Balkonzimmer) fehlen die alten Gattungen des Tierstückes (Pferdeköpfe, Adler und Taube) und Bildnisses nicht (seine Schwester). Als erster erobert Menzel die Eisenbahn, und wie er Reisende im Zuge im fahlen Morgenlicht als charakteristische Ausdrucksfiguren gibt, das ist zugleich echt deutsch („Nach durchfahrener Nacht“). In diese Hellmalerei reiht sich dann die erste Gruppe der Friedrichsbilder ein, halb Gruppenbildnis, halb Sittenbild, in deutschem Stil (Tafelrunde, Bittschrift). Selbständig von innen heraus vollzog er dann um 1855 die Wandlung zur Schatten- und Helldunkelmalerei, in Landschaften (Ruine Rheinfels, Gottesdienst in Kösen, Feuersbrünste in

Berlin, eine Fabrik im Mondschein) und Sittenbildern (Studentenfackelzüge). Ein großer deutscher Phantast malte aber zugleich die „Atelierwände“, und die Antikengipse des Alten Museums, die die Akademiker knechteten, malte Menzel einzigartig als phantastisch-malerische Vision. Während ein Kaulbach Geschichtskollegs und ein Feuerbach Literatur in entlehnten fremden Formen malten, malte Menzel unmittelbar und in seinem deutschen Stile das Innere eines Pariser Theaters beim Spiel. Wieder reiht sich die zweite Gruppe der Friedrichsbilder ein (Flötenkonzert, Lissa, Hofball in Rheinsberg). Endlich folgt das gewaltige „Hochkirch“ (Potsdam, N. Palais): in malerischer Diagonalkomposition bewegte Massen in Nachtschatten, Tagesgrauen, Feuer und Pulverdampf, eine Schlachtenmalerei, die fern aller Hofkunst volkstümlich zu einem kriegerischen Germanenvolk spricht. Abermals erfolgte um 1860 von innen eine Wandlung, vom Impressionismus zu einem neuen Kolorismus mit graphischem Einschlag, und zugleich die bahnbrechende Wendung zur Zeitgeschichte (Krönungsbild). Weitab von aller akademischen Hofkunst ist auch die „Abreise zur Armee“ (1870), ohne Pose und Pathos, ein kleines, kleinfiguriges Bild, ganz Charakteristik, halb Sittenbild, halb Stadtlandschaft. Daran reihen sich die Sittenbilder vom Kaiserhofe, ein dicht die Fläche füllendes Gewimmel kleiner Figuren. Die malerische Grundauffassung ist nicht verlassen, aber das Verhältnis der malerischen Ausdrucksmittel zueinander hat sich verschoben, wir sehen mehr graphisch-lokalfarbige Isolierung und individuelle Charakteristik. Derselbe Menzel malte Bildnisse in bürgerlichem Stil (Dr. Puhlmann), das einzigartige „Kinderalbum“ (Tiere, Landschaften und Sittenbilder), in deutschem Stile in Paris Weltausstellung und Straßenleben, in Verona den Gemüsemarkt, oder das Leben in süddeutschen Badeorten, dann die einzigartige Gruppe der Rüstkammerphantasien, die die germanische Freude am Blitzen des Lichtes und der Reflexe auf Metall ihm eingegeben hat, mit phantastisch-humorvoller Steigerung des Wirklichen. Der große Maler des Hoflebens Wilhelms I. hat zugleich, lange vor allen anderen, das neue Gebiet der Arbeit des vierten Standes betreten. Sein Eisenwalzwerk (1875, Berlin N.-G., Taf. XXXV, 87) ist die geniale Eroberung des neuen Industrie-Deutschlands durch die Kunst. Der Inhalt ist das jüngste Leben, die Form ganz neu und zugleich sind alle Urzüge nationaler Kunst darin enthalten: eine malerische Konzeption in dem Schatten und Helldunkel, dem weißglühenden Eisen und dem fahlen, grauen Tageslicht, das sich mit Luft, Dampf und Rauch vermischt; eine unsymmetrisch-zentrifugale Komposition (vgl. Taf. XXXI, 69), im unendlichen Reichtum der Durchblicke und Überschneidungen von gotischem Geiste erfüllt, dazu in den Figuren von individueller Mannigfaltigkeit ganz kraftvolle, ausdrucksvolle

Charakteristik. Menzels letzten Stil (um 1890) haben wir in Sittenbildern, meist Bleistiftzeichnungen von breitem Strich, wenige Figuren, oft nur Köpfe. Er steigert den Maßstab bei starker Füllung der Bildfläche, ohne unsere Grundauffassung der Naturnähe und ausdrucksvollen Charakteristik zu verlassen (vgl. S. 174). Kein deutscher Künstler des 19. Jahrh. hat so selbständig und unmittelbar aus der Natur und dem vorwärtsgerichteten Leben geschaffen, keiner war so instinktsicher und charakterfest im eigenen Volkstum und in seiner Gegenwart verwurzelt.[1])

Neben Menzel war am bedeutendsten die Graphik. Seit 1848 kam die politische Witzblattkarikatur auf, in der sich Charakteristik und Phantastik in eigener, neuer Art mischen. Von München ging Wilh. Busch (geb. 1832) aus, der geniale König der Karikaturisten, die größte aller deutschen Doppelbegabungen, der dann in der Stille der Dörfer seiner niedersächsischen Heimat klassische Werke der humoristischen deutschen Kunst schuf, gleich groß in der schöpferischen Phantasie wie in der Schärfe der Lebensbeobachtung und der Fähigkeit, mit ganz wenigen Mitteln ausdrucksvoll darzustellen (Taf. XL, 88). Während an den Akademien durch Jahrzehnte Stich und Radierung bloße Reproduktionsgraphik waren, fand Halm in München selbständig den Weg zur Originalradierung in seinen malerisch-tonigen Landschaften. Hoch ragt dann der Schweizer Stauffer-Bern, der Begründer der Stichradierung, in seinen Bildnissen (Menzel, Keller, Freytag) und Akten heraus. Auch Thoma (geb. 1839), ein alemannischer Bauernsohn des Schwarzwaldes, ist Graphiker und Maler. Wenn er wähnte, durch den Franzosen Courbet erlöst zu sein, so mußte er in Wahrheit erst Courbet ausstoßen, um Thoma zu werden. Vom dunkeltonigen Stile kam er zu einem eigenen Lokalfarbenstil mit starkem graphisch-linearem Einschlag. In intimen, beseelten Landschaften malte er die Natur der Heimat (Taf. XXXIX, 89). Charakteristisch nordisch mischt er die Gattungen, setzt Tiere oder kleine sittenbildliche Figuren in die Landschaft, verbindet das Sittenbild und das Bildnis mit der Landschaft oder das Tierstück mit dem Sittenbild. In diesem liebt er Stoffe aus den unteren Schichten, in einer einfachen, kindlichen, intimen Auffassung, oft mit humorvoller Charakteristik. Innige germanische Naturliebe zeichnet seine Stilleben aus. Seine Graphik, farbige und schwarzweiße Steindrucke und Radierungen, ist oft bedeutender als seine Malerei. Auch die Buchillustration hat er phantasievoll bereichert und farbenfrohe Bilderrahmen in deutschem Stile geschaffen.

1) Werke: Berlin, N.-G. und Kupferstichkabinett, Märk. M., Schloß; Dresden, Hamburg, Bremen, Breslau, Posen. Im allgemeinen in den öffentlichen Sammlungen (außer Berlin) vernachlässigt. Sehr viele Hauptwerke in Privatbesitz.

6. Der akademische Renaissancismus, um 1850 bis um 1890. Wieder wechselte in einer entscheidenden Entwicklungskrisis die herrschende akademische Kunst nur das nachgeahmte, fremde Vorbild. Selbst große Talente sind durch fremde Einflüsse in ihrem Lebenswerke brüchig geworden. So Böcklin, der urwüchsige, derbe Schweizer Alemanne, der große Landschafter und Kolorist, Phantast und humorvolle Charakteristiker, durch Italien, und Leibl, der große Sittenbildmaler und Bildnismaler und -radierer, durch Frankreich. In der Bildnerei bedeutet Rietschel (geb. 1804) eine kurze Hoffnung (Beweinung Christi der Potsdamer Friedenskirche, Braunschweiger Lessingdenkmal). Aber der Klassizismus behauptete die Herrschaft, und daneben kam in Berlin mit Begas eine neue Nachahmung des italienischen Barocks auf. Die Baukunst war seit 100 Jahren schon ohne schöpferische Eigenart. In der akademischen Romantik der Neugotiker lebte wenigstens eine nationale Sehnsucht. Auch das wurde jetzt erstickt, als der gelehrte Semper, der Verächter der Gotik, die Wendung zur Nachahmung der Renaissance herbeiführte, besonders des Cinquecento. Nach 1870 nahm der ungeheure, anarchische Eklektizismus der nachgeahmten Vergangenheitsstile überhand, da zu den bisherigen „Mustern" noch der deutsche und französische Italismus, der Barock aller Spielarten, das Louis XIV., XV., XVI. und schließlich das Empire kamen, womit der Kursus der Unfruchtbarkeit geschlossen war.

X. Das 20. Jahrhundert, seit rund 1890.

1. Der Aufschwung der modernen Kunst, um 1890 bis um 1905.

Von München nahm die neue Kunst des 20. Jahrh. ihren Ausgang, und zwar in der Graphik. Wie die Ornamentik am Anfang der ganzen germanischen Kunst steht (vgl. S. 152), so sehen wir sie jetzt an der Spitze eines wieder lebendigen, eigenen Stiles nach fast 150 Jahren der Stillosigkeit. Zuerst im Buchschmuck der von Georg Hirth 1895 gegründeten Münchner Zeitschrift „Jugend". Hatten einst die Italiener die große germanische Kunst als „Gotik" geschmäht, so schmähte jetzt eine beispiellose Verbildung der eigenen Nation die neue, endlich wieder ursprüngliche Kunst als „Jugendstil" oder, nach der zuerst 1893 in München erfolgten Gründung neuer Vereinigungen der künstlerischen Jugend gegen den Akademismus, als „Sezessionsstil". Beides wird, wie die Gotik und die Geusen des holländischen Befreiungskampfes, in der Geschichte als Ehrenname weiterleben. Zum ersten Male wieder seit r. 1620 brach der Urquell germanischer Phantasie in einem starken Sprudel heraus. In Titelblättern und ganzseitigen Darstellungen, in Rahmen und Zierleisten sehen wir ein neues, naturalistisches Pflanzenornament aus der heimischen Natur, geometrisches Bandwerk, Landschaften, Tiere und Figuren in freier, mannigfacher Mischung, stets im

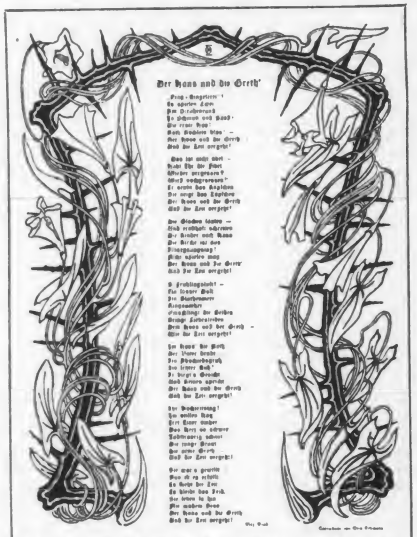


Abb. 90. Buchillustration der „Jugend" von Eckmann.

germanischen Rhythmus der Flächenfüllung und unendlichen Bewegung, Holzschnitt, Steindruck und Radierung, farbig oder schwarzweiß aus malerischer Grundauffassung geboren (Abb. 90). Daran reihte sich die Erneuerung des Bucheinbandes mit Zierformen im gleichen Stile. Der Holzschnitt erlebte eine neue Blüte. Einen derben, kräftigen Linienstil verband man stilisierend mit rein dekorativ-farbigen Flächen, um schließlich von der starken Farbigkeit wieder zu reinem Schwarzweiß zu kommen. Im Buchschmuck strebte man zu möglichster optischer Einheit von Druck und Bild. Nur in der Schrift drang die nationale Erneuerung nicht durch. Unsere deutsche Bruchschrift war das einzige Stück aus der höchsten Blüte (vgl. S. 164), das sich trotz aller Entartung seit dem 16. Jahrh. unversehrt forterbte (vgl. Taf. XIV, 2, 3, XV). Nur wenige Künstler bildeten sie jetzt im Geiste der Gotik fort, wie Ehmcke („Faust" bei Diederichs 1907) und Lang im Buchdruck, Erler, Feldmann und Jacoby in der neuen Kunst des Plakates und der wiedergeborenen des Exlibris. Selbst Eckmann, Sattler (Nibelungenausgabe der Reichsdruckerei 1900!) und die Steglitzer Werkstatt (Balwe, Ehmcke und Kleukens) haben nur ein Kompromiß zwischen der eigenen, malerischen Fraktur (zusammenfassendes Sehen) und der fremden, bildhauerischen Antiqua (isolierendes Sehen) in der Art der sog. Schwabacherschrift geschlossen. Auch die stärksten Wiener Neuerer unter den Schriftkünstlern von 1900, wie Melichar und Moser, die stark mit dem Rhythmus der Verschlingung und einer neuen Liniensprache im Geiste der Gotik arbeiteten, legten doch die fremde Kapitale oder Antiqua zugrunde (vgl. Taf. XIV, 4). — Die bedeutendste Erneuerung und Fortentwicklung erlebte die Radierung durch den Sachsen Max Klinger (1857—1920). Der große, der deutsche Klinger war der vorwärts gerichtete, lebendige Gegenwartsmensch, den seine Hauptbegabung zur deutschen Graphik und zu unserer Lieblingsform der zyklischen Folge führte: Ein Handschuh, Intermezzi, Vier Landschaften, Ein Leben, Dramen, Eine Liebe, Eva und die Zukunft; Vom Tode I (Taf. XXXVI, 91), Vom Tode II, Brahmsphantasie. In diesen Folgen gehört Klinger zu den größten deutschen Graphikern, künstlerisch und technisch überaus vielseitig und erfindungsreich. Von der Landschaft, von einer tief empfundenen Natur ging er aus und vom persönlichen Erlebnis. In seinem malerischen Stile verfügt er über einen großen Reichtum in der Abstufung der Töne und eine große farbige Kraft. Die kleinen Figuren sind von innen, charakteristisch aufgefaßt. So neu und persönlich wie seine Naturausschnitte und figürlichen Kompositionen, war sein unmittelbares Verhältnis zu den neuen, tiefen Problemen seiner Gegenwart. Mit sozialem Empfinden hat er diese Fragen in einem tiefen Ernste behandelt. Zugleich Realist und Symbolist, in seiner unmittelbaren Verbindung von Gegenwartswirklichkeit und oft unheimlicher, gespenstischer Phantastik ist er Rembrandt, Grünewald und Menzel blutsverwandt. Tief unter dieser vollgültigen, geschlossenen Genialität liegt aber die brüchige Zwiespältigkeit, daß daneben nun, von Anfang an und selbst in der Graphik, ein zweiter, undeutscher, unvolkstümlicher Klinger steht. In Folgen wie „Rettungen Ovidischer Opfer" und „Amor und Psyche" hat der fremde Stoff aus Büchern auch zur fremden, klassizistischen Form geführt, bis in die Ornamentik hinein. Selbst der im musikalischen Geiste und in der Vermischung der Künste so deutschen Brahmsphantasie und dem zweiten Todeszyklus fehlt die Disharmonie einer fremden, großfigurig-repräsentativen Auffassung und fremder Bewegungsmotive nicht. Unter den Einzelblättern stehen die bedeutenden, selbständigen, landschaftlichen und ornamentalen Titelblätter, besonders zu Brahms, ähnlich den meist klassizistischen Exlibris gegenüber. Seine bedeutendsten Bildhauerwerke, die sich durch Charakteristik und malerische Auffassung auszeichnen, sind der Beethoven, der Liszkopf und das Wagnerdenkmal (alle in Leipzig).

Weitere bedeutende Graphiker sind Käte Kollwitz in Sittenbildern des vierten Standes, Lührig in Bildnissen und Sittenbildern, die Gruppe der Hessen: Ubbelohde (Landschaften und Buchschmuck, wie z. B. Grimms Märchen), Thielmann (Sittenbilder und Karikaturen), Kätelhön (Landschaften und Bildnisse). Ganz eigenartig ist Katharina Schäffner, die, urgermanischer Kunst verwandt, nur in bewegt verschlungener, malerischer Ornamentik mit mystischem Unterton sich ausspricht. In Karlsruhe nahm der farbige Steindruck (seit 1896) einen großen Aufschwung. Deutsche, mit liebevoller Versenkung und seelischer Stimmungskraft aufgefaßte Landschaften und Städtebilder, charakteristisch und lebenswahr wiedergegebene Sittenbilder, endlich die Märchenphantasiewelt für das Kinderzimmer sind die vorherrschenden Gattungen.

Ein weit weniger selbständiges und einheitliches Gesamtbild bietet die Malerei. Seit einer Manet-Ausstellung 1879 in München wurde sie in der Hauptströmung zu einer Nachahmung des französischen Impressionismus. Wieder mußten die bodenständigen Talente im Schatten stehen. Typisch war das Schicksal des Sachsen Zwintscher (1870—1916), der als ein fast Unbekannter malte und starb. Als ein den Schwaben um Zeitblom im 15. Jahrh. (vgl. S. 169) verwandter dekorativ stilisierender Kolorist hat er leuchtende Farben in geschlossenen Flächen zu sorgfältig ausgewogenen Harmonien verbunden. Namentlich in Bildnissen von großer Mannigfaltigkeit der Komposition gehört er zu den besten und eigenartigsten deutschen Koloristen. Eine große, beschauliche Ruhe, ein tiefer, verinnerlichter Ernst sprechen aus jedem Werke. In weiblichen Bildnissen hat er die feine Intimität der Stimmung mit der leuchtenden Farbenpracht von kunstgewerblich-stofflichen Dingen oder Blumen zu reinem Klange gestimmt. Auch seine Landschaften, sei es eine Mondnacht, seien es Meer und Wolken,

haben eine starke Stimmungskraft von verhaltener Leidenschaft. In ihm wurde erfüllt, was in dem hochstrebenden Marées durch den Impressionismus zerrissen wurde und in Rom verwelschte. In München hegten Stadler und Steppes in kleinen Bildern mit Motiven der Alpen, Voralpen und Mittelgebirge mit inniger Liebe einen deutschen Naturalismus, dessen klar leuchtender Lokalfarbenstil eine seelenvolle, oft musikalische Stimmung einschließt. In Düsseldorf fand te Peerdt in Landschaften und Sittenbildern von zarter Intimität eine ganz selbständige Lösung des zentralen Lichtproblems, um dann in Stilleben immer mehr zu einer graphisch-linearen Auffassung von großer optischer Kraft überzugehen. In Berlin sind die selbständigen, deutschen Maler eine Minderheit (Leistikow, Baluschek, ter Heil). In instinktiver Abkehr von der Großstadt fand sich seit 1889 eine Gruppe niederdeutscher Maler in dem Moordorfe Worpswede zusammen. Eben als die stärkste Verwelschung von Paris her einsetzte, bekannte man sich zu tiefer, stiller Bodenständigkeit und Heimatliebe in bäuerlichen Sittenbildern und in Landschaften (Mackensen, Overbeck, Modersohn, am Ende, Vinnen). Den Weg zu den stammesartlichen Schulen suchte man auch in Hessen, Dachau und besonders in der alemannischen Schweiz, wo Buri u. a. in Landschaften, Sittenbildern und Bildnissen eine rassige, stilisierte Malerei schufen.

Die Hauptentwicklungslinie des Aufschwungs führte von der Graphik zum Kunstgewerbe. Der persönliche Entwicklungsgang von Behrens, vom Maler zum Kunstgewerbler und dann zum Baumeister, war typisch für die ganze Bewegung. Auch in den Möbeln war München (um 1897) der Ausgangspunkt der Erneuerung. Die eigene schöpferische Phantasie erwachte wieder, zuerst in einer neuen pflanzlichen und geometrischen Ornamentik im germanischen Rhythmus (vgl. S. 152). Die bahnbrechenden Künstler waren Berlepsch, Eckmann und Obrist. Rasch folgte dann von München und Wien (Jos. Hoffmann, Olbrich, Bauer, Moser, Heller) aus die völlige Erneuerung in den Grundformen der Möbel, die aus Material, Konstruktion und Zweck gewonnen wurden. Der akademischen Nachahmung und dem technischen Verfalle stellte man die bahnbrechenden „Werkstätten für Kunst im Handwerk" entgegen. Ein Hauptmittelpunkt wurde Darmstadt durch den Großherzog Ernst Ludwig. In seiner ersten, frischesten Blüte (um 1897 bis um 1902) war der Gesamtstil schmuckfroh, bewegt und malerisch. Hauptwerke dieses Stiles sind das Haus Neißer in Breslau und die Häuser der Mathildenhöhe in Darmstadt, soweit sie den Stil von 1901 bewahrten. Um 1902 trat eine Wendung vom dekorativen zu einem tektonischen Gesamtstil ein, der nur mit den Grundformen, Flächen und sparsamen Linien wirken wollte. Alle Gattungen des Kunstgewerbes nahmen allmählich an der schöpferischen Erneuerung teil.

In der Baukunst gab es seit 1650 keinen selbständigen, einheitlichen, deutschen Stil, seit 1750 überhaupt kein künstlerisches Bauen mehr als schöpferischen Ausdruck eines lebendigen Zeitempfindens. Nur von einem ganz neuen Material, dem Eisen, und ganz neuen Aufgaben des Lebens konnte

die Erneuerung ausgehen. Der Ingenieur war der Führer aus der gelehrtenhaften Stillosigkeit der „Architekten" wieder zum Stil, der öffentliche Profanbau wurde zur Hauptsache, zumal da, wo ihn das Publikum gar nicht als Kunst ansah. Brücken baute man jetzt aus Eisen als Gerüstbau. Im Eisenbau erfaßt man am leichtesten die formale Wesensverwandtschaft von modernem Stil, Gotik und unserem uralten Holzfachwerkbau. Die konstruktive Einheit ist der (Fachwerk-)Träger aus Eisenstabwerk. Der Brückenbau zeigt eine große Mannigfaltigkeit der Linienschönheit und der malerischen Durchblicke. Die Entwicklung ging von Geraden immer mehr zu bewegten Kurven. Fast ein Jahrhundert lang waren der Ingenieur und der Baumeister unnatürlich getrennt, unorganisch standen moderner Eisenbau und akademischer Steinbau nebeneinander (Rheinbrücken). Erst um 1900 wurde die lebendige Einheit erreicht, z. B. in Otto Wagners Stadtbahnbrücken in Wien, wo der neuen Linienschönheit des Eisenbaus eine neue, senkrecht ausklingende Pfeilerform sich harmonisch verbindet. (Weitere Beispiele: Dirschau, Müngsten, Niederschönweide, Trarbach, Berlin, Borsigsteg). Eine neue Hauptaufgabe erwuchs dann der Baukunst aus dem Leben heraus in den Bahnhöfen, schon seit rund 1850. Die inneren Hallenbauten gehören vielfach zu den Hauptwerken der ganzen deutschen Baukunst. Das Eisen erlaubte Spannweiten (in Frankfurt z. B. 56 m, in Köln 62 m), wie sie die Welt noch nie erlebt hatte. Wir sehen eine neue, mächtige Raumschönheit und eine neue Linienschönheit im offenen Gerüst der eisernen Stützen und Rippen. Das Raumideal aber ist das alte, deutsche der Breiträumigkeit, unter flachem Rund-, Spitz- oder Kielbogen. Ja, im dreischiffigen Typus, zumal der Kopfbahnhöfe, wie Frankfurt (1883), haben wir eine neue Form unserer alten deutschen Hallenkirche. Wieder stehen wir vor der wunderbaren Erscheinung eines Gerüstbaues aus Stützen und Glas und eines malerischen Stiles, in der Fülle des Lichtes, nun von oben und von den Seiten, wie in der Fülle der Durchblicke und Überschneidungen. Und auch hier kreist der Rhythmus unendlicher Bewegung hinauf und herab (Taf. XXXVII, 92, vgl. S. 157). Nichts ist Nachahmung der Gotik, aber alles ist im Geiste der Gotik geschaffen. 1894 schuf Otto Wagner (1840—1918) in den Wiener Stadtbahnhöfen endlich die Einheit von Innen- und Außenbau aus einem Guß. Sogar in Berlin, in Möhrings und Grenanders älteren Bahnhöfen der Untergrund- und Hochbahn, zeigt der lebendige deutsche Stil wieder Schmuckfreude, bewegte Verschlingungen und phantastische Gebilde. Im privaten Profanbau steht das Warenhaus obenan. Auch hier konnte die Heilung nur vom künstlerischen Bauen von innen nach außen und von Material und Konstruktion ausgehen. Hier trat nun, wenigstens vorübergehend, Berlin einmal an die Spitze. In dem

großen Warenhaus Wertheim brach Messel 1896 mit dem akademischen Palazzoschema und baute in neuen Formen einen Eisenfachwerkbau aus beherrschenden senkrechten Pfeilern und wagrechten Trägern. Im übrigen Deutschland ragen im Westen Hamburg und der Niederrhein hervor. Düsseldorf besitzt eine Reihe hervorragender Bauten und eins der besten Warenhäuser Deutschlands in Olbrichs letztem Werk, dem Tietzbau (Taf. XXXVII, 93). Er ist in der vollen Selbständigkeit und Einheit der Formensprache Messel weit überlegen. Das Ganze ist ein großes Rechteck mit drei weiträumigen Lichthöfen als Raummittelpunkten. Die malerische Lichtfülle des Innern erhöhte Olbrich, indem er zum Oberlicht der Glastonne das Seitenlicht eines großen, farbigen Fensters hinten hinzunahm, so daß, bei ganz neuen Formen, die malerischen Schönheiten der Gotik und des Barocks zu gesteigerter Wirkung verbunden sind. Der wiedergeborene Geist der Gotik beherrscht auch den Außenbau. Einzigartig als Festsaalbau ist das „Rheingold" in Berlin von Schmitz und Metzner (1906), ursprünglich als Konzert- und Festbau in der Art der alten Hochzeitshäuser geplant, durch die Baupolizei zum Wirtshaus erniedrigt, aber auch als solches künstlerisch von hohem Rang. Die Einheit eines wirklichen Stiles ist endlich wieder erreicht in der vollkommenen Harmonie einer neuen, deutschen Formensprache im Innen- und Außenbau bis zum letzten Möbel und Türgriff innen, bis zu den eisernen Lichthaltern und dem Geländer draußen. Im Fabrikbau des neuen Industriedeutschland setzte spät erst die künstlerische Auffassung der Aufgabe ein, wobei am frühesten der Eisenbetonbau zur Anwendung kam. Ein Hauptwerk, das Elektrizitätswerk in Nauheim, von Jost (Taf. XXXVII, 94), zeigt, wie man auch einen Schornstein künstlerisch in eigenartiger Form gestalten und wie auch ein reiner Nutzbau deutsch sein kann in Gruppenbau und Metallverkleidung außen, in der breiträumigen Halle und der Lichtfülle innen. Die Erneuerung der wichtigsten Gattung, des Wohnhauses, ging von Wien aus. Hier stellte Wagner schon 1895 den Grundsatz auf: aus den neuen Aufgaben unserer Gegenwart und dem neuen Material müssen wir einen neuen, eigenen Stil gewinnen, der Charakter hat. Zu diesen bewußten Forderungen kamen als unbewußte Faktoren die Phantasie des Einzelnen, des Stammes und Volkes und die Einwirkung des Zeitgeistes. Im Großstadtwohnhaus schuf Wagner zum ersten Male eine lebendige, einheitliche Form von bodenständigem Charakter, einen Eisenbau als hellen, weißen Putzbau mit Lauben, neuen Brüstungsformen aus Metall und einer flächenfüllenden Dekoration aus Metallreliefs, farbigen Tonplatten und Malerei. Wichtiger noch war der zweite Schritt, den Wagners Schüler Olbrich (geb. 1867) in Darmstadt tat. Hierhin berief 1899 der Großherzog Ernst Ludwig jene Gruppe

von sieben Modernen, die 1901 die bahnbrechende Ausstellung machten: nicht Bilder und Bildwerke, sondern ihre eigenen, vollständig eingerichteten Wohnhäuser. Die Kunst wurde ins Leben zurückgeführt, die anarchisch zerrissenen Gattungen wieder vereinigt zu einem lebendigen Organismus (vgl. S. 185). Mit der Lösung der Raumaufgaben wurde die neue Form geboren. Unter Bruch mit aller unorganischen Fassadenbauerei baute man auf Grundrissen von individueller Mannigfaltigkeit eckig-winklige Räume mit malerischen Durchblicken und Überschneidungen und gemütlichen Erkern um die Mitte der wiedergeborenen, uralt nordischen Diele. Die Fenster werden durch die Räume und ihre Belichtung bedingt, offene Lauben vermitteln zum Garten. Schmuck in reichem Ornament und Farben auch im Außenbau verkünden eine neue Lebensfreude. Germanische Naturliebe läßt das Haus von Grün umranken und freut sich an reichem Blumenschmuck innen und außen. Unsere malerische Auffassung bestimmt die Gruppenwirkung von Giebeln, Erkern, Lauben und mannigfachen, betonten, hohen Dächern, gibt auch den Außenflächen durch Wechsel von rauhem und glattem Verputz eine malerische Wirkung (Taf. XXXVII, 95).

Der Kirchenbau blieb zurück. Nur vereinzelt kam es zu einem kurzen Aufschwung. Auch hier ging Wagner in Wien bahnbrechend voran. Schon 1898 bedeutete sein Entwurf einer Kirche in Währing den Anfang einer neuen, lebendigen Formensprache unter Fortführung der nationalen Überlieferung im Zentralbau und der unsymmetrisch-malerischen Gruppe mit hohem Einturm. In den Schmuckformen schöpfte er ein neues Pflanzenornament aus der Natur und ein neues geometrisches aus Material und Technik des Eisens. Bahnbrechend war dann seine Kirche der Landesheilanstalt Steinhof, ein Zentralbau über dem griechischen Kreuz, von einer Eisenkuppel in neuer Form überwölbt. Man baute Kirchen wieder seitlich an einen Platz, fügte sie auch ganz ein in die Straßenflucht und baute besonders gern neue malerische Gruppen aus Kirche mit Einturm, Pfarrhaus, Konfirmanden- oder Gemeindesaal oder Schule. In den Raumformen bevorzugte man den Langbau, einschiffige, breit- und weiträumige Saalkirchen mit Emporen. Im Innenbau wurde die lebendige Einheit von Bau und Ausstattung wieder gewonnen (Stuttgart, Erlöserkirche, Ulm, Evang. Garnisonkirche, Kiel, desgl.).

Wie im Kirchenbau bedurfte es in der Bildnerei großer persönlicher Selbständigkeit, um zu einer ursprünglichen, deutschen Kunst zurückzufinden. Die ersten Anfänge der Gesundung finden wir in sittenbildlichen Gruppen, zunächst noch aus Marmor und wurzellos für Ausstellungen geschaffen. Charakteristik und Ausdruck führten zum Naturalismus und zur Überwindung der konventionellen Nachahmung südlicher Bewegungsmotive. Zugleich ergab die deutsche Auffassung auch einen malerischen Stil mit Schattenwirkungen und gebrochenem Umriß. Dann fand man sich vom fremden Marmor zum nordischen Metall (Bronze) zurück (naturalistische Akte, farbige Statuetten, Bildnisbüsten, Medaille und Plakette, Kleinplastik, Tiere). Wichtig war die Wiedergeburt unserer, meist farbigen, Holzschnitzkunst (Kruse, Taschner, Barlach). Der Schweizer Obrist in München (geb. 1863) war der bahnbrechende Erneuerer der durch

Jahrzehnte verkommenen Grabmalskunst. Seine völlig neuen, naturnahen, zugleich malerischen und phantastischen Grabmäler (Taf. XXXVIII, 96) gehören zum Eigensten und Besten dieser ganzen Blüte. Entscheidend war einmal die Abkehr von den fremden Materialien, wie Marmor und schwarzer, polierter Granit, die Rückkehr zu unseren heimischen Steinen, wie Kalkstein, Sandstein, grauer Granit, dann besonders auch zu Bronze, Eisen und Holz, zweitens die Zurückdrängung der figürlichen Bildnerei durch die Baukunst, die der Gartenkunst das feste Rückgrat gibt. Das öffentliche Denkmal war immer ein Grenzgebiet von Bildnerei und Baukunst. Die Kunst des 20. Jahrh. unterscheidet sich von der des 19. Jahrh. durch eine Akzentverschiebung nach der Baukunst hin. Bahnbrecher war hier, schon um 1890, Bruno Schmitz (geb. 1858). Auf Bergesgipfeln werden Türme, Tabernakel mit malerischen Durchblicken, Hallen und Terrassen mit der Natur zusammenkomponiert (Kyffhäuser 1896). Die Krönung seines Lebenswerkes bildet das Leipziger Völkerschlachtdenkmal (1898—1913) (Taf. XXXVIII, 97). Echt nordisch ist die Bildnerei Metzners wesentlich nach innen verlegt, in die weite, hohe Kuppelturmhalle mit offener Unterhalle darunter, beide durch farbige Glasfenster voller Helldunkelmystik. Auch das Hamburger Bismarckdenkmal von Lederer und Schaudt (1901/6) ist ein wirkliches Nationaldenkmal von deutscher Form (Taf. XXXVIII, 98).

2. Der Niedergang der pseudomodernen Kunst, seit rund 1905. Das Jahr 1906 bewies, welchen Aufschwung die nationale ästhetische Kultur genommen hatte: Hamburger Bismarckdenkmal, Dresdner Kunstgewerbeausstellung, Deutsche Jahrhundert-Ausstellung, Feier von Rembrandts 300. Geburtstag. Doch schon zeigten sich die Symptome des künstlerischen Niedergangs in Baukunst, Kunstgewerbe und Bildnerei. An den Querschnitten der großen Ausstellungen läßt sich die Gesamtentwicklung klar verfolgen. München und Darmstadt 1898, Dresden 1899, Paris 1900, Darmstadt 1901 und Turin 1902 zeigten die Erneuerung eines deutschen Stiles. 1907, zehn Jahre zu spät, gründete man den Deutschen Werkbund mit dem Ziel einer engen Verbindung der schaffenden Künstler und wissenschaftlichen Historiker und Theoretiker mit den Männern der Praxis. Auf der Kölner Werkbundausstellung 1914 sah man in wahnvoller Selbsttäuschung nicht, daß die schöpferische Kraft versiegt und damit der mühsam erkämpfte, eigene, neue und deutsche Stil gewesen war, daß die „Qualität", mit der man den Weltmarkt erobern zu können wähnte, nur noch rein technisches Virtuosentum war. Dieser Städtebaustil mit seinen geraden Straßen und starr rechtwinkligen Plätzen, seinen kahlen, bildhauerischen Baublöcken, den niedrigen Dächern und kahlen Kuppeln war derselbe, uns wesensfremde französisch-klassizistische, der Deutschland 1848—1890 beherrscht hatte. Einsam ragten als letzte Reste der Blüte das Eisenglashaus von Taut, das Theater des Vlamen v. d. Velde und Hoffmanns österreichisches Haus, ein Giebelhaus auf Pfeilern. Der Steinbau verdrängte wieder den Holzbau: in der wichtigsten Gattung, dem Wohnhaus, herrschte nun wieder durch ganz Deutschland der bildhauerische, frostige Palazzotypus von 1800 mit niedrigem Walmdach und möglichst vielen Säulen außen und innen. Bei Kriegsausbruch 1914 schon war in allen Mittelpunkten in Baukunst, Kunstgewerbe und Bildnerei die moderne Kunst tot, der schöpferische, vorwärts gerichtete Ausdruck der Gegenwart und damit der nationale Stil wieder erstickt durch den rückwärts gewandten Akademismus.

3. Ausblick. Menzels Wort, daß er verhungert wäre, wenn er bei seiner impressionistischen Auffassung der 40er Jahre stehen geblieben wäre, deutet prophetisch auf den zweiten Abschnitt der naturnachahmenden Künste im 20. Jahrh. Es war der Ausdruck einer inneren Sehnsucht nach mehr als der bloß sinnlichen Erscheinung der Dinge. Hier offenbart sich ein tiefer Gegensatz zwischen deutschem und französischem Empfinden. In Frankreich sehen wir bei den Naturalisten um Manet wie in der folgenden, stilisierenden Gegenströmung der Cézanne und Gauguin die Darstellung eines nur körperlichen Daseins. Sie haben esprit, aber keine seelische Tiefe. Für deutsches Empfinden fehlt es dieser Kunst an Charakteristik und seelischem Ausdruck. So haben denn nicht zufällig drei große germanische Künstler, der Deutsche Hodler, der uns nah verwandte Norweger Munch und der uns

etwas ferner stehende Niederländer v. Gogh, der Eindruckskunst eine neue Ausdruckskunst entgegengestellt. Schon um 1890, als zunächst ganz einsame Bahnbrecher für das folgende Geschlecht. Der Berner Ferdinand Hodler (1853—1918) war ein echter Alemanne. Eben als der Impressionismus in Paris zum Durchbruch kam, kehrte er sich von ihm ab. Seine Hellmalerei entstammt nicht der Atmosphäre des Seinetales wie die der Manetnachahmer, sondern der Sonnenstärke und klaren Luft seiner oberdeutschen Heimat, wie auch sein Kolorit mit dem vielen Weiß und Blau hier sein Vorbild hat. Dem Naturalismus stellt er eine neue Stilisierung, dem atmosphärisch unbegrenzten Lichtstil die graphische Linie (vgl. S. 153) und den dekorativen Kolorismus begrenzter Farbenflächen, der Bewegtheit des Impressionismus die Ruhe entgegen. Die Landschaft hat ihre alte Bedeutung. Niemals wurde die Majestät der Bergriesen so erfaßt wie bei ihm in den vereinfachten Grundformen hinter dem Spiegel der Seen oder über Nebelwolken. Auch seine Bildniskunst ist der impressionistischen entgegengesetzt. Er gibt das Typische, Dauernde in Ruhe, ohne (unter südlichem Einfluß) unsere Naturnähe und Charakteristik aufzugeben. Eine neue Frontalität mit senkrechten und wagerechten Achsen stellt sich ein. Hodlers architektonischer Stil bleibt zugleich echt alemannischer Stammesstil. Hauptwerke seiner Ausdruckskunst sind der Holzfäller und die Sterbende Frau. Hodler ist weiter der größte deutsche Geschichtsmaler neben Menzel. Wo Holbein, Cornelius und Kaulbach die italienische Kunst nachahmten, haben wir hier zum ersten Male eine deutsche Wandmalerei von echter Monumentalität. Diese ursprüngliche Kunst ist von selbst nationaldeutsch, sie ist vorwärts gerichtet und sie formt den Stoff zu rein anschaulicher Augenkunst (Rückzug von Marignano, Taf. XL, 99). Hodler empfindet die Wand als Fläche und das Ganze als raumschmückende Kunst, er komponiert mit dekorativen Farbenflächen und archikektonischen Linien, und die graphische Linie begrenzt die Dinge im Raum. Zugleich ist das Ausdruckskunst von gewaltiger Kraft, und zumal Hodlers Kontraposte sind nicht dem Süden entlehnt, sondern nordisch, mit Ausdruck gesättigt. Sein in höchster, belebter Kraft frontal aus der Tiefe nach vorn stürmender „Wilhelm Tell" ist klassisch wie Schillers Dichtung. Später betont Hodler die architektonische Linie noch stärker. Im „Aufbruch der Jenaer Freiwilligen 1813" (Jena, Universität) beruht die Komposition auf zwei durchgehenden Wagerechten und dem großen Gegensatz der locker zentrifugal angeordneten Einzelfiguren unten und der geschlossenen Wucht der Marschierenden oben. In der „Reformation" in Hannover (Rathaus) sehen wir in architektonisch-linearer und -symmetrischer Komposition die von einer leidenschaftlichen Empfindung beseelte Volksmasse. So umwälzend

neu das alles war um 1900, so fehlen doch uralte Grundzüge nicht, wie in Basel (Schlacht bei Näfels) die schimmernden metallischen Rüstungen, und in Hannover die vielfigurige, dichte Flächenfüllung. Als Hodler um 1890 schon den neuen Stil schuf, stand er Jahre lang vor einer Mauer der Verständnislosigkeit seines Volkes. Aus diesen Leiden erwuchs seine tiefe, symbolistische Kunst (Die Enttäuschten, Die Lebensmüden, Die Nacht), stets typische Figuren, die zugleich doch charakteristisch bleiben in Erscheinung und Ausdruck. Hier bildete Hodler zuerst seinen architektonischen Rhythmus der dreifachen Parallele aus: der Empfindung, der Bewegung und der Farbe. Erlebnisse der Seele sind der Inhalt dieser Bilder, die aber deshalb nicht aufhören, bildende Kunst und lebendige, selbständige Form zu sein. Die dekorative und symbolische Farbe von Blumen kann als Steigerungsmittel hinzukommen, wie z. B. in den Rosen auf der Heiligen Stunde. Weibliche Akte von selbständiger Form dienen zum Ausdruck von Empfindungen, die durch den Rhythmus der Bewegung wie der Komposition vermittelt werden (Der Tag). Seine ganze Entwicklung führte nicht nur immer mehr zur Stilisierung und zum Ausdruck, sondern auch immer stärker vom Raumstil zu einem neuen Flachstil, d. h. zu einer umwälzend neuen Gesamtauffassung, die der neuzeitlichen entgegengesetzt und der mittelalterlichen wesensgleich ist. Wieder führt die Baukunst, wieder triumphiert die Seele über den Körper, das Jenseits über das Diesseits. So sehen wir auch in Körperverhältnissen und Liniensprache eine neue Frühgotik. In diesem neuen, architektonischen Ausdrucksstil im Geiste der Gotik gestaltete Hodler ergreifend das Mysterium und das tragische Schicksal des Genies (Der Auserwählte, Hagen, Folkwang). Der bahnbrechende Begründer der deutschen Ausdruckskunst in der Bildnerei entstammte dem Südosten, neben dem Deutschschweizer Hodler steht der Deutschböhme Franz Metzner (1870—1919). Nach Lehrjahren bei einem Steinmetzen begann er mit kunstgewerblicher Kleinplastik, Modellen für Vasen und Schalen der Berliner Porzellanmanufaktur. Diese Jugendwerke haben den malerischen Stil und die bewegte Linienssprache des ersten Abschnitts unserer modernen Kunst. In einer zweiten Gruppe kunstgewerblicher Kleinplastik in Bronze und Edelmetall fesselte ihn das plastische Problem im geballten Kubus kauernder Akte, das er lebenswahr mit Einschluß unserer Wesenszüge des Charakteristischen und Malerischen löste. Auf der großen Hauptlinie des bahnbrechend Neuen entstanden früh schon Werke wie das Akthochrelief „Weinende Seele". Mitten zwischen Nachahmern und Unempfindern schuf er instinktsicher und stark die deutsche Ausdruckskunst, die Seelenkunst, der auch in der körperlich abtastbaren Bildnerei nun das Körperliche zu dienen hat. Und gleichzeitig vollzog er die umwälzende Wendung

zum architektonischen Stil. Während die Klassizisten in der Bildnisbüste noch immer dasselbe machen wie um 1800, bringt Metzner eine neue, selbständige, höchst lebendige Stilisierung, die, wie bei Hodler, nun auch zur Frontalität und zur Achsenbetonung führt. Später vereinfachte er die Büstenform zum bloßen Kopf, gern mit einer ausdrucksvollen Vorwärtsbiegung, die zugleich einen malerischen Schattenschlag über den Augen ergibt (Alter Mann, Maler Corinth). Auch Metzner führte der gesteigerte Gegensatz zum Naturalismus, zu symbolisch-typischen Werken (Willenskraft, Wissenschaft). Tief und stark, zugleich voll Magie und Mystik, wie in Rembrandts Bildniskunst, ist der Ausdruck, einzigartig kraftvoll die Modellierung und die geradlinige, kantige, eckige Linienssprache. Ein so bildhauerisch und baulich veranlagter Künstler mußte zur Aufgabe des öffentlichen Denkmals getrieben werden. Schon in den frühesten Entwürfen (Liszt für Weimar, Wagner für Berlin) mit ausdrucksvollen Charakterfiguren als Sitzbildern räumte er der Baukunst den Hauptanteil ein. Seine echte deutsche Monumentalität schließt die deutsche Charakteristik und den tiefen, seelischen Ausdruck ein; sie kennt nur nordische Ausdrucksmotive, keine dem Süden nachgeahmten Bewegungsmotive (Taf. XXXVIII, 97). In der Modellierung der Reliefs des Nibelungenbrunnens (Taf. XXXVIII, 100) wie des „Rheingold"-Hauses (vgl. S. 190) oder in dem ganz neuen Kompositionsmotiv geschlossener Menschenmassen in Hochrelief (Entwürfe des Kaiserin Elisabeth- und Johann Strauß-Denkmals) herrscht durchweg der Rhythmus wechselnder Hebungen im Licht und Senkungen im Schatten, wie im gotischen Bau (vgl. S. 155). Diese Monumentalität schließt weder die natürliche Zeittracht aus noch Bildnisfiguren in natürlichen Standmotiven (Linz, Stelzhamerdenkmal). Gotisches Empfinden läßt ihn auch in Denkmälern und Brunnen ganze Figuren hochragend auf hohe Pfeilersockel stellen. In Grabmälern hat Metzner wohl der Baukunst, einem wuchtigen Mauermassenbau, völlig das Übergewicht gegeben und die Figuren zu eng gebundenen Pfeilerstatuen gemacht (Entwurf Die Wächter der Toten), oder Bauliches und Figürliches fließen in echt nordischer Phantastik und Mystik ineinander (Entwurf Sphinx). Sein Grabmal der Familie Seiler in Dessau gehört als solches, wie in der religiösen Kunst der Reliefs an seelischer Tiefe, wie in der Eigenart der reinen Form zu den Hauptwerken der deutschen Kunst. In seinen späten Werken (Abtissin, Melancholie, Bauer, Bäuerin) wird sein Stil immer einfacher und breiter, und es lebt namentlich in den Akten ein innerliches Ringen zwischen der neuen Gotik und einem neuen, deutschen Barock. Metzners wie Hodlers Werke spiegeln in ihrer markigen Kraft das Deutschland um 1900. Metzner mußte seinen tiefen Fall noch erleben. Sein letztes Werk „Der Zusammenbruch", wieder eine kauernde

Ausdrucksfigur, ist die ergreifendste Spiegelung von Deutschlands Unglück 1918.

Büchernachweis: Neumann, Rembrandt, Berlin 1905. — Bock, Grünewald, München 1909. — Haupt, Die älteste Kunst der Germanen, Leipzig 1909. — Rauch, Kirchenbau, in: Schiele u. Zscharnack, Die Religion in Geschichte und Gegenwart, Tübingen. — Clemen, Die rheinische und westfälische Kunst auf der Düsseldorfer Ausstellung, Leipzig 1903. — Schmid, Grünewald, Tafelband, Straßburg 1907. — Kehrer, Grünewald, München 1919. — Mayer, Grünewald, München 1920. — Lippmann, Der Kupferstich, Berlin 1914. — Friedländer, Der Holzschnitt, Berlin 1917. — Lippmann u. Meder, Zeichnungen von A. Dürer, 5 Bde., Berlin 1883—1905. — Scherer, Dürer, Stuttgart 1906 (Text mangelhaft). — Lübke-Haupt, Geschichte der Renaissance (Baukunst) in Deutschland, Stuttgart 1914 (z. T. veraltet). — Ausstellung deutscher Kunst 1775—1875, München 1906. — Jordan, Menzelwerk, 5 Bde., München 1885—1905. — Tschudi, Menzel, München 1905. — Rembrandt als Erzieher, 49. Aufl., Leipzig 1919. — Benz, Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur, Jena 1915. — Zeitschr. Deutsche Kunst u. Dekoration. — Lux, Otto Wagner, München 1914. — Singer, Klingers Radierungen, Berlin 1909. — Servaes, Zwintscher, Westerm. Monatsh. Bd. 121. — Rilke, Worpswede, Bielefeld 1903. — Bender, Hodlerwerk, Zürich, Rascher. — Rosenhagen, Hodler, Deutsche Kunst u. Dek. Bd. 9. — Haberfeld, Hodler, Kunst f. Alle Bd. 27. — Stößl, Metzner, Deutsche Arbeit, Prag 1905. — Osborn, Metzner, Kunst f. Alle Bd. 33. — Schliepmann, Haus Rheingold, Deutsche Kunst u. Dek. Bd. 20. — Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig, Kunst f. Alle Bd. 29. — Weitere Abbildungswerke zur deutschen Kunst in: Wegweiser für künstlerische Jugendpflege, Posen 1918, Ostdeutsche Verlagsanstalt.

Die deutsche Musik.

Die Tonkunst, eines der wenigen Gebiete, auf dem das Ausland bis auf heute die deutsche Überlegenheit freiwillig anerkennt, ist bei unserem Volke seit seinem Eintritt in die Weltgeschichte zu Hause gewesen. Aber jene ältesten Lieder sind auf immer verklungen, wir erfahren davon nur aus zerstreuten Notizen einzelner Schriftsteller und mittelbar aus dem beständigen Kampf, den der römische Kirchengesang, die einzige von der Kirche anerkannte Art von Musik, das ganze Mittelalter hindurch mit der weltlichen Kunst geführt hat. Das hinderte freilich nicht, daß schon früh, besonders in den Hymnen und Sequenzen, weltliches Gut auch in die Musik der Kirche eindrang und von der Kirche in ihrem Sinne weitergebildet wurde; gerade in jenen beiden Gattungen liegt eine der Hauptquellen des späteren deutschen geistlichen Volksliedes. Andererseits wurde das weltliche Volkslied stark durch die kirchliche Kunst befruchtet: noch in unseren heutigen Volksliedern lebt eine Menge von melodischen Zügen, deren letzte Wurzel im gregorianischen Choral liegt.

Die eigentliche musikalische Blüte unseres Volksliedes ist das 14.—16. Jahrhundert. Seine Hauptmerkmale sind, was die Form anbelangt, die schöne Verschmelzung von Gesetzmäßigkeit, die namentlich in der germanischen Vorliebe für die Vierhebigkeit in der Rhythmik ihren Ausdruck findet, mit individueller Freiheit, das liebevolle Eingehen auf den Text und die Beschränkung auf Diatonik und Durgeschlecht, die unser Volkslied scharf sowohl von der gregorianischen Kunst als von der ausländischen Volksmusik unterscheidet. Inhaltlich zeichnet es sich durch einen Reichtum an Stimmungen aus, dem keine Seite menschlichen Empfindens fremd ist; ganz deutsch ist vollends das starke Natur- und Heimatsgefühl, der Drang, alle Gefühlsvorgänge in ihrer ursprünglichen, triebhaften Gewalt zu erfassen und wiederzugeben.

Die Hauptträger der Volksmusik waren schon im frühen Mittelalter die fahrenden Spielleute. Ursprünglich ein recht loses, den Gauklern nahe verwandtes Völkchen, sind sie im Laufe der Zeit „ehrlich“ geworden und zeitweilig sogar mit den Höfen in Fühlung getreten; das Paar Hagen-Volker im Nibelungenlied spricht Bände für die hohe Auffassung, die schon die damaligen Deutschen von der Musik hatten. Die Spielleute haben im Mittelalter aber durchaus nicht bloß gespielt, sondern auch gesungen, ja sie waren die letzten Vertreter des uralten Heldenliedes mit seinen Ausläufern. Im Laufe der Zeit gingen sie jedoch mehr und mehr zur Pflege der Instrumentalmusik über.

In den frühmittelalterlichen Miniaturen tritt uns bereits ein ganzes Heer von Blas-, Zupf- und Schlaginstrumenten entgegen, über deren praktische Verwendung wir freilich nicht das geringste wissen. Seit dem 7. Jahrhundert kommen die dem Altertum unbekannten Streichinstrumente auf, die allem Anschein nach britannischer Abkunft sind; der später allgemein gebräuchliche deutsche Name dafür ist Fiedel. Vom 13. Jahrhundert an schlossen sich die Spielleute zu Gilden zusammen und wurden so als Stadtpfeifer (Stadtmusikanten) die Ahnherren unserer modernen Orchester. Diese Gilden gliederten sich nach dem Vorbild der anderen Zünfte in Meister, Gesellen und Lehrlinge, sie standen unter besonderen Pfeiferkönigen und hielten alljährlich ihre Pfeifertage ab.

Im Gegensatz zu dieser Volksmusik stand die hohe Kunst der ritterlichen Minnesänger. Ihre musikalische Abhängigkeit von Frankreich darf man sich keineswegs als zu stark vorstellen, denn gerade ihre künstlerisch hervorragendsten Leistungen, die wir vor allem in der Jenaer Liederhandschrift finden, lassen den unverfälschten deutschen Liederton in seiner ganzen traulichen Herzlichkeit anklingen. Von dem für gewöhnlich stark unterschätzten Meistergesang aber spricht die Tatsache genug, daß die „Silberweise“ des Hans Sachs bei Luthers Choralmelodie zu „Ein' feste Burg“ Pate gestanden hat.

So stark Deutschland im Mittelalter, namentlich durch seine alemannischen Klöster, an der Ausbildung der kirchlichen Musikformen und der musikalischen Theorie beteiligt war, so sehr tritt es bei der Entwicklung des mehrstimmigen Stiles seit dem 13. Jahrhundert gegen das Ausland zurück. Im 15.—16. Jahrhundert ist es zuerst bei den Niederländern und dann bei den Italienern in die Schule gegangen. Nur mit dem Hausgarten seines einfachen weltlichen Liedes zeigt es sich von der Sammlung des Locheimer bis zu der des Forsterschen Liederbuches einigermaßen selbständig, vor allem dank der Mitwirkung von Meistern wie H. Isaak, H. Finck und des bedeutendsten von allen, L. Senfl. Da flutete die Bewegung herein, die auch der deutschen Musik eine neue, großartige Zukunft auf nationaler Grundlage eröffnen sollte: die Reformation.

Die Reformation hat der deutschen Musik vor allem jene neue Organisation ihrer Kräfte geschenkt, der sie ihren großartigen Aufschwung in erster Linie zu verdanken hat. An die Stelle der alten Klerikerchöre traten nunmehr die aus Laien bestehenden sog. Kantoreien, d. h. die Schulchöre; sie sollten nach gut lutherischem Grundsatz Neigung und Verständnis für die „Frau Musica" zum Gemeingut der gesamten Christenheit machen. Luther hat mit diesem großartigen Plan, obwohl er eigentlich nur im sächsischen Heimatland der Reformation voll durchgeführt worden ist, der deutschen Musik nicht weniger genützt, als mit seiner bekannten, hohen und reinen Auffassung von der Würde der Tonkunst. Bald zeigten sich denn auch die Spuren des neuen Geistes in der Komposition selbst. Das eigentümlichste musikalische Geschenk der Reformation an unser Volk ist der protestantische Choral, zum größten Teil das Werk von Laien. Diese schlichte Kunst mit ihrem merkwürdig hochgestimmten Ton für die frohe Zuversicht wie für die tiefe Gewissensnot jenes erregten Geschlechtes ist zur Wiege der selbständigen deutschen Musik geworden. Man richtete die Choralmelodien für einen kunstvollen mehrstimmigen Tonsatz ein (vgl. M. Praetorius' berühmtes Weihnachtslied: „Es ist ein' Ros' entsprungen"), legte sie, wie früher die gregorianischen Melodien, ganzen Motetten als Hauptgedanken zugrunde und übertrug sie endlich in schlichterem oder kunstvollerem Tonsatz auf die Orgel (sog. Choralbearbeitung). Alle diese Schöpfungen sind mit ihrem traulich-frommen Wesen und ihrem Streben, den Geist des gemeinen Mannes auf den Schwingen der ihm bekannten Melodien zum Übersinnlichen zu erheben, echt deutsch, und bald folgte dem geistlichen Liede auch das weltliche nach. Schon im 16. Jahrhundert klingt in der ganzen deutschen Kirchenmusik der deutsche Liederton vernehmlich an, der erste beredte Zeuge für jene innige Verschmelzung religiösen und weltlichen Geistes, die seitdem unserer deutschen Musik eigentümlich geblieben ist. Der protestantische Choral war und blieb mit seinen Absenkern die einzige Kunstform, die auf deutschem Boden entstanden und damit als national-deutsch anzusprechen ist. Alle übrigen stammen aus dem Ausland, aus Frankreich, England, den Niederlanden und Italien. Vom Ende des 16. Jahrhunderts an aber wird auf fast 200 Jahre hinaus das italienische Vorbild für die deutsche Musik maßgebend, und zwar dank der „neuen Kunst" des begleiteten Sologesanges, aus der sich in Italien nach und nach fast alle heute noch gepflegten Kunstformen entwickelt haben, von der Oper und Kantate an bis zum Liede und zu den Instrumentalformen von Konzert und Sinfonie. Der Geist der Renaissance war es, der diese größte Umwälzung in der neueren Musik hervorgerufen hatte: jetzt endlich glaubte man das verschüttete Kleinod der antiken Musik

wiedergefunden zu haben. Auch für die deutschen Künstler wurde es bis in Mozarts Zeit hinein stehender Brauch, die italienische Kunst an der Quelle zu studieren und ihre Lehrzeit in Italien zu verbringen. Zunächst war die Frage die, ob es ihnen gelingen würde, sich all die neuen Formen nicht bloß anzueignen, sondern auch mit deutschem Geiste zu erfüllen und dem deutschen Wesen gemäß weiterzubilden. Daß diese Frage für die gesamte kirchliche Musik und das Lied unbedingt bejaht werden kann, ist das Verdienst von Heinrich Schütz († 1672) und seiner Schule. Schütz ist in seinen „geistlichen Konzerten", den Vorläufern der späteren Kantate, zu einer Versöhnung zwischen dem älteren Chor- und dem neuen Solostil gelangt, wie sie die Italiener selbst nicht erreicht haben. Zum erstenmal hat damals eines deutschen Meisters Hand entscheidend in die Entwicklung der Kunst eingegriffen und eine fremde Kunstform unter Anpassung an das deutsche Wesen zu ungeahnter Blüte emporgeführt. Der Reichtum und die Tiefe seiner Persönlichkeit, sowie seine bodenständige Art, die ihn auch als Künstler gerne bei Lied und Bräuchen seines Volkes verweilen läßt, erweisen Schütz allen italienischen Mustern zum Trotz als deutschen Meister. Je mehr nun aber die Kantate an Stelle der Messe zur Hauptform des protestantischen Gottesdienstes wurde, desto stärker wurde auch ihr deutsches Gepräge, vor allem infolge ihrer immer enger werdenden Verbindung mit dem protestantischen Choral. Bach (1685—1750) bildet den Höhepunkt dieser Entwicklung. Seine Kantaten sind die edelste Frucht jener aus dem Choral erwachsenen volkstümlichen Kunst; hier ist die gesamte ältere Orgelchoralkunst für die Kantate nutzbar gemacht und der Choral zur eigentlichen Seele des Ganzen erhoben. Aber auch die italienischen Bestandteile sind mit einer Freiheit und Tiefe behandelt, vor der alle italienischen Leistungen verblassen. Deutsch ist aber nicht allein die Strenge und der mystische Tiefsinn, mit dem Bach seine Texte behandelt, sondern auch der volkstümliche Ton, der seine Kunst bald mit stolzer Kraft, bald mit kindlicher Herzlichkeit durchzieht. Seine Bilder vom Tode und der Vereinigung mit Christo kann man sich ebensowenig im Ausland entstanden denken wie seine traulichen Weihnachtsszenen. Nach Bach beginnt freilich der Rückgang der Kirchenmusik, der größtenteils die Folge des Zerfalls der alten Schulchöre war. Wohl ragen noch einzelne klassische Werke deutscher Meister aus der Masse hervor, auf katholischer Seite Mozarts „Requiem" und Beethovens „Missa solemnis", auf protestantischer als letztes Brahms' nicht bloß dem Namen, sondern auch dem Geiste nach „Deutsches Requiem". Aber auch sie vermochten nicht zu verhindern, daß die alte deutsche Vorliebe für die Instrumentalmusik im 19. Jahrhundert die ganze Tonkunst überflutete und der alten Chorkunst nur noch ein bescheidenes Plätzchen übrig ließ.

Neben den kirchlichen Formen hat sich besonders das Lied in Deutschland rasch und sicher eingebürgert. Ja, es ist seit den Tagen, da es sein Begründer Heinrich Albert (1604—51) mit Hilfe der deutschen Studentenschaft aus der Taufe hob, wie keine zweite Gattung zum eigentlichen Herzenskündiger unseres Volkes geworden. Religiöses und vaterländisches Empfinden, die Traumwelt der Phantasie, Liebe und häusliches Glück — alles hat der Deutsche seinem Liede anvertraut. Gewiß hat es, bis ihm, dank dem Aufschwunge unserer Dichtung, die höchste Blüte in Schubert beschieden wurde, so manche Krankheit zu bestehen gehabt: einseitige Volkstümelei, übertriebene Künstelei und echt deutsche, theoretisierende Pedanterie. Aber die Liebe des Volkes ist ihm erhalten geblieben, und es gab Zeiten, wo es zu den stärksten Stützen des Deutschtums überhaupt gehört hat.

Weit ungünstiger für unser Volk verliefen die Dinge auf dem Gebiete der Oper. Zwar hatte auch hier Schütz mit seiner „Daphne" (aufgeführt 1627) einen vielverheißenden Anfang gemacht und R. Keiser um 1700 in Hamburg die Gattung zu hoher Blüte gebracht. Aber sie siechte an dem Grundübel unzulänglicher Texte rasch wieder dahin; das Ergebnis war schließlich die unumschränkte Herrschaft der Italiener auf der deutschen Opernbühne. Auch Gluck steht durchaus auf italienischem und französischem Boden, deutsch an ihm ist nur die herbe Sachlichkeit, die grüblerische und verträumte Seite seiner Kunst. Wohl aber hat Mozart (1756—91) nicht allein die komische Oper der Italiener mit freierem und tieferem Geiste erfüllt, sondern auch mit der „Zauberflöte" der kommenden deutschen Oper die Bahn gewiesen; ihm hauptsächlich verdankt unser Volk die Befreiung vom italienischen Opernjoch.

Auch im Oratorium haben wir einen unserer Größten, Händel (1685—1759), ans Ausland abgeben müssen. Trotzdem ist er gerade in den Grundzügen seines Wesens Deutscher geblieben: in der geistigen Energie, mit der er seinen Stoffen auf den Grund geht, in der Abkehr von allem Zufälligen und Kleinlichen, in seinem glühenden Freiheitsdrang und nicht zuletzt in seinem reich entwickelten Naturgefühl. Trotz der Nachblüte unter Haydn (1732—1809) und Mendelssohn (1809—1847) ist auch das Oratorium in den Niedergang der großen Chorformen verstrickt worden; das weltliche, romantische Oratorium Schumanns (1810—56) hat die Lücke nicht völlig auszufüllen vermocht.

Die Orchestermusik hat mit der Suite zunächst in durchaus deutsch-volkstümlichem Geiste begonnen. Sie hat zugleich von Anfang an bewiesen, daß es ihr um weit mehr zu tun war als um bloßen Festschmuck und Ohrenkitzel. Von fast religiöser Feierlichkeit in den langsamen Sätzen, von gemessener Fröhlichkeit in den raschen, sind diese Suiten ein treues Spiegelbild des alten deutschen Bürgergeistes. Vom Ende des großen Krieges an aber macht sich mehr und mehr der französische Geist mit seiner schlagfertigen Rhythmik geltend, und nur da, wo die Suite noch in engerem Zusammenhang mit dem Volksleben blieb, wie z. B. in den Serenaden usw. der Wiener Straßenmusik, trat auch das deutsche Gepräge wieder fühlbar hervor. Von 1750 an mußte die Suite ihre Vorherrschaft an die italienische Sinfonie abgeben. Auch sie haben die Deutschen im Zustande arger Entartung übernommen und zu neuem, ungeahntem Glanze emporgeführt, abermals gestützt auf eine das ganze Volk umspannende, wirksame musikalische Organisation. Die zahlreichen Laienorchester der deutschen Studenten (eines davon, in Leipzig, hat S. Bach geleitet) und Bürger, sowie namentlich die Privatkapellen des österreichischen Adels haben der Kunst Haydns, Mozarts und Beethovens (1770—1827) die Pfade geebnet, ein neuer Beweis für den großen Anteil, der dem deutschen Laientum an der Entwicklung unserer Kunst zufällt. Haydn ist der große Wurf gelungen, die Sinfonie mit dem volkstümlichen Wesen der deutschen Suite zu verschmelzen, soviel französischer Geist auch in seiner sinfonischen Arbeit noch am Werke ist; er hat außerdem die viersätzige Form der deutschen Sinfonie ein für allemal festgestellt. Mit Mozart drang dann alsbald ein weiterer eigentümlicher Zug in die Sinfonie ein, der dem Auslande fremd war: jener Ausdruck voller, schwerer Empfindung, der in seinen raschen Sätzen die sprudelnde Thematik der Vorgänger durch getragene, gesangsmäßige Themen ersetzt. Beethoven aber hat in seinen Sinfonien nicht allein die letzten Spuren des Italienertums abgestreift, sondern auch die ganze Gattung zwar nicht der Form, aber dem Inhalt nach auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Sie dient jetzt nicht mehr den Zwecken einer geistreichen Geselligkeit, sondern sie wird zum persönlichen Bekenntnis des Künstlers, zum künstlerischen Spiegelbilde seiner gesamten Weltanschauung. Dasselbe gilt von der Klaviersonate, die Beethoven weit über den alten, von Ph. E. Bach (1714—88) festgestellten Typus hinaus zum Verkündiger der tiefsten Gedanken und Empfindungen der Menschenseele erhoben hat. In den Sonaten gibt sich der Meister noch persönlicher, oft auch aphoristischer, die Sinfonien dagegen setzen sich, gleich der „Missa solemnis", mit den letzten Problemen des Lebens auseinander. Diese Gedankenwelt Beethovens aber ist durch und durch deutsch und mit Kant und Schiller eng verwandt. Besonders mit Schiller verbindet Beethoven nicht allein seine gewaltige Kämpfernatur und sein glühendes sittliches Pathos, sondern auch die entscheidende Rolle, die die Idee der Freiheit in seiner Kunst spielt. Deutsch ist ferner Beethovens unerbittliche Strenge gegen sich selbst, sein unbändiger Wahrheitsdrang und nicht zuletzt die unvergleichliche Zucht und Ordnung, die im Innern seines

sinfonischen Baus waltet und selbst das kleinste Teilchen in lebendige und sinnvolle Beziehung zum Ganzen zu setzen weiß.

Die drei Wiener Klassiker haben die Weltherrschaft der deutschen Tonkunst bis auf den heutigen Tag fest begründet. Im 19. Jahrhundert gesellte sich ihnen noch eine weitere Grundsäule deutschen Wesens in der Tonkunst bei: der aus langem Dornröschenschlafe allmählich wiedererwachende Seb. Bach. Seine Wiedererweckung zu vordem nie gekannter Größe steht in der Kunstgeschichte einzig da; sie war vielleicht die größte künstlerische Tat der Romantik überhaupt. Der wiedererstandene Bach hat aber nicht allein eine weitere stattliche Reihe alter deutscher Meister nach sich gezogen und damit die moderne Musik wieder enger mit ihren Grundlagen verknüpft, er hat auch sie selbst mit einer Stärke in neue Bahnen gezwungen, die nur der Wirkung der sog. neudeutschen Kunst Wagners und Liszts vergleichbar ist. Es handelt sich dabei weniger um die Wiedergewinnung älterer Formen, wie z. B. der Suite, sondern um die Erneuerung des mehrstimmigen Stiles überhaupt im Anschlusse an Bach, wie sie seit Mendelssohn und Schumann immer stärker zutage tritt.

Auch sonst hat die Romantik unserer Musik nachhaltige Anregungen in nationalem Sinne gegeben. Aus Webers „Freischütz" (1820) spricht nicht allein die herzliche Freude am deutschen Land und Volk, sondern auch die ganze Begeisterung der Freiheitskriege. Freilich haben die deutschen Opernkomponisten auch nach Weber noch stark mit dem Auslande, namentlich der übermächtigen französischen Oper, geliebäugelt und außerdem unter der Unfähigkeit der Textdichter erheblich zu leiden gehabt. Selbst H. Marschner (1796—1861), der geniale Schilderer des derben deutschen Volks- und Bauernlebens, ist von diesen Mängeln nicht immer frei. Da erschien zu rechter Stunde R. Wagner (1813—1883) als der Retter aus der Zerfahrenheit und schob nicht allein den ausländischen Einflüssen einen Riegel vor, sondern reinigte auch die deutsche Opernkunst von allem rührseligen und zerflatternden Wesen.

Seine Opern vollenden, was der „Freischütz" begonnen hatte: der „Lohengrin" bildet den krönenden Abschluß der romantischen Oper. In den folgenden Musikdramen dagegen hat Wagner kraft eines unerhörten künstlerischen Willens Züge aus der antiken, der deutschen klassischen und romantischen Poesie und Musik und schließlich aus dem Kreis der sozialen und philosophischen Gedanken seiner Zeit zu einer neuen Kunst allergrößten Stiles zusammengeschweißt. Deutsch ist daran nicht allein die Wahl der Stoffe, nicht allein die einzig dastehende Vereinigung von Singen und Sagen in einer Persönlichkeit, sondern vor allem die ungeheure Energie, mit der hier mit dem neuen Verhältnis von Wort und Ton Ernst gemacht wird. Es besteht in einer ganz eigentümlichen Verbindung des Sprechgesanges der dramatischen Gestalten, der bis in die feinsten Spitzen mit musikalischem Ausdruck durchtränkt wird, mit dem sinfonischen Orchester, das Wagner zum Träger nicht allein der „inneren Handlung", sondern auch der großen, seine Dramen bewegenden sittlichen Ideen erhoben hat. Und kerndeutsch ist endlich auch die großartige Naturſymbolik, die Wagners Musik von den Meeresbildern des „Holländers" bis zur Blumenaue des „Parsifal" durchzieht; besonders der „Ring" ist mit solchen großen, tief symbolisch geschauten Naturgemälden förmlich durchsetzt. So war Wagners Werk die strahlendste Ehrengabe der deutschen Kunst an das deutsche Volk während seines Kampfes um die Einheit, mit dem sie geistig unlöslich verknüpft ist.

Das deutsche Lied hatte sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer Beliebtheit zu erfreuen gehabt wie seit der Reformation nicht mehr; sogar die einzelnen Stände und Berufe verfügten über einen ansehnlichen Liederschatz. Der Norden, namentlich Berlin, übernahm die Führung, langsamer folgte der Süden nach. Bald ist der Einfluß dieses Liedersegens auch in den volkstümlichen Weisen der Oper und der Sinfonie zu verspüren. Noch der „Freischütz" ist ohne die Arbeit der Berliner Liederschule einfach undenkbar. Aber erst F. Schubert (1797—1828), dem Wiener Lehrerssohn, gelang es, alle die tausendfältigen Anregungen zusammenzufassen und daraus das moderne Lied zu bilden. Diese bis auf heute noch nicht überbotene Kunst vereint in ganz einziger Weise schlichte Wiener Volkstümlichkeit und Beethovenschen Höhenflug. Deutsch ist z. B. in den „Müllerliedern" die treuherzig-blöde Gestalt des Müllerburschen, die Beseelung der Natur, besonders des Baches, und die eigentümliche Schwermut der Grundauffassung, deutsch aber auch die Energie, mit der die Stimmung jedes einzelnen Liedes herausgearbeitet wird, und endlich die gegen früher ins Ungeahnte gesteigerte Rolle des Instruments, das von jetzt an die äußere und innere Entwicklung des Liedes selbständig mitbestimmt. Die glänzende Reihe großer Liedermeister, die im 19. Jahrhundert das Schubertsche Erbe weitergebildet haben, ist ein weiteres Zeugnis für die bevorzugte Stellung des Liedes in der deutschen Musik. So mannigfaltig auch die Pracht dieses jüngsten Liederfrühlings ist, so verbindet doch diese Meister alle der echt deutsche Drang, dem Geiste vor der Form, der Wahrheit vor dem rein Sinnlichen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Daß dabei der volkstümliche Untergrund des Liedes keineswegs angetastet zu werden braucht, haben gerade die Größten, Schumann, Brahms (1833—97) und H. Wolf (1860—1903), zur Genüge bewiesen.

Nicht so glatt wie im Liede ging die Entwicklung der Orchestermusik in Deutschland von statten. Zwar erhielt Beethoven in F. Schubert einen würdigen Nachfolger, dann aber trat eine Verzettelung der Kräfte ein, die erst in der romantischen Kunst Mendelssohns und Schumanns ein Ende fand. Aber auch diese bedurfte einer Ergänzung nach der Seite der Objektivität und Strenge hin, wie sie ihr dann durch J. Brahms zuteil wurde. Neben

die herbe, stets an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnende norddeutsche Sinfonik von Brahms aber trat der Österreicher Bruckner (1824—96), ein merkwürdiges Gemisch von naivem, frommem Volkskind und wildem Himmelsstürmer, ebenso stark im Erfinden als lässig im Anordnen seiner Gedanken und zugleich der erste bewußte Absenker Wagners in der Sinfonie.

Neben dem Beethovenschen Vorbild machte sich früh von Frankreich her ein anderer Einfluß geltend. Dort hatte H. Berlioz die neue Gattung der Programmsinfonie begründet, angeregt von der französischen Romantik, die auch in der Oper Meyerbeers ihr Wesen treibt. Bald drang die neue Kunst, dank dem neuerwachten Franzosenkultus der Deutschen, auch über den Rhein und erfuhr hier durch F. Liszt (1811—86) eine Umgestaltung, die an Klarheit und Folgerichtigkeit das Vorbild weit überbot und der freien Form der „sinfonischen Dichtung" endgültig ihr Daseinsrecht neben der alten Sinfonie verschaffte. Gewiß stecken in Liszts Kunst manche nichtdeutsche Bestandteile nicht allein ungarischer, sondern auch französischer Herkunft, aber die bedingungslose Hingabe an den dichterischen Vorwurf, überhaupt das klare Erfassen und Durchführen des reformatorischen Gedankens wären auch bei ihm ohne die Einwirkung des deutschen Geistes undenkbar gewesen.

Neben die hohe sinfonische Kunst, deren Entwicklung sich im großen und ganzen die Kammer- und Konzertmusik anschloß, erlebte auch die Kleinkunst des Charakterstücks für Klavier im 19. Jahrhundert eine neue Hochblüte. Mendelssohns Lieder ohne Worte und namentlich Schumanns gesamte Klaviermusik aus seiner ersten Periode gaben den Anstoß. Schumanns Name darf unter keinen Umständen fehlen, wenn es sich um die edelsten Vertreter und Verfechter deutscher Art in der modernen Kunst handelt. Er hat nicht allein als Schriftsteller, hierin Wagners richtiger Vorgänger, unermüdlich auf die Gefahren hingewiesen, die unserer Musik damals von Frankreich drohten, sondern auch seine eigene Kunst stets von allem Modetand des Auslandes rein zu erhalten verstanden. Aber auch als Künstler ist dieser bedeutendste unserer Frühromantiker deutsch bis ins Mark: voll übersprudelnder Herzlichkeit und dabei doch voll tiefsinnigen Ernstes, schalkhaft bis zur Ausgelassenheit und dann wieder sinnig und von zartester Träumerei. Kein einziger seiner zahllosen Nachfolger hat die lebensfrische Romantik dieser Klavierpoesie erreicht.

Der kurze geschichtliche Rundgang mag genügen, uns die Eigentümlichkeit der deutschen Musik erkennen zu lassen. An formschöpferischer Kraft sind uns die fremden Völker, besonders die romanischen, allzeit überlegen gewesen, dafür sind aber die fremden Formen bei uns regelmäßig mit einem geistigen Gehalt erfüllt worden, der die Leistungen des Auslandes zum großen Teil weit überbot. Wir verdanken diese Größe unserer Tonkunst in erster Linie der planvollen Organisation der deutschen Musikpflege, dem Erbteil der Reformation, an dessen Weiterbildung Nord und Süd, Adel und Volk, Fachleute und Laien getreulich mitgearbeitet haben. Dazu kommt eine dem Deutschen eigene, hohe und reine Auffassung von Wesen und Aufgabe der Musik, die, ein Erbe der alten Kirche, von Luther bis in die breitesten Schichten des Volkes hineingetragen worden ist. Die Tonkunst ist dem Deutschen nie ein bloßer Zierat des Daseins gewesen, sondern innerste Herzenssache, sie war ihm, wie dereinst den Griechen, ein Spiegelbild der höchsten Gedanken, die seine Seele bewegten. Darum hat sie auch Diesseits und Jenseits, Irdisches und Göttliches von allem Anfang an besonders eng und eigentümlich miteinander verquickt. Der übersinnliche Zug unterscheidet sie stark von der sinnenfreudigen Kunst der Romanen. Es ist darum kein Zufall, daß die Harmonik ihre stärkste Seite ist: ihr viel verschlungenes Gespinst war das gegebene Ausdrucksmittel für die in der Wesen Tiefe trachtende Art der deutschen Meister. Die Franzosen haben mit ihrem beweglichen und schlagfertigen Geiste und ihrer Vorliebe für drastische Wirklichkeitsschilderung die rhythmische Seite der Musik besonders reich entwickelt, in Italien ist dank der Freude des Volkes am Sinnlich-Schönen und an klarer Formgebung die melodische zu besonderer Ausbildung gelangt. Der Deutsche dagegen scheut im Dienste eines charakterfesten Ausdrucks auch vor Härten nicht zurück, und dieser herbe Zug ist seiner Musik bis auf den heutigen Tag zu eigen geblieben.

Häufig wird darauf hingewiesen, daß die Vorliebe für die Instrumentalmusik im Gegensatz zum Gesange ein besonderes Kennzeichen der deutschen Musik sei. Das ist indessen eine Erscheinung, die allen nordischen Völkern im Vergleich zu den sangesfreudigen Südländern gemeinsam ist. Wohl aber ist deutsch die große Freiheit und Mannigfaltigkeit, mit der die Instrumentalformen bei uns behandelt und entwickelt worden sind. Die französische Instrumentalmusik trägt noch heute die Spuren ihrer Herkunft aus dem Tanze an sich, die deutsche hat dagegen alle derartigen Züge längst abgestreift und eine Ausdrucksfähigkeit erlangt, die gerade in jüngster Zeit mitunter zu einer gefährlichen Abschätzung gegenüber der Gesangsmusik geführt hat.

So liegt die Hauptstärke der deutschen Tonkunst in der Weite und Tiefe ihres Gedanken- und Gefühlskreises. Sie hat aber dabei in ihren besten Vertretern auch die Fühlung mit dem breiten Volke niemals verloren, und wenn ihr auch ab und zu deutsche Grübelei den Weg zum Herzen des Volkes zu versperren drohte, schließlich immer wieder das richtige Verhältnis hergestellt. Dabei ist sie sich von Luther bis auf Wagner ihrer Würde und

ihrer sittlichen Aufgabe voll bewußt gewesen und so unserem Volke auch in den trübsten Zeiten eine treue und wirksame Erzieherin und Trösterin geworden. Wir wollen nie vergessen, daß in den kritischen Jahren zwischen dem Dreißigjährigen und dem Siebenjährigen Kriege einzig und allein die deutsche Musik durch Bachs und Händels Mund Zeugnis dafür abgelegt hat, daß die ursprüngliche Schöpferkraft in unserem zerrütteten Volke noch nicht erloschen war.

Durch den Rückgang der musikalischen Jugenderziehung infolge des Zerfalls der Schulchöre ist das Band zwischen Musik und allgemeiner Bildung merklich gelockert und viel Unklarheit und Gleichgültigkeit in musikalischen Dingen in unser Volk getragen worden. Das ist nicht die Art, ein großes Erbe der Vergangenheit würdig zu verwalten. Gerade die Jugend sollte immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die Musik mit unserem deutschen Geistesleben so innig verwachsen ist wie nur irgendeine andere Kunst, und daß es sich bei ihrer Pflege nicht um eine müßige Liebhaberei einzelner Bevorzugter handelt, sondern um eine Angelegenheit unseres ganzen Volkes.

Büchernachweis: H. J. Moser, Geschichte der deutschen Musik I; Halle 1920, H. Diekmann. — A. v. Dommer, Handbuch der Musikgeschichte, 3. Aufl. bearb. von A. Schering; Leipzig 1914, Breitkopf & Härtel. — E. Naumann, Illustrierte Musikgeschichte, 2. Aufl. bearb. von E. Schmitz; Stuttgart 1908, Union. — H. Kretzschmar, Musikalische Zeitfragen, Volksausgabe; Leipzig 1910, C. F. Peters. — H. Riemann, Musiklexikon, 9. Aufl.; Leipzig 1919, Max Hesse. — Lebensbilder: J. S. Bach von Ph. Spitta, 2. Aufl.; Leipzig 1916, Breitkopf & Härtel. — G. F. Händel von F. Chrysander, 2. Aufl., 3 Bde.; ebenda 1919. — W. A. Mozart von O. Jahn, 4. Aufl., 2 Bde.; ebenda 1905 u. 1907. — L. v. Beethoven von P. Bekker; Berlin 1912, Schuster & Löffler. — F. Schubert von R. Heuberger, 2. Aufl.; Breslau 1908, Schles. Verlagsanstalt vorm. Schottländer. — R. Schumann von H. Abert, 3. Aufl.; ebenda 1917. — R. Wagner von G. Ernest; Berlin 1915, G. Bondi. — Briefsammlungen: Mozarts Briefe von L. Schiedermair; München 1914, G. Müller. — Beethovens Briefe von F. Prelinger, 5 Bde.; Wien 1907, Rosner & Co. = Schumanns Jugendbriefe von E. Schumann, 4. Aufl.; Leipzig 1910, Breitkopf & Härtel. — Briefwechsel Wagner-Liszt von E. Kloß; ebenda 1887. — Briefwechsel Wagners an M. Wesendonck; ebenda 1906. — Briefwechsel Brahms-Joachim von A. Moser, 2 Bde.; Berlin 1908, Deutsche Brahms-Gesellschaft.

Das Theater.

Der Deutsche hatte, wie in seinem Schrifttum, so auch auf dem Gebiete des Theaters nicht das Glück einer einheitlichen, ungebrochenen Entwicklung aus den religiösen Uranfängen aller dramatischen Kunst heraus, das den

Griechen und nächst ihnen vielleicht einzig noch den Spaniern beschieden war. Mehrfach wirkte fremder Einfluß störend und umbildend auf seine Bühnenkunst, und bis auf den heutigen Tag steht sein Theater, wie mittlerweile die Bühne der Kulturvölker überhaupt, unter der Einwirkung griechischer und durch die Renaissance umgewandelter klassischer Formen.

Im christlichen Mitteleuropa erblühte die Freude am dramatischen Spiel, wie überall in der Welt, aus dem religiösen Ritus. Die Kirche entwickelte unabhängig vom Nationalen aus der Vorlesung des Evangeliums an den hohen Feiertagen am Altar ein bescheidenes Auferstehungs-, Weihnachts- und Passionsspiel. Dieses von Priestern und Chorkindern unter musikalischer Begleitung dargestellte liturgische Drama verzichtete anfangs auf jede szenische Wirkung. Aber das Auftreten der prachtvoll gekleideten Priester, die mit verteilten Rollen das Evangelium verlasen und bald durch allerlei Zusätze erweiterten, drängte wie von selbst zu szenischer Betätigung. Das Suchen nach der Leiche des Herrn wurde begleitet von mimischen Bewegungen, im Weihnachtsgottesdienst gab die Flucht des heiligen Paares nach Ägypten z. B. willkommenen Anlaß zu darstellerischem Wirken. So führte die Freude am Spiel und die Schaulust der Gemeinde zu einer Simultanbühne, die durch auf oder vor den Altar gestellte Sessel verschiedene Örtlichkeiten andeutete. In einem Bogengang des hohen Chors dachte man sich z. B. das Paradies; der Wettlauf des Petrus und Johannes nach dem Grabe des Herrn, der Krämer, bei dem die heiligen Frauen die Spezereien zur Salbung des heiligen Leichnams kauften, der Jesum tragende Esel oder der Zorn des Herodes entfesselten bereits die Lachlust der Neugierigen, und bald verwies religiöser Eifer sowie der wachsende Umfang der Handlung das halbliturgische Drama hinaus auf den Kirchplatz oder auf den Markt. Noch leiteten die Geistlichen das als kirchliche Feier gedachte Spiel, aber schon beteiligen sich neben ihnen Leute aus dem Volk und wandernde Mimen an der Darstellung. An Stelle des lateinisch vorgetragenen Bibeltextes treten deutsche Worte, und der Sprechvortrag veranlaßt bereits eine bescheidene deklamatorische und schauspielerische Hingabe des Laien. Die Anzahl der szenischen Hilfsmittel für diese Freilicht-Simultanbühne, die alle Örtlichkeiten der Handlung in bunter Reihenfolge nebeneinanderstellte, wächst, und binnen kurzem verlangt das Mysteriendrama eine außerordentliche Pracht der Ausstattung.

Stand ein Marktplatz (Abb. 1) für das nur ganz äußerlich durch die Handlung zusammengeschlossene Vielerlei der Vorstellung nicht zur Verfügung, so half man sich durch die Karren der Wagenbühnen, die als Wandeldekorationen vor den Zuschauern vorüberzogen. Gewöhnlich aber ging das Publikum wie an einer Schaubudenreihe entlang von einer Spielstelle (mansio) zur anderen. Selten nur begegnen

uns in mehrere Stockwerke übereinandergelegte Bühnenabschnitte. Fehlte es an Dekorationsmitteln, so verwies wohl eine Tafel auf Namen und Art des szenischen Hintergrundes, oder einer der Darsteller erklärte im Prolog die einzelnen Schauplätze. Mit dem großartigen Aufschwung des städtischen Lebens im deutschen Mittelalter, mit dem wachsenden Einfluß der Zünfte und Bruderschaften auf die bürgerlichen Angelegenheiten stieg die Beteiligung des Bürgertums an den Aufführungen. So trat mit der Abschwächung der geistlichen Bevormundung auch der religiöse Ursprung der Spiele mehr und mehr zurück, und um den Grundstock der heiligen Handlung wucherte üppig das Rankenwerk derb volkstümlicher und grob komischer Erfindung, die für die szenische Verwirklichung des glänzendsten Rahmens bedurfte. 22 Mansionen sind für einzelne Mysterien nachgewiesen, die Dauer der Aufführungen schwankt zwischen drei und vierzig Tagen. Bis zu 60000 Zuschauer fanden sich bisweilen ein; 300 Darsteller, die 491 Rollen spielten, werden gezählt. Bühnenhäuser waren bei solcher Ausdehnung der Spiele natürlich unmöglich. Auch die seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufkommenden Moralitäten, in denen nicht nur wirkliche Personen, sondern personifizierte Laster und Tugenden, sehr scharf aber eintönig charakterisierte Allegorien auftraten, wurden von den Bruderschaften meist unter freiem Himmel aufgeführt.

Begünstigten das Mysterienspiel mit seinem humoristischen Beiwerk an Teufeln und Teufelsbraten und die Moralität eine im allgemeinen typisierende Darstellungsweise, so schuf doch auch schon das Mittelalter in lustigen Spielen auf volkstümlicher Grundlage einen schärfer charakterisierenden Bühnenstil. Vielleicht gingen diese schwankartigen, ganz unliterarischen Schöpfungen auf die Künste der Fahrenden, der joculatores, der wandernden Mimen, die schon das Altertum gekannt hatte, zurück. Mit veränderter Stimmlage sagte etwa ein solcher Spieler kleine lustige Szenen her und ließ dazu unter Umständen seine Marionetten durcheinanderwirbeln. Hier liegen die Anfänge des Puppenspieles, das später Goethe beglückte und das heute wieder zu Ehren kommt. Mehrere Darsteller führten eine drollige oder saftig komische Handlung auf, verspotteten einzelne oder ganze Berufsstände und brachten so, ähnlich den klassischen Mimusspielen, den Atellanen, die Gattung der Farcen und Fastnachtsspiele zu starker Wirkung. Hie und da spielte man sie schon in geschlossenen Räumen. In Nürnberg wurde 1550 das erste deutsche Komödienhaus errichtet. Am friesischen Hofe in Jever ergötzte sich um die gleiche Zeit die Landesherrin an den Fastnachtsspielen der Schüler, und die Nürnberger Meister Hans Rosenplüt und Hans Folz, vor allem aber die liebenswürdig behagliche Kunst des Hans Sachs (1494—1576) befriedigten das Bedürfnis der Zeit nach Darstellungen voll derber Ausgelassenheit und stark possenhafter Beleuchtung menschlicher Schwächen ohne ironische Verzerrung. Aufgeführt wurden diese Spiele und Schwänke im allgemeinen von Bürgern. Deutsche Berufsspieler gab es, abgesehen von den wenigen Fahrenden, noch nicht.

So glücklich Hans Sachs in seinen Fastnachtsspielen war, so steif blieb er als Verfasser ernsthafter Dramen, so sehr versagte er unter dem Einfluß der Renaissance. Es ist bezeichnend. Ein ganz deutscher Mensch verliert das Beste seiner Eigenart unter Einwirkung der aus der Fremde kommenden neuen Ideale und Bildungswerte. Lange Zeit brauchte der Deutsche, diese zu verarbeiten, und stark wurde er von ihnen gehemmt, auch in der Weiterbildung seines Bühnenwesens. Denn die aus der Antike Kraft und Schönheit saugende neue Kunst der Humanisten verachtete das christlich-volkstümliche Mysteriendrama mit seiner stilwidrigen Mischung von komischen und tragischen Elementen so sehr wie den derben Schwank des ungelehrten Meistersingers. Der Humanist nahm Anstoß an der Form, der von den gleichen Bildungswerten genährte Träger der kirchlichen Reform an dem Gehalt der deutschen Mysterien. So wurden sie, etwa seit dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts mißachtet, verboten und bald fast ganz vergessen. Das Oberammergauer, das Höritzer Passionsspiel und ähnliche in der Gegenwart von der Fremdenindustrie ausgewertete Vorführungen sind die letzten stark umgewandelten Reste der alten deutschen Schauspiele. An die Stelle des volkstümlichen Mysteriums trat das von Luther (1483 bis 1546) und den Reformatoren warm empfohlene, von der Renaissancebühne beeinflußte Schuldrama mit seinen fast lediglich der biblischen Geschichte entnommenen Stoffen. Aber da es im wesentlichen Bildungszwecken zu dienen bestimmt war, von Schülern für die Schule und den kleinen Kreis humanistisch angeregter Menschen dargestellt wurde, blieb ihm eine literarische und darstellerische Wirkung auf das Volksganze versagt, so sehr auch einzelne talentvolle Arbeiten, namentlich des lateinisch geschriebenen Jesuitendramas, einen stärkeren Nachhall verdient hätten, so redlich sich der brave Zittauer Rektor Christian Weise (1642—1708) um einen lebendigen Darstellungsstil seiner Schüler und um eindrucksvolle Aufführung seiner zahllosen Schuldramen mühte. Eine eigentümlich deutsche Theaterkunst war noch unmöglich. Es fehlte an einem geistigen Mittelpunkte im Lande sowie an Berufsdarstellern. Auch die sehr deutsche Bevorzugung alles Fremden erwies sich als hinderlich. Deutschland lernte zwar aufs eifrigste an fremden Mustern, aber eine tiefe Kluft tat sich auf zwischen der breiten Volksmasse und dem Stand der Gelehrten, die sich berufen glaubten, die deutsche Bühnenkunst einer ersten Blüte entgegenzuführen.

Das von den Griechen und von Seneca stark beeinflußte italienische Renaissancedrama, beinahe ausschließlich an den Höfen und für die Höfe gepflegt, wurde in Deutschland von den Humanisten nachgeahmt und schlecht und recht dargestellt. Wichtiger für die Entwicklung des Theaters erwies

sich das seit etwa 1555 vorhandene italienische Schäferdrama, das bis ins 18. Jahrhundert hinein ein Lieblingskind fürstlicher Laune blieb und noch bei Goethe eine letzte gefällige Blüte treiben sollte. Aus dem stark an musikalische Begleitung gebundenen Schäferspiel entsteht die Oper, die mit Rinuccinis „Dafne" 1594 einen Eroberungszug durch ganz Europa begann. Martin Opitz (1597—1639) übersetzte 1627 das Werk ins Deutsche, Heinrich Schütz (1585—1672) komponierte es neu, und damit war der fremden Kunst, war welschen Sängerinnen und Kastraten an den deutschen Höfen Tür und Tor geöffnet.

Mit Notwendigkeit hatte sich das Renaissancedrama an den Höfen der oberitalienischen Fürsten die Renaissancebühne zur ausschließlichen Belustigung der höfischen Gesellschaft geschaffen. Dort verlangte man zuerst für mythologische und allegorische Pantomimen im Freien oder in geschlossenen Festsälen ein gewöhnlich als Stadtansicht angeordnetes perspektivisches Bühnenbild (Abb. 2), das durch einen Vorhang vom Zuschauerraum getrennt war. Für ein breiteres Publikum genügte der hufeisenförmig den rechteckigen Theatersaal umgebende, amphitheatralisch ansteigende Zuschauerraum nicht; so entwickelte sich das Rang- und Logentheater etwa seit 1639. Auf die unveränderliche Bühnendekoration, deren selbstverständliche Folge die Einheit des Ortes in der dramatischen Handlung sein mußte, kam die bewegliche der „Telaribühne" (Rahmen), deren drehbare, mit bemalter Leinwand umspannte Prismen eine Ortsveränderung der Bühnenhandlung bescheiden andeuteten (Abb. 3). Sie wurde um 1620 von der „Kulissenbühne" abgelöst. Das erste deutsche Perspektivtheater errichtete wohl Joseph Furttenbach 1640 in Ulm (Abb. 2 und 3). Erst im 19. Jahrhundert tritt an Stelle der seitlich offenen Kulissenbühne, die mittlerweile die Seitenkulissen und die den Bühnenraum nach oben abschließenden Soffitten zu festen „Bögen" vereinigt hatte, für Innendekorationen eine das Szenenbild wie ein Gehäuse umgebende „Panoramabühne". Seit Erfindung des „Rundhorizonts" 1869, der, als helle Leinwandfläche in U-Form um die ganze Bühne gespannt, für jeden Hintergrund den Eindruck der Wirklichkeit erhöht, kann man an Stelle der Bögen realistischer wirkende „Versatzstücke" ausgiebig verwenden (Abb. 4). Auf dieser „Guckkastenbühne" des „Illusionstheaters" der Renaissance- und Barockzeit entfaltet sich dann unter dem Einfluß unserer klassischen Literatur die deutsche Opern- und Schauspielkunst zu voller Blüte.

Für den äußeren Glanz der Oper sorgten die Fürsten von Anfang an mit verschwenderischer Hand. Das Schauspiel aber mußte sich im großen und ganzen selbst helfen, und es ist fraglich, ob wir ohne einen Anstoß von außen schon um die Wende des 16. Jahrhunderts zu einem wirklichen Berufsschauspielerstand gekommen wären.

In England hatte sich mit dem Niedergang der Mysterien und dem Aufkommen des gelehrten Renaissancedramas, sowie einer volkstümlichen Historiendichtung ein eigener Schauspielerstand entwickelt, der entweder in offenen „Sommertheatern" (Abb. 5) oder in gedeckten „Privattheatern" spielte. Der weit in den Zuschauerraum hinausspringende Hauptspielplatz der Shakespearebühne, die überdeckte Hinterbühne, das durch Türen zugängliche Innengelaß, die über diesem Gelaß befindliche

Galerie und der Dachraum gaben die Möglichkeit, eine Szene nach der anderen pausenlos abzuspielen. Was dem jungen Goethe des Götz und den Stürmern und Drängern als genialer Handlungswirrwarr erschien, war tatsächlich ein künstlerisch geschlossenes Gebilde. Auf Bühnenillusion im Sinne des italienischen Renaissancetheaters verzichtete das englische Publikum; Dichter und Darsteller hatten sie ihm zu geben. Kein Wunder, daß auf diese Weise ein fähiger Berufsschauspielerstand sich herausbildete, der, echt englisch, bereits früh zu Erwerbszwecken auf Reisen ging.

Bedeutungsvoll für die deutsche Entwicklung werden diese englischen Komödianten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Nicht die besten werden es gewesen sein, die die Heimat verließen, und wir dürfen ruhig annehmen, daß ihre Künste nicht rein schauspielerischer Natur waren, daß Zirkus- und Seiltänzerfertigkeiten mit unterliefen. Doch sie stellten einen Berufsstand mit festen Überlieferungen und Formen dar. Das war das Wichtige. So hielt sich Heinrich Julius von Braunschweig unter John Sackeville schon eigene englische Hofkomödianten, für die er um 1594 einen aus zwölf Prosadramen bestehenden deutschen Spielvorrat anlegte. Sie machten bald Schule. Deutsche Truppen schlagen sich nun neben den glänzend bezahlten Engländern kümmerlich durch, spielen in Scheunen und Gasthöfen wilde Stegreifkomödien nach englischen Stoffen, daneben handfeste Possen, in denen der Pickelhäring, ein Nachfahre des Clowns, zu allgemeiner Beliebtheit gedeiht. Aber die hochdeutschen Komödianten schaffen in Not und Entbehrung doch den deutschen Schauspielerstand, als dessen würdiger Vertreter in dieser Frühzeit der Magister Johann Velten zu gelten hat. Ihn und eine Anzahl seiner Mitglieder ernannte Johann Georg II. in Dresden 1669 mit einem Gagenetat von 1950 Talern zu sächsischen Hofkomödianten. Deutsche Darsteller gab es jetzt also, auch ein mäßiges deutsches Repertoire, obwohl die Gryphius, Lohenstein und Weise nicht für die Komödianten schrieben, aber die nun auch in Deutschland unter dem Einfluß der italienischen Renaissance entstandenen Theatergebäude dienten fast ausschließlich der italienischen Oper oder italienischen und französischen Schauspielertruppen.

Erst mit dem Aufstieg der deutschen Literatur konnte der deutsche Schauspielerstand langsam zu künstlerischer Vollendung und zu bürgerlicher Achtung gelangen, wenn er auch bis in die klassische Zeit hinein bescheiden hinter der gefälligeren Kunst ausländischer Sänger und Sängerinnen zurückstehen mußte.

Christoph Gottsched (1700—1766) hat zuerst versucht, den Gegensatz zwischen der Kunstanschauung der Gebildeten und den Bedürfnissen der breiten Masse auf dem Gebiete des Theaters zu überbrücken, indem er das klassizistisch gebundene Renaissancedrama der Franzosen, zugleich aber auch, namentlich mit Hilfe seiner Frau Luise Adelgunde Kulmus (1713

bis 1762) das beweglichere Lustspiel von jenseit des Rheines einführte. Seine Bestrebungen berührten sich mit dem ehrlichen Idealismus bedeutender „Prinzipale", denen an einer Förderung des Theaters, einer Hebung des tief verachteten Schauspielerstandes gelegen war. Mit Gottscheds Hilfe versuchte Karoline Neuberin (1697—1760) in Leipzig dem neuen aus Frankreich eingeführten Drama eine Heimstätte zu bereiten. Der Harlekin, das Wahrzeichen der groben, regellosen deutschen Kunst, wurde feierlich auf der Bühne verbrannt, aber was Gottsched an seiner Stelle brachte, war im besten Falle Übersetzung oder ungeschickte Nachahmung.

Tüchtige Darsteller schulten sich immerhin an dem zur Verfügung stehenden literarischen Gut aus zweiter Hand, fleißige und begabte Führer, wie Johann Friedrich Schönemann und Konrad Ekhof begründeten Prinzipalschaften, aus denen so bedeutende Talente wie Konrad Ackermann und Sophie Schröder hervorgingen. In Leipzig und Berlin spielte Döbbelin, im Norden machte sich Ackermanns Truppe, im deutschen Süden die Seylers einen geachteten Namen. Schon errichtete Ekhof 1753 eine erste deutsche Schauspielerakademie, schon ging man 1767 unter Lessings dramaturgischem Beirat daran, in Hamburg ein deutsches Nationaltheater zu schaffen, das alle künstlerischen Kräfte der Nation widerspiegeln sollte. Zwar zerschlugen sich die großen Hoffnungen der Begründer, aber ständige Stadt- und Hoftheater unter Direktoren wie Ludwig Schröder in Hamburg, Dalberg in Mannheim, Goethe in Weimar setzten sich nun doch allmählich durch.

Denn mittlerweile war die literarische Entwicklung mit Riesenschritten vorwärts gegangen. Gellerts (1715—1769) flache Nachahmungen französischer Rührstücke verblaßten gegenüber der sicheren Gestaltungskraft des bürgerlichen Dramas, das Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781), vom englischen Theater der Zeit angeregt, seinem Volke schenkte. Nun hörte zum ersten Male der Deutsche sich selbst von der Bühne herunter reden, sah seine Not und seine Leidenschaft schlicht und innig sich ausleben. Und mit dem ersten deutschen Lustspiel, mit Lessings „Minna von Barnhelm" kam auch die urgesunde Heiterkeit seiner rechtlich gesinnten, braven, treuherzigen Natur auf das Theater, so daß die Darsteller nur nötig hatten, so schlicht und so natürlich wie möglich zu sein, um solch frischem Leben gerecht zu werden.

Doch Lessings unablässige Arbeit bereitete auch den Stil der großen Tragödie vor. Sein Kampf gegen Gottsched und die Regeln der drei Einheiten, sein Eintreten für Shakespeare öffnete den Zeitgenossen Herz und Sinn für die gewaltige, urnatürliche Wucht des englischen Dichters. Das Theaterpublikum zwar wurde noch bevormundet. Noch wagte Ludwig Schröder (1744—1816) in seinen Hamburger Bearbeitungen Shakespearescher Dramen nicht, die vernichtende Größe dieser Art von Tragik auf der Bühne zu zeigen, doch die junge Generation der Stürmer und Dränger, an

ihrer Spitze Goethe und Schiller, fühlte sich tief ein in die ihnen verwandte seelische Welt. Nun konnte das deutsche Drama es wagen, jede menschliche Leidenschaft in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, nun erst waren die große historische und die bürgerliche Tragödie möglich. Wäre Schillers und vor allem Goethes weitere Entwicklung unberührt geblieben von der jetzt neu anstürmenden Welle des allerdings nicht mehr französisch verfärbten Klassizismus, vielleicht wäre unser Drama schon damals zu einer ganz deutschen Höhe reinster Charakterkunst gediehen, deren Ansätze in den Räubern, in Kabale und Liebe, im Götz sich zeigten und die dann erst Heinrich von Kleist (1777—1711) erreichte. So aber mußten Schiller wie Goethe zu einer innigen Verschmelzung deutschen und griechischen Geistes kommen, die unser Stildrama schuf und unsere Schauspielkunst vor neue große Aufgaben stellte. Wirklichkeitsdarstellung und idealistischer Stil mußten nebeneinander gepflegt werden. Goethes Mühen um eine Weimarer Musterbühne, deren Tradition Pius Alexander Wolff in Berlin fortsetzte, und Schillers Streben nach einem klassischen Schauspielbestand unseres Theaters dienten zugleich der seit Lessings Hamburger dramaturgischen Tätigkeit nicht mehr erloschenen Hoffnung auf eine deutsche Nationalbühne, die sich doch nicht erfüllen sollte. Denn der alte Zwiespalt zwischen tief Gebildeten und den im Theater nur Zerstreuung und Erheiterung Suchenden ließ sich nicht mehr beseitigen.

Der österreichische Süden, der seit Ferdinand II. auf hundert Jahre aus dem deutschen Kulturkreis ausgeschieden war und unter romanischen Bildungseinflüssen gestanden hatte, besann sich unter Maria Theresia und Joseph II. auf seine ursprüngliche Art. 1776 wurde das Burgtheater begründet, das bis weit in die Gegenwart hinein die vornehmste Pflegstätte deutscher Darstellungskunst bleiben sollte. In Österreich erstand ein den Klassikern ebenbürtiger Nachfahre in Franz Grillparzer (1791—1872), in Wien, dem „Capua der Geister", wurden des herben Niederdeutschen Friedrich Hebbel (1813—1863) reifste Stiltragödien geschaffen. In der weichen Luft des Südens erwuchsen der liebenswürdige, gefühlvolle Ferdinand Raimund (1730—1836) und der kräftig volkstümliche Ludwig Anzengruber (1839—1889), deren Erfolge mit dem Dialektstücke nicht auf ihre Heimat beschränkt blieben. Vor allem aber wurde Deutsch-Österreich wichtig als die Wiege der neuen deutschen Musik und Oper, die über Gluck, Haydn und Mozart zu Beethovens einsamer, erhabener Größe aufstieg.

Längst war inzwischen der Schauspielerstand in die bürgerliche Gesellschaft hineingewachsen. Berlin, München, Dresden und Stuttgart standen neben Wien an führender Stelle; von den größeren Stadttheatern vermochten sich Hamburg, Prag, Leipzig und Mannheim dauernd in erster Reihe zu behaupten. Darsteller wie Lud-

wig Devrient, Karl Seydelmann, Theodor Döring u. a. schufen sich einen weit über ihren Wirkungskreis hinausreichenden Namen, und bald begann nach einem Zeitraum der Stetigkeit das wandernde Virtuosentum, das noch heute andauert, den Wert eines ausgeglichenen Zusammenspiels zu beeinträchtigen. Mit der 1869 völlig erreichten Gewerbefreiheit für die Theater schossen allerorten Neugründungen von Theatern wie Pilze hervor und brachten einen starken Niedergang des Darstellungsstiles mit sich. So sehr der Stand durch allerlei Hausgesetze, durch die Schaffung von Theater Pensionskassen und die 1871 vollzogene Gründung der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger in seiner Gesamtheit geschützt und gehoben wurde, so stark wuchs doch auch, von gewissenlosen Agenten und Direktoren unerbittlich ausgebeutet, das Theaterproletariat.

Gegen die Auswüchse des Virtuosentums suchte schon Karl Immermann (1796—1840) anzukämpfen. Er strebte in Düsseldorf einen festen Darstellungsstil, ein feines Zusammenspiel an, scheiterte aber an der Gleichgültigkeit seines Publikums. Was er gewollt hatte, vermochte erst der geniale Dramaturg Heinrich Laube (1806—1884) in Wien durchzuführen, der 30 Jahre lang dem deutschen Bühnenleben den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat.

Er ging durchaus vom „Theater" aus. Was auf der Bühne wirkte, mochte es klassisch oder mochte es modern sein, hieß ihm Literatur. Für Ausstattungswesen und Kulissenzauber hatte er keinen Sinn. Sein eigentliches Gebiet war das Konversationsstück, das er in einer vorher nie erreichten Natürlichkeit auf die Bühne stellte. Aus der Not seiner im Grunde nüchternen Natur machte er eine Tugend, indem er einzig darauf ausging, den geistigen Gehalt eines Werkes in möglichster Schlichtheit und Echtheit herauszubringen. Voll seltener Findigkeit für junge Talente, voll eiserner Energie, mit angeborenem Herrschertalent dem eigenwilligen Völkchen seiner Darsteller gegenüber, gelang es ihm, namentlich während seiner Direktionstätigkeit an der Burg, eine Kunst des Zusammenspiels zu erreichen, die mustergültig für alle ernsten Theater geworden ist. Bedeutende Darsteller wie Adolf Sonnenthal, Bernhard Baumeister, Josef Lewinsky, Charlotte Wolter wuchsen unter seiner strengen Zucht heran. Die verhältnismäßige Dürftigkeit des deutschen Lebens bis in die siebziger Jahre hinein begünstigte seine auf Einfachheit des Bühnenrahmens gerichtete prunklose Art. Unter Laube wurde man wirklich dem Geiste einer Dichtung auf der Bühne gerecht.

Dem Bedürfnis nach Prachtentfaltung, nach möglichster Steigerung der Illusion kam zunächst Franz Dingelstedt (1814—1881) in München, Weimar und Wien entgegen. Er pflegte vor allem die Klassiker, ging nicht wie Laube nur vom geistigen Gehalte einer Dichtung aus, sondern suchte aus dem Zusammenklang von musikalischen, malerischen und sprachlich-geistigen Elementen eine aufs höchste gesteigerte Szenenwirkung zu erreichen. Von seiner geschmackvoll mit allen Bühnenmitteln einen harmonischen Gesamteindruck anstrebenden Art war es nur noch ein Schritt bis zur Verwirklichung von Richard Wagners (1813—1883) Forderung eines dramatischen Gesamtkunstwerkes, das durch eine Vereinigung von Drama, Musik und bildender Kunst die höchste Verklärung und Idealisierung dichterischer

Gestaltung ermöglichen sollte. Diese Forderung, die schon Herder und Goethe vertreten hatten, fand mit der Begründung seines Bayreuther Festspielhauses 1876 ihre Erfüllung, wenn auch das deutsche Nationaltheater damit doch nicht geschaffen war. Da schien die Wandertruppe der Meininger eher geeignet, in allen deutschen Gauen das Gefühl für den Wert unserer klassischen Literatur zu wecken oder zu vertiefen.

In der Dürre des literarischen Lebens der siebziger Jahre, als das Theater mit fremder Ware überschwemmt und von Paul Lindau u. a. fast ausschließlich mit Ehebruchsstücken französischer Herkunft versorgt wurde, wirkte ihr Auftreten wie ein Gesundbrunnen. Mit Veredlung englischer Vorbilder hatte ihr Begründer, der Herzog Georg von Meiningen, Vorstellungen von seltener Geschlossenheit zustande gebracht, in denen jedes Heraustreten einzelner Darsteller zu virtuosen Sonderleistungen verpönt war. Allerdings führten die Meininger auf ihren Gastspielreisen von 1874 bis 1890 auch das Ausstattungswesen zu einer solchen Höhe, daß die aufgeführten Dramen bisweilen hinter der Echtheit der Kostüme, der Pracht der Szenenbilder zurücktraten.

Als dann Berlin, nicht zum Vorteil der Gesamtentwicklung, die Führung auf dem Gebiete des Theaters übernahm, als seit dem Naturalismus der neunziger Jahre wieder eine deutsche Bühnendichtung vorhanden war und Gerhart Hauptmann und sein Meister Henrik Ibsen den Spielplan hauptsächlich bestritten, ging das Streben nach vollkommener Natürlichkeit auf der Bühne so weit, daß nicht einmal die von der Deutschen Bühnengenossenschaft erhobene Forderung nach einem einwandfreien, mundartlich nicht verfärbten Theaterdeutsch und die von Theodor Siebs 1900 festgelegten „Grundzüge der Bühnenaussprache" sich allgemein durchsetzen konnten. Jeder sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen war. So kam ein Bühnendeutsch in Aufnahme, das wohl für die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bestehende Wiener Volksbühne und die in kunstfeindlichster Weise von Wien aus sich über Deutschland ausbreitende Operette berechtigt sein mochte, das aber der Darstellung ernster Werke oder gar unserer großen Stiltragödien nur Abbruch tun konnte.

Natürlich ruhten auch die Bemühungen um die Erhöhung der Bühnenillusion nicht. Echte Bäume, echte Rasenteppiche, wirkliche Häuser sollten nun ein Bühnenbild geben, das die volle Tatsächlichkeit vortäuschte. Hatte Otto Brahm in seiner stillen und vornehmen Weise namentlich Ibsen und die Dichter des Naturalismus in wunderbar lebensechten und doch nie aufdringlich realistischen Vorstellungen am Berliner Deutschen Theater gepflegt, so übernahm mit dem Abflauen der naturalistischen Bewegung Max Reinhardt die Führung auf dem Gebiete des reinen Illusionstheaters. Meister in der Durchgestaltung großer Massenszenen und mit seinen keine laute Wirkung außer acht lassenden Aufführungen Shakespeares sowie der griechischen und deutschen Klassiker über Gebühr als der erste deutsche Regisseur gepriesen, vermochte er doch über eine äußere Bewältigung seiner Aufgaben nicht hinauszukommen.

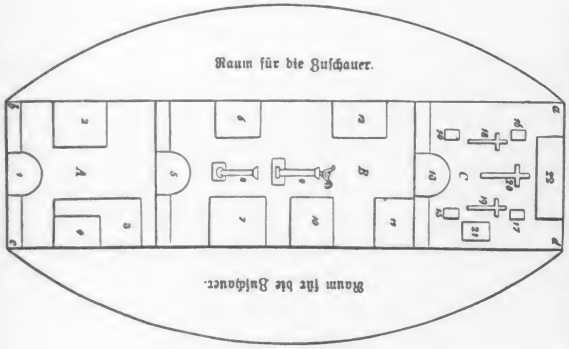
Unterstützt wurden die Bestrebungen nach höchster Illusionsfähigkeit der Darstellung durch eine Reihe technischer Erfindungen. Das Fortunylicht, eine dem

Tageslicht sehr ähnliche, zerstreuende Beleuchtungsart, löste die alte Rampenbeleuchtung ab und gab von jedem Platze des nach dem Vorbild von Richard Wagners Bayreuther Festspielhaus amphitheatralisch angeordneten Zuschauerraumes aus ein natürliches Bühnenbild. Die Aufgabe der Pausenkürzung bei Szenenverwandlungen löste man in mannigfacher Weise. Nach dem Asphaleiasystem versenkt man mit Hilfe hydraulischer Vorrichtungen eine ganze Szenendekoration und schiebt auf den leergewordenen Platz eine nächste vom Hinterraum des Bühnenhauses aus vor. Auf der Wagenbühne fährt man die auf „Wagen" stehenden fertigen Szenen je nach Bedürfnis vor die Bühnenöffnung, und die Drehbühne stellt mit einer Drehung die verschiedenen Dekorationen vor den Zuschauer.

Gegen die übermäßige Verfeinerung der Illusionsbühne hatte sich schon 1817 Schinkel in seinen Entwürfen für den Neubau des Berliner Nationaltheaters gewendet. Aber zur Tat wurde die Stilbühne, die nur einen möglichst schlichten Rahmen für die aufzuführende Dichtung schaffen will, erst im 20. Jahrhundert. Seit 1908 arbeitet das „Münchner Künstlertheater" nicht ohne gelegentliche Absonderlichkeiten an der Verwirklichung dieser Aufgabe, und ähnlichen Zielen streben expressionistische Bühnenversuche unserer Tage zu.

Vom deutschen Nationaltheater sind wir weiter entfernt denn je, denn der kapitalistische Zug der letzten Jahrzehnte hat die meisten Bühnen zu reinen Geschäftsunternehmungen heruntergedrückt, wenn man auch der sozialen Absperrung des Theaters nach unten durch hohe Eintrittspreise mit Volksvorstellungen bereits erfolgreich begegnete. Die starke Neigung unseres Volkes zum Theater in die rechten nationalen Bahnen zu leiten, schon der Jugend die Augen und das Herz für die Kulturwerte einer reinen tragischen und komischen Kunst zu öffnen und sie zu stählen für den Kampf gegen jede bewußte oder unbewußte Geschmacksverderbnis, die ja namentlich durch die öden Schaustellungen der Kinematographen gefördert wird, ist eine unserer wichtigsten Aufgaben. Denn nur dann werden wir uns aus dem Jammer der Gegenwart wieder emporarbeiten können, wenn der Deutsche körperlich und geistig gesund bleibt. Ein Mittel dazu und eins der besten ist das von unseren Klassikern geschaffene, von unseren reinsten und tiefsten Künstlern weiter gebildete Theater.

Büchernachweis: Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 2 Bde.; Leipzig 1905, W. Heims. — Chr. Gaehde, Das Theater, 2. Aufl. (AAuG Bd. 230); Leipzig 1913, B. G. Teubner. — M. Martersteig, Das Theater im 19. Jahrhundert; Leipzig 1904, Breitkopf & Härtel. — Spemanns Goldenes Buch des Theaters (Spemanns Hauskunde V); Stuttgart 1912, W. Spemann. — Adolf Winds, Der Schauspieler; Berlin 1919, Schuster & Loeffler. — Ferd. Gregori, Der Schauspieler (AAuG Bd. 692); Leipzig 1919, B. G. Teubner. — C. Hagemann, Regie, 5. Aufl.; Berlin 1919, Schuster & Loeffler. — G. Freytag, Die Technik des Dramas, 12. Aufl.; Leipzig 1912, S. Hirzel.

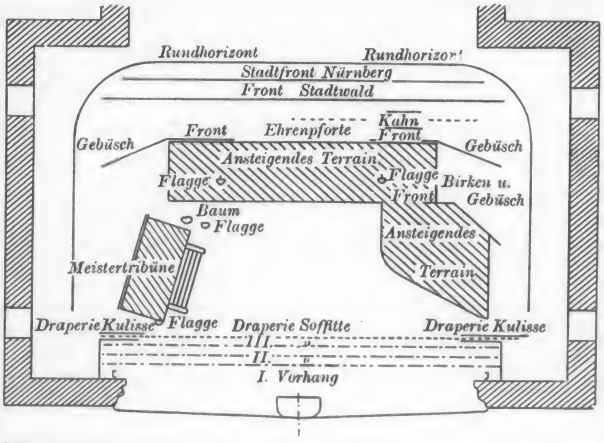


A, B, C sind die Abteilungen der Bühne. 1. Das erste Tor. 2. Die Hölle. 3. Der Garten Gethsemane. 4. Der Ölberg. 5. Das zweite Tor. 6. „Herodes hauß". 7. „Pilatus hauß". 8. „Die sul, daran Jesus gericht" (gegeißelt wird). 9. „Die sul, daruff der guler (Hahn) ist". 10. „Kaivas hus". 11. „Annas huß". 12. „Das huß in das nachtmal war". 13. Das dritte Tor. 14–17. Die Gräber. 18–19. Kreuze der beiden Schächer. 20. Kreuz Christi. 21. „Das heilig grab". 22. „Der himmel".

1. Grundriß einer Simultanbühne auf freiem Platz.
Nach Hammitzsch, Der moderne Theaterbau.

3. Grundriß des Ulmer Stadttheaters.
Nach J. Furttenbach, Arch. civ.

2. Bühnenansicht.
Nach Joseph Furttenbach, Arch. civ.



4. Rundhorizontdekoration. (Festwiese aus den Meistersingern.)
Nach C. Hagemann, Neale.

5. Englisches Sommertheater „Schwantheater" in London.
Nach einer Zeichnung J. de Wittes (1596) a. Gaedertz, Zur altengl. Bühne.

Die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen.

An der Entwicklung des deutschen Geisteslebens haben vor allem die eingeborenen Kräfte des germanischen Gemütes gearbeitet, aber durch seine Lage in der Mitte Europas war unser Volk von jeher mannigfachen Einwirkungen der Nachbarvölker ausgesetzt. Oft haben sie unser eigenstes Wesen zu kräftigem Gegenstoß aufgerufen, haben es bereichert und vertieft, oft genug aber auch unsere Entwicklung vom rechten Wege abgedrängt und unausrottbares Unheil angerichtet.

Früh zeigt sich die eigentümliche Neigung des Germanen, Einkehr bei sich selbst zu halten und von der scharf und treu beobachteten Außenwelt zu einer höheren Welt der Ahnung aufzusteigen. Sinnige Beschaulichkeit sieht überall geheimnisvolle Kräfte am Werke und baut sich gern eine schönere Welt hinter und über der gegenwärtigen auf, versäumt aber darüber nicht selten, dem Augenblicke zu geben, was ihm gebührt. Gern bereit, allem, was da lebt, sein Recht zuzugestehen, rüttelt der Deutsche nicht leicht am Bestehenden, umfaßt das Altüberkommene mit ehrfürchtiger Scheu und läßt sich wiederum von den Verhältnissen oder von augenblicklichen Stimmungen treiben. Kraftvolle, stetige Ordnung der heimischen Verhältnisse und straffe Unterordnung des Ich hat der Deutsche erst spät gelernt, und noch heute verspürt er nicht durchweg ein lebendiges Bedürfnis danach. Viel eher läßt er seine Gedanken schweifen und sucht in der Vergangenheit oder in ferner Zukunft, am liebsten aber in der Fremde jene bessere Wirklichkeit, die ihm seine Träume vorspiegeln. Seine verhängnisvolle Vorliebe für das Fremde, sein nur „allzu gerechtes" Verhalten gegen alles ausländische Wesen fließt unmittelbar aus dieser Quelle. Derselbe Hang nach der Steigerung der Wirklichkeit, nach dem Auskosten des Ungewöhnlichen, und das Bedürfnis, überschüssige Kräfte austoben zu lassen, führt ihn immer wieder hinein in Kampf und Streit, in Jagd und Spiel und überall hin, wo es etwas einzusetzen gilt; die Sehnsucht nach dem erträumten Wunschlande lockt ihn in die Ferne, sie hat ganze Stämme in den Untergang getrieben. Nie aber hat der Deutsche nach dem „Glück" als höchstem Gute gestrebt, nie ein behagliches Dasein des Genusses verherrlicht, wo er sich selbst getreu blieb.

Freilich, in engen Verhältnissen sind jene wundervollen Triebkräfte oft genug verkümmert. Der Kampfmut artete in Händelsucht, die Selbstbeschränkung in philiströse Engherzigkeit aus, und die sinnende Natur- und Weltbetrachtung ward zur schalen Empfindelei, die gründliche Vertiefung zur Pedanterie oder Phantasterei und der Zug in die Ferne zur Liebedienerei gegen das Ausland. Alles das spiegelt sich auch in der deutschen Geistesgeschichte wieder, die zum großen Teil eine Leidensgeschichte ist.

Ebenso haben die fortwährenden Einflüsse seitens der Nachbarvölker bald Segen, bald Unsegen gewirkt, je nachdem unser Volk oder doch seine geistigen Führer das ausländische Wesen nach echtdeutscher Art auf seine innerste Wesenheit prüften, das Menschlich-Bedeutungsvolle dort mit verwandten Regungen der eigenen Seele tief und kräftig umfaßten und so das Ganze zu unserem Eigen machten, oder aber in blinder Nachäffung des Fremden die eigene Art verleugneten und die eigene Un-

art bestärkten. Die starke Durchsetzung der norddeutschen Volksteile mit slawischem Blute hat nach Bismarck erst jenen preußischen Pflichtbegriff gezeitigt, der als heilsames Gegengewicht gegen das trotzige Selbstgefühl und gegen die uralte Eigenbrötelei des Germanen unser Volk in den schwersten Zeiten gerettet hat; aber das Ducken nach oben und das Drücken nach unten kam dabei mit zutage und hat uns im Auslande um ein gut Teil unseres Ansehens gebracht. Von den südlichen und westlichen Völkern hat der Germane gelernt, sein überströmendes, heißes Gefühl zu bändigen und zu künstlerischem Ausdruck zu formen. Aber während die erlesensten Geister auch hier wieder in die Tiefe drangen und den Dingen ihre „innere Form", ihr tiefstes Lebensgesetz abfragen lernten, hielten sich kleinere Meister an kalte, glatte, den Sinnen schmeichelnde oder gar nur den Verstand befriedigende äußere Formen; sie verkannten die Grundrichtung des deutschen Geistes auf das Charakteristische und brachten, da ihnen die spielende Leichtigkeit der Fremden doch versagt blieb, nur kümmerliche Mißgeburten zustande. Auch die Berührung mit den großen Handelsvölkern der älteren und neueren Zeit endlich hat den Gesichtskreis der Deutschen erweitert, ihren Gewerbefleiß geweckt — aber wie oft ist auch, zumal in neuester Zeit, unser Volk in weiten Kreisen auf der Jagd nach Erwerb und nach Genuß um ihrer selbst willen seinem Besten untreu geworden!

Als die Römer unsere Vorfahren in ihren Wohnsitzen kennen lernten, bildeten diese ein fast noch unberührtes Naturvolk von annähernd einheitlicher Lebensweise und Sprache. Von irgendwelcher staatlichen Einheit oder auch nur von kräftigem Gefühl der völkischen Zusammengehörigkeit war keine Rede. Dem freigewählten Führer folgte der Deutsche bis in den Tod, aber dieser Führer konnte auch wohl ein Landfremder sein; obwohl sich die Germanen ihrer sprachlichen Zusammengehörigkeit bewußt waren, verschmähten sie es doch nicht, in fremde Dienste zu treten und gegen ihresgleichen die Waffen zu tragen.

In den stürmischen Zeiten der Völkerwanderung wurde der einzelne Mann vollends auf sich selbst gestellt, und das Wort, mit dem der Deutsche sein höchstes Wunschbild bezeichnete, der „Recke", bedeutet von Haus aus geradezu einen Verbannten, der in der Fremde auf eigene Faust sein Glück machen muß. List und Roheit sind diesem „Reckentum" nicht fremd, und doch hat unser Volk in jenen rauhen Jahrhunderten hohe sittliche Kräfte entwickelt.

Raub und Rache übt der Recke nicht um ihrer selbst willen, und seine Kampfweise ist nicht die des blinden Draufgängers. Aber was die hochentwickelte Standesehre gebietet, dafür setzt er sich ein, sollte ihm auch das Herz darüber brechen, wie dem alten Hildebrand, der den eigenen Sohn fällen muß. Ein Tod in Treuen löst alle inneren Kämpfe; ewiger Ruhm folgt dem Manne nach, der im Leben nicht nach Glück, sondern nach Ehre rang und der seinen Willen zu zügeln, seinen Leib zu zähmen wußte. Die alten Heldenlieder, in denen diese sittlichen Forderungen noch lebten, haben eine nicht geringe Erziehungsarbeit an unserem Volke geleistet: Trotz gegen das Schicksal und Aufopferung für höhere als greifbare Güter haben sie in die Herzen späterer Geschlechter gepflanzt.

Die nach dem europäischen Süden, ja über Europas Grenzen vordringenden, meist ostgermanischen Stämme vermochten sich ihre germanische Eigenart nicht zu erhalten. Kräftiger behaupteten die auf deutschem Boden zurückgebliebenen, nun in neuen Verbänden geeinten Stämme (vgl. S. 47) ihre alten Sitten und etwas von jenem kühlen, trotzig-heldenhaften Volkstum, das uns in der „Saga" der Isländer entgegentritt. Daran konnten auch die ersten Berührungen mit dem Christentum nichts ändern.

Zunächst wurde es den Germanen in der Lehrform des Arius nahe gebracht. Das Dienstverhältnis des Sohnes zum Vater mußte dem Germanen, der an treue Gefolgschaft gewöhnt war, besonders einleuchten, und ganz allmählich hätte sich von hier aus vielleicht eine innige Verschmelzung germanischen und christlichen Geistes anbahnen lassen. Die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig aber entschied den Sieg des katholischen, der deutschen Art fremderen Christentums in Deutschland. Nun mehrten sich die Einflüsse von Westen her (S. 49 f.). Nachhaltig umgestalten konnten sie aber die östlichen Teile Deutschlands noch nicht, denn im wesentlichen dachten die älteren Sendboten doch nicht an Gewinnung des gesamten Volkes, sondern nur an eine Erweckung einzelner zu gottgefälligem Leben, und auch Bonifatius leistete nur auf beschränktem Gebiete eigentliche Missionsarbeit.

Erst Karl der Große macht Ernst damit, das germanische Leben mit christlichen Gedanken zu durchsetzen. Dem kam die grunddeutsche Neigung entgegen, sich ahnungsvoll, in gläubiger Ehrfurcht an das Überirdische hinzugeben. Der neue Glaube hat sie neu erweckt und vertieft, manches Rohe und Gewaltsame gemildert und alle menschlichen Beziehungen geadelt. Aber die Bekehrung kam zu plötzlich und zu gewaltsam, um überall bis in die Tiefen zu dringen, und die Ordnungen und Anschauungen, die dem Volke von den schottisch-irischen Geistlichen aufgedrängt wurden, waren und blieben vielfach seinem innersten Wesen fremd. Auch das andere Reis fremder Gesittung, das die Geistlichen mitbrachten, die antik-heidnische Bildung, wurde zu gewaltsam aufgepfropft, als daß es zu einer wirklichen Bereicherung des deutschen Wesens gekommen wäre, obwohl ihm der Kaiser willig eine Stätte an seinem Hofe bereitete.

Einen kräftigen Rückschlag deutschen Wesens, besonders auf staatlichem Gebiete, brachten die Zeiten der beiden ersten, hochbedeutenden, sächsischen Kaiser. Bald aber neigte auch das neue Herrscherhaus dem Gedanken des Weltreiches zu und förderte eine äußerliche Herübernahme fremden, heidnischen Geisteslebens.

Die Träger der Bildung waren in dieser Zeit noch vorwiegend die Geistlichen. Bei ihnen konnte zunächst von bewußter Pflege germanischen Geisteslebens keine Rede sein, sie bemühten sich vielmehr um die Einführung und Einprägung der fremden Gedankengänge. Immerhin lernte der Deutsche bei den Römern doch auch, was ihm bisher gefehlt hatte: das Vollbewußtsein von dem Werte des eigenen Volkes. So preist im 6. Jahrhundert ein fränkischer Geistlicher in der Vorrede des alten

Salischen Gesetzes das edle Volk der Franken[1]), und ihm antwortet mit weicheren Tönen im 9. Jahrhundert der Mönch Otfried von Weißenburg. Auch fehlte es nicht an Versuchen, deutsches Wesen und christliche Vorstellungen wirklich miteinander zu verschmelzen. In dem altsächsischen „Heliand" erscheint Jesus, wie es der Stil des Heldensanges mit sich bringt, als Sproß aus edlem Stamme, als milder Herr seiner Gefolgsmannen, unter denen nur einer die Treue bricht und daran zugrunde geht. Treue und Opfertod waren dem Germanen wohl vertraut, auch für die christliche Nächstenliebe war er leicht zu gewinnen. Die Geistlichen des ottonischen Zeitalters kümmerten sich auch noch um die alte Sagenwelt und um die volkstümliche Tierdichtung. Aber sie gossen, was dem Volke von wandernden Sängern gut deutsch und in heimischen Formen vorgetragen wurde, in lateinische Sprache und Verse um. Die „Buchliteratur" trennte sich, auch wo sie deutsche Stoffe übernahm und deutsches Fühlen, deutschen Humor und deutsche Gedankengänge wiedergeben wollte, von der natürlichen Ausdrucksweise des Volkes. Und diese Ausdrucksweise hätte doch so dringend der organischen Durchbildung bedurft. Je mehr die deutsche Art sich strenger Bindung widersetzt, um so segensreicher hätten hier die Geistlichen, an römischer und romanischer Formkunst geschult und im deutschen Empfinden erwachsen, mit schonender, helfender Hand eingreifen können. Es geschah nicht, und seitdem geht ein Tasten und Suchen durch das anspruchsvollere deutsche Schrifttum hindurch. Nur wenige erlesene Geister erfassen das Geheimnis der naturgewachsenen „inneren" Form, im allgemeinen bringt die ewig wechselnde Mode einen bunten Wechsel von äußeren, äußerlichen und ausländischen Formen, und man muß von Glück sagen, wenn es gelingt, diese mit dem deutschen Gehalt, der in unserer Literatur immer wieder durchbricht, notdürftig zu versöhnen. Von großer Bedeutung hierfür war natürlich die Durchbildung der deutschen Sprache, ihre Geschmeidigung und Anpassung für den Ausdruck verwickelter Gedankengänge und feineren Gefühlslebens. Hier haben deutschfühlende Gelehrte immer wieder ihre Pflicht getan, allen voran Notker, der Deutsche von St. Gallen († 1022). Um seinen Klosterschülern den Zugang zu den Quellen der Bildung zu erleichtern, „wagte er etwas bis dahin nahezu Unerhörtes: nämlich lateinische Schriften in unsere Sprache zu übersetzen und deutsch zu erklären". Aber die Bildung des Mittelalters war und blieb international wie die Kirche, und deutsche Jungen lernten genau wie die in anderen Ländern die sieben freien Künste. Und die Sprache der gebildeten Welt war und blieb lateinisch: zwar zeigt dieses „Mittellatein" als lebende Sprache mannigfach Einwirkung der Volkssprachen (vor allem in der Satzfügung und im Wortschatz), aber der Masse des Volkes blieb es so fremd wie das mittellateinische Schrifttum.

Trotz aller fremden Einschläge hätte sich unter den sächsischen Kaisern eine einheitliche deutsche Gesittung aus der bewußten Verschmelzung geistlicher und weltlich-wirtschaftlicher Kultur entfalten können, zumal die deutsche Frömmigkeit sich auf eigene Weise mit Gott und der Welt auseinander zu

1) Er spricht von dem „glorreichen Frankenvolke, das Gott selbst begründet hat, das tapfer in den Waffen ist, ein Schirm seinen Getreuen und Freunden, weise im Rat, edel und schön, kühn und schnell, fest im Glauben und frei von allem Ketzerwahn". Auch der Kampf gegen das Joch der Römer wird hier als fränkische Großtat gepriesen!

setzen begann. Da setzte in dem burgundischen Kloster Cluny jene große Erneuerungs- und Erweckungsbewegung ein, die den Menschen mit aller Kraft von der Wirklichkeit auf seine jenseitigen Ziele verwies und jenen verhängnisvollen Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt entfachte, der viele Kräfte und Gaben von anderen Lebensgebieten ablenken sollte. Je mehr die geistliche Literatur jetzt einen weltfeindlichen Zug annahm, um so lieber lauschte das Volk den Klängen der Spielleute, die ihm teure alte Heldengestalten in einer gewissen Verklärung vorführten. Und die Kreuzzüge, in denen die Reformbewegung gipfelte und die das Ansehen und die Macht der Kirche festigen sollten, lehrten die Völker Europas andere Kulturgebilde kennen und schätzen, erweiterten ihren Gesichtskreis und endeten schließlich doch mit einer unzweifelhaften Veräußerlichung.

Schon vorher aber hatte die immer wiederholte Berührung mit den westlichen und südlichen Nachbarn die strengen alten Lebensformen und die ernste Geistesrichtung des Deutschen mehr und mehr erweicht. Frohe Feste und heiterer Lebensgenuß waren eingekehrt, Glaube und Recht, Liebes- und Berufsleben nahmen sinnenfällige und lockende Formen an, und in immer volleren Tönen sprach sich der früher so verschlossene Deutsche über Wesen und Wünsche seiner Person und seines Volkes aus. Die weltliche Dichtung spiegelt diese Vorgänge wieder.

Die *Spielleute* sangen von alten Recken und von abenteuerlichen Zügen ins Morgenland. Das Volk aber forderte vor allem das Wunderbare, das in den alten Heldenliedern nur einen sehr bescheidenen Raum eingenommen hatte; man verlangte spannende Handlung, bunte Bilder, schmelzend-empfindende Töne und die glückliche Errettung des Helden aus allen Gefahren. Von einem inneren Verhältnisse zwischen Form und Inhalt, von straffer Gliederung und bewußtem Aufbau ist dabei wenig die Rede. Die lockere, anschmiegsame Form des alten Verses entsprach dem buntscheckigen Inhalt im allgemeinen vorzüglich. So zerfließt auch die neue Gattung des geistlichen *Schauspiels*, nachdem sie der Zucht der Kirche und der lateinischen Sprache entronnen ist, zu einer breiten epischen Darstellung gewaltiger Zeiträume in ungeheuerlichen Formen und in buntem Wechsel von ausgelassenem Scherz und bitterem Ernst, wird aber gerade dadurch zu einem unvergleichlichen Gemälde des deutschen Volkslebens im Mittelalter.

Um dieselbe Zeit, wo die Spielleute von König Rother und Herzog Ernst sangen, wandten sich auch deutsche Geistliche wieder der weltlichen Dichtung zu. Aber sie wollten von den alten Heldensagen nichts mehr wissen. Unter französischem Einfluß feierten sie nun die düstere Größe Kaiser Karls und das sonnige, farbenprächtige Heldentum Alexanders. Die Ideale und die Lieblingsstoffe des *Rittertums* waren also auch in die Klöster eingedrungen, und die Geistlichkeit bereitete den künftigen ritterlichen Standesdichtern gleichsam den Weg und damit einer Kunst, worin das eigentlich Deutsche nur mittelbar zum Ausdruck kam.

Das *Rittertum* war nicht völkisch, sondern allgemein und neigte durchaus nach Frankreich hin. Dort wurden die neuen Lebensziele aufgesteckt: Gottes- und

Herrendienst, Vasallentreue, Frauenminne und höfische Zucht des Willens und des Körpers, von dorther kam das Streben nach der Anmut in Gang und Haltung, nach der äußeren und inneren Ausgeglichenheit, die unsere Dichter „Mâze“ nannten. Von dorther kam auch der neue „Minnesang“ zu uns, neben dem sich die älteren heimischen Formen der Liebesdichtung nur in Österreich länger zu behaupten vermochten (vgl. die Lieder des Herrn von Kürnberg). Im südlichen Frankreich war eine Liebesdichtung von heißer Sinnenglut aufgeblüht; fahrende gewerbsmäßige Sänger priesen unter kühner Verwertung aller Formen des Vasallendienstes die Schönheit und Gunst vornehmer Damen, zu deren Höhe sich ihre Wünsche in der Wirklichkeit nie hätten versteigen dürfen. Kein Wunder, daß ihr Minnesang oft in fades Schmachten und leeres Formenspiel ausartete, wovon auch die deutschen Nachbildungen sich nicht frei hielten, obwohl die Kunst hier von ritterlichen Standesherren gepflegt wurde, also sehr wohl auf wirklichen Liebesverhältnissen beruhen konnte. Dennoch hat das Rittertum auch mit seiner Standesdichtung sehr viel zur geistigen und sittlichen Erziehung des Volkes und vor allem der vornehmeren Schichten beigetragen. Dazu halfen wohl am meisten jene keltischen Sagenstoffe, die man in Nordfrankreich ganz in den Geist des Rittertums eingetaucht hatte.

Die bunte Wunderwelt der fremden Sagen kam dem Bedürfnis der Hörer nach Abenteuern weit entgegen, und die Standesideale, Heldenehre und Frauendienst, erstrahlten nur um so heller, als das wirre Geschlinge der Handlung sie oft in lebhaften Widerstreit miteinander treten ließ. Diese Konflikte nun haben unsere deutschen Dichter vor allem ernst genommen. Sie waren als Erzähler keine schalen Übersetzer, als Lyriker keine trägen Nachahmer der Franzosen. Sie hielten sich zwar fest an die fremden Stoffe und Formen, aber sie durchdrangen die neue Dichtweise mit deutschem Geiste, wie er sich in der älteren deutschen Erzählungskunst und Liederdichtung ausgesprochen hatte, und sie erfaßten die neuen Lebensfragen mit einer Tiefe, die unserm innersten Wesen entsprach. Schon Hartmann von Aue behandelt seine Vorlagen mit dichterischer Freiheit. Was seine Quellen erzählen, wird unter seinen Händen zur wirksamen Verkörperung seiner ritterlich-sittlichen Ideale, und der Pulsschlag eigenen starken Erlebens ist nicht zu verkennen. Vollends einem Gottfried von Straßburg, dem die sinnliche Glut des Provenzalen und die Lebensrichtung auf Schönheit nicht fremd sind, wird der unzerreißbare Liebesbund zwischen Tristan und Isolde zu einem tiefernsten, tragischen Erlebnis. Er beherrscht dabei auch die dichterische Form mit spielender, bisweilen spielerischer Leichtigkeit und hat auch in dieser Richtung Schule gemacht. Lassen es seine Schüler oft an Tiefe fehlen, so verfallen diejenigen Wolframs von Eschenbach eher dem entgegengesetzten Fehler; hatte doch ihr Meister selbst nach Gottfrieds Spotte einen „Deuter“ nötig. Wir aber gewahren hinter der oft rauhen Schale seiner Dichtung ein echt deutsches Herz von Kraft und trotziger Eigenart, tiefem Ernst und goldenem Humor; er vor allem hat den ernsten Versuch gemacht, Gottesdienst und Schildesamt innerlich miteinander auszusöhnen. — In anderer Mischung offenbaren sich dieselben Züge der deutschen Gemütswelt in der Stauferzeit bei dem österreichischen Liedersänger Walter von der Vogelweide. Er zeigt recht deutlich, wie das germanische Wesen durch die Berührung mit dem französischen wohl erweicht, aber nicht verweichlicht worden ist. Er weiß gar lieblich von hoher Minne zu singen, schlägt aber daneben echte Herzenstöne urdeutscher Liebesdichtung an. Er war auf Fürstendienst angewiesen und hat in den trübsten Zeiten des Reiches öfter seinen Herrn wechseln müssen, doch immer

hat er auf seiten des eigenen Volkes gegen die Herrschaftsansprüche Roms gefochten. Dem lachenden Scherz, der jubelnden Naturfreude und Maienlust seiner Jugend aber antwortet in seinen letzten Tagen der Klageruf des Gealterten, der sich wieder in die Heimat zurückgezogen hat, in das Land seiner Kindheit, das sich so schmerzlich seitdem verändert hat. — Und doch war es gerade die deutsche Ostmark, wo sich am längsten deutsches Wesen auch im Sange erhalten hatte. Hier ist aus einer der gewaltigsten, uns leider verlorenen Dichtung von Kriemhilts Rache (um 1160) gegen Ende des Jahrhunderts das Nibelungenlied hervorgegangen: ein Erzeugnis höfischer Kreise, die sich also doch wenigstens in Österreich noch für das deutsche Recken-tum der Vorzeit erwärmen konnten. Und durch alle ritterlichen und christlichen Zutaten, durch alles oft wirre Sagen- und Erinnerungsgemisch leuchten doch die großen Gestalten der Vorzeit in ihrer schrecklichen Majestät hervor, neben die dann in milderem Schimmer die Getreuen der Gudrunsage treten. Auch die Dietrichssage hat im Südosten noch lange dichterische Blüten getrieben (Heldenbuch).

Die Höhezeit des ritterlichen Lebens in Deutschland war das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Mit dem geistesgewaltigen Friedrich II. erweitert sich der Blick des Deutschen, doch dringen auch neue Kulturströmungen vom Morgenlande her ein, die das eigentlich deutsche Geistesleben nicht heben konnten. Im ganzen zeigt das 13. Jahrhundert ein Erstarken der Laienkultur, aber auch die allmähliche Auflösung des Ritter- und Bauernstandes: das Gedicht Werners des Gärtners vom „Meier Helmbrecht“ entwirft von diesem Niedergange beider Stände ein erschütterndes Bild, zeugt aber auch von dem kräftigen Wirklichkeitssinne, der die Dichtung der nächsten Jahrhunderte auszeichnet. In dieser Zeit übernimmt der Bürgerstand in den mächtig aufblühenden Städten (vgl. S. 92) die Führung im geistigen Leben des Laientums, und ihm kommt nun auch alles zugute, was die Geistlichkeit sich inzwischen erobert hatte.

Die Kirche errang im Kampfe mit dem Kaisertum ihre höchste Machtstellung, verfiel aber auch einer bedenklichen Verweltlichung an Haupt und Gliedern; kräftiges christliches Leben, tiefe Innerlichkeit und streng sittliche Grundsätze aber strömten ihr fortwährend von den Mönchsorden zu. Auch hier Verfallserscheinungen, doch regten sich Reformbewegungen, die bald auf den weltlichen Klerus und dann auch auf die Laienschaft übergreifen sollten. Keine dieser Bewegungen war einflußreicher als die der Bettelmönche, die vor allem in den Städten wirkten und hohe und niedere Kreise mit Wort und Schrift zu erfassen suchten. Bald entstanden unter dem Schutze der Orden und teilweise im engen Anschluß an sie auch Laienbrüderschaften religiösen Gepräges. Derselbe kräftige, echt deutsche Geist, der in unsern Städten die gotischen Dome nnd Rathäuser, der das malerische Stadtbild mit seinen Krümmen und Ecken, seinen Spitzen und Türmchen erstehen ließ, der allenthalben aus der Wirklichkeit in ein fernes Wunderland zu locken schien und die Menschen im gemeinsamen Ringen um geistige Werte vereinigte, dieser Geist belebte jene Bruderschaften und ließ sie nach ihrer Art an dem teilnehmen, was die erlesensten Köpfe und die glühendsten Herzen des Mittelalters sich an geistigen Werten und an geistigen Schätzen erobert hatten. Die Lehrsätze und Lehrweisen der Scholastik freilich blieben den Gelehrten

vorbehalten, aber die Gottinnigkeit der Mystik war auch dem schlichten Volk nicht verschlossen. Auch andere wissenschaftliche Zweige, Weltgeschichte und Naturbeschreibung vor allem wurde gepflegt und in Bilderhandschriften zunächst engeren Kreisen, späterhin durch Buchdruckerkunst und Holzschneidekunst auch den breitesten Massen zugänglich gemacht. Die kernige deutsche Prosa, die sich hier entwickelte, kam auch dem deutschen Rechte („Sachsenspiegel") und dem deutschen Schrifttum zugute, wovon viele unserer „Volksbücher" zeugen. Dieses reiche geistige Leben durchströmte alle Kreise und steuerte der üppigen Lebenslust (Tanzwut!), dem dicken Aberglauben und Roheiten (Judenverfolgungen u. dgl.), an denen dieses kraftstrotzende Zeitalter auch nicht arm war. Je weiter aber die Geister erschlossen, je tiefer sie aufgewühlt wurden, um so eindringlicher wurde auch der Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern.

Seit dem 11. Jahrhundert wurde das Bedürfnis nach einer gründlichen Auseinandersetzung zwischen den überlieferten Glaubenssätzen und der sich kräftiger regenden Vernunft allgemein; je schärfer sich aber die Denkkraft entwickelte und besonders an den neuentdeckten Schriften des Aristoteles schulte, um so schwieriger wurde die Aufgabe der „Scholastik", die sich allmählich damit begnügen mußte, die wichtigsten der „göttlichen Geheimnisse" wenigstens als nicht widervernünftig, als denkmöglich zu erweisen. Doch hat die Scholastik den wissenschaftlichen Geist der neueren Zeit erweckt und ihm seine Waffen geschmiedet. Deutsch ist die ganze Bewegung nicht gewesen, sie hatte ihren Mittelpunkt in Paris und zog dorthin auch einen der größten Gelehrten des Mittelalters, den Deutschen Albrecht von Bollstädt (Albertus Magnus, gest. 1280), ein Wunder an Gelehrsamkeit. Auf breitere Kreise aber wirkten die Franziskaner, hervorgegangen aus der anfänglich gar nicht klösterlich geordneten Bruderschaft des edlen Franz von Assisi, die bald die rechten Beichtväter des Volkes wurden. Für einen so gewaltigen Redner wie Berthold von Regensburg reichten auch die riesigen Hallenkirchen nicht aus, er mußte seine Zuhörer im Freien um sich scharen. Dem Dominikanerorden aber, der sich späterhin der furchtbaren Aufgabe der Ketzergerichte unterwinden sollte, entstammten die großen Führer der mystischen Bewegung, vor allem Meister Eckhart von Köln (gest. 1327). Die Mystik erstrebte die inbrünstige Vereinigung der Seele mit Gott in seliger Verzückung, ihre Voraussetzung war die Ablösung des eigenen Willens und die völlige Abscheidung von der Welt, die man z. T. durch eine fast grausame Selbstzucht zu erreichen suchte. Meister Eckhart will den Funken des Göttlichen, der in jeder Kreatur schlummert, vor allem im „Seelengrunde" des Menschen zur lebendigen Flamme anfachen, daß sie ihre Selbstsucht überwinde und Christus in ihr geboren werde. Die völlige „Gelassenheit" des Gemütes ist die Voraussetzung zu seiner „Vergottung". Gegenüber sittlichen Ausschreitungen, an denen es besonders in gewissen Laienbruderschaften nicht fehlte, haben Männer wie Meister Eckhart und Tauler die Kraft des sittlichen Willens betont und auch die tägliche Arbeit geheiligt, deren vollen Segen das Bürgertum in den Städten vor allem verspürte.

Die Bildung der gelehrten Kreise und weiterhin des ganzen deutschen Volkes wurde bedeutend gefördert, aber vielfach auch in falsche Bahnen gelenkt durch jene mächtige Kulturwelle von Süden her, die wir heute als „Renaissance" bezeichnen. Die große religiöse Bewegung in Italien hatte

in dem Ruf nach völliger Wiedergeburt und höherer Vollendung des Menschen und der Menschheit gegipfelt, und die Laienkreise hatten den Ruf bald aufgenommen und auf weltliche Ziele bezogen. Diese Laienbewegung war zunächst italienisch-national und wollte die römische Herrlichkeit erneuern, die ihr ein gründlicheres Studium des „klassischen Altertums" aus den Quellen erschloß. Aber wie die philologischen und geschichtlichen Bemühungen immer darauf gerichtet waren, in dem Menschen der Vorzeit das Urbild des Menschen überhaupt zu suchen („Humanismus"), so wollte man auch die ganze Menschheit nach diesem Bilde umgestalten. Die aufblühende Wissenschaft, die großen Entdeckungsfahrten, die neue Kunst, alles diente der Erweiterung und Vertiefung des neuen Weltbildes. Man übersah aber leicht die Grenzen alles menschlichen Wissens und verkannte die tiefen Geheimnisse, die uns die äußere und vor allem die innere Natur immer wieder darbietet. Dem geschichtlichen Werden und dem besonderen Wesen der Menschen und der Völker konnte diese Weltanschauung nicht gerecht werden. Und darum vermochte sie den Germanen nicht dauernd zu befriedigen.

Auch in Deutschland hat der Humanismus zunächst erfreuliche Frucht gezeitigt. Bereits um 1400 war auf böhmischem Boden ein deutsches Werk erblüht („Der Ackermann und der Tod"), das beweist, wie die deutschen Gelehrten schon damals das von den Italienern Übernommene selbständig zu gestalten wußten; doch erlag diese Blüte bald den Hussitenstürmen. Reuchlins Sprachstudien und die griechische Ausgabe des Neuen Testaments von Erasmus von Rotterdam bereiteten Luthers Reformation vor; und wie die Scholastik mit keckem, wenn auch oft ungerechtem Spott abgetan wurde (vor allem in den „Dunkelmännerbriefen"), so wies man auch den nationalen Hochmut der Italiener in die Schranken, indem man die Größe der germanischen Vorzeit aus den Quellen erstehen ließ (Wimpfelings „Germania"). Allmählich aber artete der Humanismus auch bei uns in ein geschicktes Spiel mit feststehenden Formen oder in unfruchtbare Grübeleien aus, und vor allem gaben sich die Träger der neuen Bildung in sittlicher Hinsicht manche Blöße, so daß Luther ihnen um ihres „Spekulierens" und ihres „Epikuräertums" willen gram wurde. Wo sich freilich der Humanismus ernster Zucht nicht verschloß, schuf er (wie bei Philipp Melanchthon) die festen Grundlagen einer ehrbaren Altertumswissenschaft, die sich ihren Platz im Hochschulunterricht erkämpfte, um freilich allmählich die andern Fächer, oft genug zum Schaden der deutschen Bildung, zurückzudrängen. Anderwärts suchte ein faustischer Wissensdrang bis an die äußersten Grenzen des Menschengeistes vorzudringen und sie wohl gar zu überspringen. Männer wie Paracelsus, der große Erneuerer der Medizin, einer der vorgeschrittensten Geister seiner Zeit, oder der vielseitige Agrippa von Nettesheim waren dem Volk als Zauberer verdächtig, und mancher Geist niederen Ranges, wie der ekstatisch veranlagte Schwindler, der sich „Doktor Faust" nannte, machten sich solchen Aberglauben zunutze, um im Trüben zu fischen. Trotz aller Fortschritte der Bildung, ja im engsten Zusammenhang mit ihnen, blühte der Aberglaube, dessen furchtbarste Ausgeburt die „Hexenprozesse" waren. Dennoch ist das Gesamtbild des Zeitalters erfreulich für ein deutsches Auge.

Zu keiner Zeit hat sich die geistige Kultur in Deutschland voller und einheitlicher entfaltet als in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Man braucht nur auf Meister Grünewald hinzuweisen oder an Nürnbergs goldene Tage zu erinnern, an Dürer und Vischer, an Stoß und Kraft oder an Hans Sachs und „der Meistersinger holdselige Kunst", und das Herz geht einem auf in dem Gedanken, wie damals der Sinn für das Hohe und Schöne alle Volkskreise durchdrang, wie deutsche Urkraft die ihr gemäßen Ausdrucksformen zu suchen und zu finden wußte, bis fremde Muster die Entwicklung auf andere Wege drängten. Was aber dieser Zeit ihr eigentlichstes Gepräge gab und die Geister am tiefsten erregte und anspornte, war doch die deutsche Reformation.

Martin Luther sah in der Welt, gerade wie das Mittelalter, das verderbte Tal der Tränen; das Ziel des Christenlebens ist auch bei ihm das Jenseits. Aber er sieht auf der anderen Seite doch in dieser Erde den natürlichen Wirkungskreis der christlichen Liebe. Alle rein weltlichen oder gewaltsamen Bestrebungen lehnt er ab, dem göttlichen Wort aber hat er die Bahn eröffnet mit seiner unvergleichlichen, von feinstem Sprachverständnis und künstlerischem Gefühl zeugenden Bibelübersetzung, mit Predigt und Streitschrift, mit Lehrbüchlein und Fabeln, vor allem auch mit der Macht des Kirchenliedes, das ihm einen so gewaltigen Aufschwung verdankt. Von kaum geringerer Bedeutung war es, daß Luther in jeder treuen Berufsübung einen Gottesdienst sah, daß er die Obrigkeit zur Einrichtung von Schulen und öffentlichen Büchersammlungen aufforderte und den Fächern, die gerade zu seiner Zeit einen mächtigen Aufschwung nahmen, der Sprachwissenschaft und der Mathematik, warme Teilnahme entgegen brachte, daß er für eine deutsche Geschichtschreibung und gegenüber dem logisch vollendeten, aber für unsere Verhältnisse so wenig passenden römischen Rechte für das deutsche eintrat. Durch sein ganzes Wirken hindurch geht ein stark deutsch- und volkstümlicher Zug, und hätte es an ihm gelegen, er hätte die deutsche Form des christlichen Glaubens für alle zustande gebracht. Ablehnend verhielt sich Luther gegenüber allem Gewaltsamen und Schwärmerischen. So verwarf er, bei allem Mitgefühl mit dem ausgesogenen Bauernvolk, bei allem nationalen Empfinden doch die revolutionären Bestrebungen der Bauern und der Ritter, zumal da sich mit diesen Bewegungen in den unteren Schichten auch die schwärmerische Sehnsucht nach einem „Gottesreich auf Erden" vereinigte, das man mit Gewalt aufrichten wollte. Doch haben auch auch diese „täuferischen" und verwandten Bewegungen die sittlichen Forderungen und das soziale Gepräge des Christentums lebhaft betont. Was an diesen Bewegungen gesund war, ging z. T. in die reformierte Kirche über, die noch rückhaltloser als Luthers Reformation mit Bräuchen und Lehren der alten Kirche brach und noch mehr Gewicht auf den gottseligen Wandel und auf die Umwandlung der Erde in ein Gottesreich legte. Die Lehre von der Prädestination gab zudem der einzelnen Seele einen ungeheuren Rückhalt und hat nicht wenig beigetragen zu der Stärkung des Selbstgefühls der Menschen, ohne das wir uns die moderne Kultur überhaupt nicht denken können.

Die Zeit der großen Religionskriege im 16. und vor allem im 17. Jahrhundert bedeutete eine gewaltige Auseinandersetzung zwischen germanischer

und romanischer Frömmigkeit; je mehr der Glaubenseifer der Spanier über die deutschen Fürstenhäuser Macht gewann, um so geringer wurde die Hoffnung auf eine einheitliche, alle Deutschen umfassende Nationalkirche nach der Art der englischen. Der Dreißigjährige Krieg artete allmählich in den jämmerlichsten Völkerraub und Länderschacher aus, und als man des Kämpfens müde geworden war, schienen die religiösen Triebkräfte, ja das eigentliche Gemütsleben des Volkes erstickt unter den furchtbaren Sorgen um das tägliche Brot. In solchen Zeiten der äußersten Erschöpfung, wo die nie versiegenden Quellen nur noch unhörbar unter der Oberfläche rauschten, sind wir immer in Gefahr gewesen, uns die Wege und Ziele unseres Geisteslebens von fremden Völkern vorschreiben zu lassen.

Diese Gefahr war im 17. Jahrhundert um so größer, als der deutsche Fürstenstand, der allein aus dem großen Zusammenbruch im ganzen unverletzt, ja gestärkt hervorgegangen war, keine einheitliche Kulturüberlieferung besaß. Die äußere Blüte galt als die Hauptsache; Kunst und Wissenschaft dienten mehr dem Schmuck des fürstlichen Lebens, soweit eben nicht die Forschung unmittelbar in den Dienst des Handels, des Gewerbfleißes oder der öffentlichen Wohlfahrtspflege gestellt werden konnte. Geistes- und Persönlichkeitsbildung waren Mittel zum Zweck, aber nicht Selbstzweck, genau wie bei den italienischen Fürsten der Renaissance.

Und wirklich drang nun erst der Geist der Renaissance, drangen die Grundsätze des gleichmäßig für alle Menschen geltenden Naturrechts, drang die Herrschaft der mechanisch-mathematischen Naturwissenschaften über alle Gebiete des Lebens recht offensichtlich von draußen herein. Wohl lebten daneben auch andere geistige Strömungen des Altertums fort, die das Weltgeheimnis ahnend zu umfassen, mit heiligem Schauer zu verehren und in geheimnisvollen Formeln auszusprechen suchten. Aber zwischen dieser mystischen Religiosität einerseits und der strengen Wissenschaft andrerseits bestand kein innerliches Band, wie es gerade der deutsche Geist verlangt hätte. Beide Richtungen wurden in Italien in den wissenschaftlichen Gesellschaften gepflegt. Ähnlich bildeten sich in Deutschland u. a. die Sprachgesellschaften, die unsere Sprache reinigen, geschmeidigen und bereichern wollten, um sie allen Zwecken der höheren Geistesbildung dienstbar zu machen, die aber nebenher reines Menschentum und wahre Duldung pflegten. In diesen Gesellschaften konnten die Fürsten mit den führenden Geistern ihrer Länder unmittelbar Fühlung nehmen und gemeinsame Kulturarbeit treiben. Aber diese Arbeit wurde in „aufgeklärtem" Sinne von oben herab an den „Untertanen" verrichtet und meist unter Vernachlässigung der angestammten und geschichtlich entwickelten Eigenart der Völker und Stämme. Zugleich aber richteten die meisten Höfe Deutschlands ihre äußere Lebenshaltung nach dem Vorbilde des „Sonnenkönigtums" von Versailles ein und nahmen die eben erst erstarkenden Kräfte ihrer Völker in unverantwortlicher Weise für ihr Wohlleben in Anspruch. Die Verwelschung und Verschwendung in den oberen Ständen aber wirkten unheilvoll genug auf das Bürgertum zurück und ließen die durch den langen Krieg gedrückte Volksmenge zu keinem fröhlichen Schaffenseifer, zu keinem gesunden Selbstgefühl kommen.

Die hohen Schulen Deutschlands, die die führenden Schichten vorzubilden hatten, waren größtenteils im Zeitalter des Humanismus und der Reformation[1]) gegründet worden und hatten damals die Ehre des deutschen Namens vor dem Auslande gesichert und dem ganzen Volkskörper Segensströme zugeführt. Inzwischen aber hatte sich die lateinische Wissenschaft mehr und mehr dem Volke entfremdet, und die akademischen Kreise mit ihrer zopfigen Pedanterie und Rechthaberei konnten auch keinen Anspruch auf hohe menschliche Achtung erheben. Es war eine befreiende Tat, als der Leipziger Professor Christian Thomasius, ein feingebildeter Weltmann und ein freier Geist, der Vater der deutschen wissenschaftlichen Kritik, im Jahre 1687 eine Universitätsvorlesung in deutscher Sprache ankündigte und weiterhin eine gelehrte Zeitung in seiner Muttersprache herausgab. Er half aber auch, als Bannerträger des Pietismus, die geistige Verknöcherung auf demjenigen Gebiete bekämpfen, auf dem sie die unheilvollsten Wirkungen auf das Volksganze ausübte: im religiösen Leben.

Eine gewisse Neigung zu scholastischer Denkweise und zu dogmatischer Härte hatte sich schon bei Luther in seinen höheren Jahren eingestellt: sie überwog bei seinen späteren Nachfolgern den frischen Glaubensgeist und drohte das eigentlich religiöse Leben zu ersticken. Dazu kam das Streben nach äußerer Macht in den Landeskirchen u. a. Gegen alle diese Auswüchse wehrte sich die schlichte Frömmigkeit des Volkes, die in der Kirche nie erloschen war, aus dem Erbe täuferischer Richtungen immer neue Nahrung zog und nun in der großen Erweckungsbewegung des „Pietismus“ auf einmal kräftig hervorbrach. Der Wissenschaft stand die ganze Richtung fern, in der Kunst sah sie meist eine gefährliche Lockung, dem öffentlichen Leben lieh sie gern ihre Kräfte, obwohl sie zwischen den Ansprüchen Gottes und des Staates aufs strengste schied. Die Hauptsache blieb doch der gottselige Wandel und die echte warme Nächstenliebe; die gemeinsame Erbauung der Pietisten an stimmungsschweren, bisweilen freilich auch spielerischen Liedern befruchtete das deutsche Geistesleben auch auf weltlichem Gebiete nach Form und Gehalt. Männer wie Spener, Zinzendorf und Gottfried Arnold weckten den Glauben an den unverlierbaren Wert der einzelnen Menschenseele, vor allem der kernigen, selbwachsenen; bald lernte man allenthalben in Deutschland auf das eigene und auf das Seelenleben des Nächsten achten; es entstanden (zum Teil nach englischen Vorbildern) gefühlvolle Briefwechsel und Tagebücher, moralische Wochenschriften und Reisebeschreibungen, und die Dichtung selbst wurde immer mehr von warmen Gefühlsströmen durchzogen.

Die spätere Entwicklung des deutschen Geistes ist ohne diese entschlossen innerliche und doch wieder den Bedürfnissen des Lebens zugewandte Strömung nicht denkbar, und alle die führenden Geister Deutschlands in seiner größten Zeit erscheinen davon berührt. Das gilt nicht zum wenigsten von

1) Prag gegründet 1348, Wien 1366, Heidelberg 1386 usw. Bis 1506 (Frankfurt a. O.) im ganzen fünfzehn.

Gottfried Wilhelm Leibniz, dem Vater jener großen Kulturbewegung, die wir den „deutschen Idealismus“ nennen.

In allen Wissenschaften zu Hause, im Leben der Höfe erfahren, ein Politiker und Erfinder, wissenschaftlicher Berater der halben Welt und Begründer gelehrter Gesellschaften, vielleicht unser erster glühender Patriot, der Ludwig, dem Räuber Straßburgs, gegenüber die rechten Worte fand und für die Herrlichkeit unsrer Muttersprache eintrat, war er für die Aufgaben der Zeit gerüstet wie kein andrer. Er begnügte sich nicht mit der äußerlich-mechanischen Erklärung des großen Lebensprozesses aus der blinden Bewegung toter Atome, sondern sah allenthalben lebendige, geistige Krafteinheiten nach Wirksamkeit und nach Klarheit ringen und gestaltete sich ein Weltbild von überraschender Kühnheit und Schönheit, worin jede menschliche Persönlichkeit ihre besondere Stelle und ihren unverlierbaren, unersetzlichen Wert hatte.

Leibniz faßte den Sinn der Welt noch „rationalistisch“ auf, als zielte alles auf den erkennenden Menschengeist hin und als stünde an der Spitze des Ganzen Gott als aufgeklärtestes aller Wesen. Aber die tiefen Gefühlstöne fehlten schon bei ihm nicht und sollten späterhin noch viel kräftiger entwickelt werden, als das deutsche Bürgertum sich fest genug fühlte, um unter der Führung Rousseaus einen freieren Flug zu wagen. Zunächst freilich wurde die immer mehr verflachende „Aufklärung“ von einer süßlichen Empfindsamkeit (Millers „Siegwart“) und von der tändelnden oder lüsternen Sinnlichkeit Wielands und der „Anakreontiker“ abgelöst. Um die Wende der sechziger Jahre aber brauste jener heiße „Sturm und Drang“ daher, der manchem jungen Strudelkopf verderblich werden sollte; nur von Hause aus tiefe Naturen wie Goethe und Schiller vermochten ihn siegreich zu überwinden und gelangten zur energischen Beherrschung des Lebens und zu einer gefühlsbetonten Anschauung des im Denken erfaßten Weltalls. Zur rein ästhetischen Auffassung des Ganzen unter dem Gesichtspunkte der Schönheit gelangte damals eigentlich nur Wilhelm Heinse, der im künstlerischen Schauen seiner Zeit um mehr als ein Jahrhundert vorausgeeilt ist. Auch er versuchte dem Griechentum wieder einmal eine besondere Seite abzugewinnen, gleich anderen in seiner Zeit.

Wie das Mittelalter in Israel, so sah die Renaissance in dem römischen Volk das „Normalvolk“. Unsre älteren Humanisten erwiesen die gleiche Ehre den alten Germanen. Doch kam die deutschtümelnde Richtung damals und auch später (bei den „Barden“ des 18. Jahrhunderts) nicht über eine gelehrte Spielerei hinaus. Noch bedurfte der Deutsche zur Selbsterkenntnis des Vergleichs mit andern Völkern, und seine angeborene und seit dem großen Kriege erstarkte Neigung, alles Ausländische gelten zu lassen, wies ihn erst recht auf fremde Muster. So folgte denn die Aufklärung ihrem Gottsched, der echt deutsch gesinnt war, aber sein Volk an der starren Römertugend aufrichten und ein an der echten Antike geschultes Volk den Welschen gegenüberstellen wollte. Wohl versuchten die „Anakreontiker“ das süßliche Getändel ihrer genußseligen Empfindsamkeit auf eine z. T. recht äußerliche Nachahmung grie-

chischer Lyrik zu begründen, aber sie drangen nicht durch. Das deutsche Bürgertum verlangte große, ruhige Richtlinien für seine Lebensführung im Sinne der stoischen Philosophie. Es sträubte sich gegen die Ansprüche, die Lebenshaltung und die Kunst des Despotismus und verkannte darüber die Urkraft, die sich damals gerade auf deutschem Boden in der von den Höfen begünstigten Baukunst des Barock offenbarte. (Vgl. S. 175 ff.) Diesen bürgerlichen Geist suchte nun Winckelmann durch eine in Einzelheiten hervorragende, im ganzen aber doch selbstherrliche Erklärung der griechischen Kunst und Gesittung unter dem Gesichtspunkt der „Einfalt und stillen Größe" zu begründen. Lessing folgte ihm, verteidigte aber den schreienden Philoktetes, weil er das Gemüt in lebhafte Bewegung versetzte, wie man das damals von der Tragödie verlangte. So wurde das Leidenschaftliche in den Griechen entdeckt und von der Sturm- und Drangzeit gar einseitig betont.[1]) Von niemand mehr als eben von Heinse.

Und wiederum hielt man sich an die Griechen, als der wilde Drang sich zu klären begann, der immer nur eine Seite des germanischen Volkscharakters ausgemacht hatte, als das Streben nach Durchbildung der Persönlichkeit (zur kraftvollen, in sich geschlossenen Eigenart) in den Vordergrund trat. Die Blütezeit des deutschen Idealismus lehnte sich vor allem an Platon und Aristoteles an; hier und da auch, wo mystische Gedankengänge vorwalteten (die in Deutschland nie ganz aussterben!), an die geheimnisvollen Lehren der neuplatonischen Schule (Plotin), die u. a. durch die Schriften des englischen Grafen Shaftesbury vermittelt wurden. War doch dieser „deutsche Idealismus" durchaus kein einheitliches, etwa rein philosophisches Gewächs, sondern eine wundervoll wogende Welt von geistigen Strebungen auf allen Gebieten.[2])

Die „platonisierende" Richtung sucht das Ideal in einer eigenen, jenseits aller Erfahrung liegenden Welt, zu der sich der Mensch als zu seiner wahren Heimat nur in besonders hohen Augenblicken erhebt: hierzu bekannten sich etwa Kant und Schiller. Jener sah die Offenbarung des Göttlichen in dem alle irdische Ursächlichkeit unvermittelt durchbrechenden und überstrahlenden Pflichtgedanken, Schiller dagegen trat nachdrücklich für die ästhetische Erziehung des Menschen ein, die den Weg von dem Notstaat der Gegenwart zum Vernunftstaat der Zukunft bringen sollte. Auf der andern Seite, dem Aristoteles verwandter, stand vor allem Goethe als ehrfürchtiger Betrachter der Natur und des Menschenlebens, wie es in Geschichte und Gesellschaft sich entfaltet. Hier wuchsen ihm seine Idealbegriffe zu; in unablässigem Ringen entgegengesetzter Kräfte schien ihm das Leben immer höheren und höheren Zielen zuzustreben, wie über Tasso und Antonio das Wunschbild einer höheren Menschlichkeit schwebt, die ihre Gegensätze „vereint".

In dürftigen, äußeren Verhältnissen haben die Denker und Dichter unserer großen Zeit danach gerungen, die Geheimnisse des Weltganzen und die Tiefen der Menschenseele zu ergründen und anschaulich darzustellen.

1) Vgl. Goethes „Götter, Helden und Wieland".

2) Am schwächsten freilich auf dem Gebiete der bildenden Kunst.

Das öffentliche Leben aber, der Staat und die Gesellschaft der Gegenwart in ihrer Enge und Kleinheit konnte sie nicht locken und zu ernsthafter Tätigkeit auffordern, obwohl z. B. Schillers letzte Werke stark nationale Töne anschlugen. Der Glaube an die alleinseligmachende Kraft der „Bildung", u. zw. vor allem der philosophischen und ästhetischen Bildung, ist auch im 19. Jahrhundert immer wieder aufgetaucht, so hart er seit den Tagen der napoleonischen Kriege mit der Wirklichkeit zusammenstieß. Die furchtbare Not der Zeit rief die Mächte zum kräftigen Widerstande auf, die ehemals die Menschheit beschränkt und geleitet hatten: den Staat und die Religion. Die rückwärts gewandte, geschichtliche Geisteshaltung der Romantik tat das ihre, um diese „Restaurationsbewegung" zu stützen, und Hegels Geschichtslehren wurden gewaltsam zu dem gleichen Zwecke angewandt.

Die Romantiker wollten, wie einst Rousseau und die „Stürmer und Dränger", die letzten Gründe der Welt mit dem Gefühl umfassen, lehnten also die streng vernunftmäßige Verarbeitung der Erfahrung ab; andererseits wollten sie, was sie mit dem Gefühle erfaßt, erschaut und erahnt hatten, mit dem Gedanken durchdringen. Ein solches Denken führt freilich zu keinen sicheren, unbedingt gültigen Ergebnissen, sondern erhebt sich (mit „romantischer Ironie") immer wieder zu neuen Einsichten von immer höheren Gesichtspunkten aus, um sich endlich seiner Grenzen bewußt zu werden. Damit schwindet der Stolz dahin, mit dem die Aufklärung ihre eigene geistige Höhe betrachtet hatte. Der Romantiker findet im fernen Osten, im klassischen Altertum und im katholischen Mittelalter, wie unter den unbekannten Sängern des Volkes Geistesverwandte genug, die auf ihre Weise so weit kamen, wie er selbst: bis zur Sehnsucht nach dem Unendlichen. Die stärkste Form dieser romantischen Sehnsucht ist die Liebe, ihre reinste Darstellung aber die (nach Schiller „sentimentalische" oder, wie man nun sagte, „romantische") Dichtung — eine Poesie ohne scharf umrissene Gestalten und ohne feste Formen, aber voll tiefen Gehaltes, die das Werk der Philosophie zu vollenden berufen ist. Die Begeisterung der Romantiker für das Geschichtliche, vor allem für das Mittelalter, hat bei uns den nationalen Gedanken mächtig gefördert; das historische Drama, das W. Schlegel gefordert hatte, brachten uns der Märker H. v. Kleist und der Österreicher F. Grillparzer, die beide nicht zur „romantischen Schule" gehörten und doch beide von der romantischen Strömung stark befruchtet wurden. Andererseits hat das Eintreten der Schule für eine allumfassende „Weltliteratur", der wir u. a. die deutsche Shakespeareübersetzung verdanken, der rein vaterländischen Entwicklung wieder entgegengewirkt.

Die katholische Kirche gewann aufs neue Macht über die Gemüter. Unter den Anhängern der Reformation aber entsprang aus pietistischen Quellen eine mächtige „Erweckungsbewegung", die bald eine neue Blüte des „positiven" Protestantismus hervorbrachte. Und während W. v. Humboldt und Fichte noch in ihren älteren Schriften die Wirksamkeit des Staates nach Möglichkeit einzuschränken und seinen Machtbereich von dem des Geisteslebens scharf zu sondern versucht hatten, schlugen sie unter dem Druck der Fremdherrschaft andere Töne an, und Fichte verkündete mit dem Ernst und der Größe eines alttestamentlichen Propheten die Majestät des nationalen Staates als des höchsten Gebildes und der vornehmsten Aufgabe jedes gesun-

den Volkes. Die alten Gesittungsideale und die neuen Ansprüche der Kirche und des Staates suchte Hegel in dem großartigen Gedankenkunstwerk seines Lehrgebäudes fest miteinander zu verketten. In der Bildung des einzelnen Staates wie in der Schaffung der Allgemeinwerte von Kunst, Religion und Wissenschaft offenbart sich der in unaufhörlicher Selbstentwicklung begriffene „absolute Geist". Diese Entwicklung führt allenthalben durch den Kampf hindurch, den Kampf zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, zwischen dem Alten und Neuen, im Staatsleben besonders zwischen festhaltenden und vorwärtstreibenden Kräften. In diesem Kampfe hat und behält keine der beiden Parteien allein recht; aus ihrem Ringen ergibt sich immer eine neue, höhere Lebensgestaltung, in der die Gegensätze „aufgehoben" (d. h. zugleich überwunden und aufbewahrt) sind, und auch dieses Neue muß sich alsbald wieder mit seinem Gegensatze messen.

Die Zeit, in der Hegel seine höchste Macht entfaltete, sah aber schon ein ganz anderes Geschlecht heranwachsen. Das öffentliche Leben drängte ihm täglich neue Fragen auf, und die sozialen Nöte und die Forderungen des „vierten Standes" traten immer gebieterischer in den Vordergrund. Die Obrigkeit vermochte diese Fragen nicht zu lösen; sie hatte in blinder Verkennung der Eigenart unseres deutschen Geisteslebens das Freiheitsstreben des deutschen Idealismus mit den Triebkräften der Französischen Revolution verwechselt, hatte die freie Entwicklung der ganzen Bewegung durch Gewaltmaßnahmen verwerflichster Art (Metternich, Karlsbader Beschlüsse!) unterbunden und sie um ihre Einigkeit und ihr Selbstvertrauen gebracht. An sich hätte die geistige Kultur des „Humanitätszeitalters" das soziale Leben so gut umfassen, vertiefen und verklären können, wie es mit der Idee von Staat und Vaterland bei Fichte und H. v. Kleist geschehen war. Nun aber fehlten die innere Kraft und der Widerhall bei der Nation. Der Geist des deutschen Idealismus hatte sich in die reine Philosophie und in die Einzelwissenschaften geflüchtet und von dem unmittelbaren, kräftig pulsenden Leben mehr und mehr abgewandt.

Von Frankreich drangen die lockenden Klänge einer materialistischen Weltanschauung herüber, der sich im 18. Jahrhundert noch der deutsche Geist so kräftig widersetzt hatte. Hier erscheint der Geist nur als besondere Daseinsform der Natur und alles künstlerisch-wissenschaftliche Leben nur als der feine Schaum an der Oberfläche eines gewaltigen Meeres, das bis in die Tiefen aufgewühlt ist von den großen wirtschaftlichen Strömungen, von Angebot und Nachfrage u. dgl. Die Ableger dieser Richtung, z. B. die „naturalistische" Denkweise eines Ludwig Feuerbach und die Geschichtsphilosophie eines Karl Marx, knüpften z. T. geradezu an Hegels Gedankengänge an, nur daß sie über alle geschichtlichen Werte gern hinwegeilten, um dem gewaltigen Schritt der Entwicklung selbst zu lauschen, und

daß sie das Individuum nur zu gern aufgehen ließen im Allgemeinen, in der menschlichen Gesellschaft.

Die Revolution von 1848 endete mit schwerer Verzweiflung über die staatsgestaltende Kraft des deutschen Geistes. So schlug die hoffnungsfreudige Zuversicht des Bürgertums in grauen Pessimismus um, und dieser fand seinen vollkommensten Ausdruck in den Schriften Schopenhauers, die freilich schon früher erschienen waren, nun aber erst ihren Siegeslauf antraten. Auch Schopenhauer erkennt eine mechanisch-kausale Naturwissenschaft an, aber er verwirft alle geschichtlichen Werte. In allem Geschehen drängt und treibt nur ein ewig unbefriedigter Wille, dessen völlige Überwindung allein die Menschheit von ihrem grauenvollen Elend erlösen könnte.

Das materialistische Zeitalter hat eine Kultur von ganz eigener Größe und herber Schönheit hervorgebracht. Die Wissenschaft galt freilich nur so viel, als sie nützte; aber die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer erfuhren auch eine ungeahnte Blüte, und unter dem Schutze der Regierungen, die den Geist der Nation gern vom politischen und sozialen Gebiete abgelenkt sahen, entfalteten sich staunenswerte Kräfte in der Industrie und Technik, in Handel und Wirtschaft. Doch kümmerte sich dies Geschlecht nicht um die allgemeinen Weltanschauungsfragen, so gewichtige Vorarbeiten auf naturwissenschaftlichem Gebiete auch dafür geleistet wurden: erlaubten es doch von nun ab die großen Entdeckungen von Helmholtz und Robert Mayer (Gesetz der Erhaltung der Energie!), alle Naturgesetze lückenlos aufeinander zu beziehen; durch die künstliche Herstellung des Harnstoffes (Wöhlert) wurde die Kluft zwischen organischen und anorganischen Körpern überbrückt; Darwins Entwicklungslehre endlich riß die letzten Scheidewände zwischen Mensch und Tier ein. Aber die großen Forscher hüteten sich wohl davor, „Systeme" aufzubauen. Auch den Materialismus als Welterklärung lehnten sie bescheiden ab; dafür wurde er von seichten, halbwissenschaftlichen Schriftstellern für die Allgemeinheit ausgebeutet (Büchner, „Kraft und Stoff" u. a.), die nun in dem Wahn sich wiegen durften, als wären die Welträtsel so gut wie erklärt oder doch ihrer endgültigen Lösung so nahe als möglich. Abseits und nicht verstanden von der Masse ihrer Zeitgenossen standen die Bannerträger des deutschen Geisteslebens, die in der Wirklichkeit mehr sahen als eine Summe von Atomen und die in den großen Vorgängen des Lebens einen verborgenen Sinn erahnten: Künstler wie Fr. Hebbel, Otto Ludwig und Richard Wagner, Gelehrte wie Kuno Fischer, dessen Lebensarbeit (die „Geschichte der neueren Philosophie") einem kommenden Geschlecht die Rückkehr zu Kant und seiner Zeit ermöglichen sollte.

Ehe die neue Zeit kam, mußte die alte sich überschlagen. Wie wenig das Geschlecht von 1870—71 dem großen Ereignis der Einigung der deutschen Stämme und der Gründung des Reiches gewachsen war, zeigte die häßliche Erwerbsgier und der Genußtaumel der „Gründerjahre", die mit einem furchtbaren wirtschaftlichen „Krach" endigten; zeigte weiterhin ein wachsendes Überhandnehmen der Industrie auch auf dem Gebiete der Luxuswaren, eine ungesunde Anhäufung von Kapitalien und eine immer tiefer greifende Entfremdung zwischen Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Arbeit-

gebern und Arbeitnehmern, zwischen Deutschen mit höherer und geringerer Schulbildung. Die Kunst verrohte im Dienste der Unterhaltung und protzenhafter Begönnerung oder verflachte, wo sie religiöse oder staatliche „Gesinnung machen" sollte. Dazu kam „im Zeichen des Verkehrs" und der „Weltpolitik" die gedankenlose Herübernahme und äußerliche Nachahmung fremder Vorbilder in Wissenschaft und Kunst — die schwerste Entartung, der „das Volk der Denker" überhaupt verfallen konnte. Kleinere Völker besonders germanischer Abstammung überholten uns auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens und wußten ihre Arbeiter gründlicher mit dem inneren Wesen der Gütererzeugung und -bewirtschaftung vertraut zu machen, als das bei uns möglich war. Die Verschwendung der oberen Kreise aber führte bei den Massen zu verderblicher Nachahmung und zu einer Veräußerlichung, der keine höheren Genüsse entgegenwirkten. Das war der praktische Materialismus, der dem theoretischen folgte!

Erst hintennach wurde diese geistige Richtung auch künstlerisch verwertet in der naturalistischen Dichtung, die keine Charaktere mehr, sondern nur Nerven und Stimmungen kennt, die nicht mehr von Verantwortung, sondern von Vererbung und Milieu redet und die in ihren reifsten Werken nur den Untergang des Menschen beklagen kann, weil er zu wollen und zu handeln glaubt und doch allenthalben mit zentnerschweren Fesseln gebunden ist. Immerhin entsprang diese Dichtung ehrlichem künstlerischen Wollen und ernster Selbstbesinnung und war viel mehr wert als die tändelnde, empfindelnde und nachahmende „Literatur" der „Verfallszeit" der siebziger und achtziger Jahre. Und weil diese Dichtung alles darstellen wollte, was menschlich war, konnte sie schließlich nicht an dem vorübergehen, was in den Träumen der Menschen, auch der ärmsten, lebt (Gerhart Hauptmanns „Hannele"!) und was gerade jetzt, im Rückschlag gegen den äußersten Materialismus, mit überwältigender Kraft zum Durchbruch kam (symbolistische Richtung, Neuromantik).

Die ungeheure Anspannung aller Kräfte auf technischem und wirtschaftlichem Gebiete, die Ausbreitung der Massenarbeit und die stetig wachsende genossenschaftliche Bindung der Menschen aneinander drohte das köstlichste, was wir in uns tragen und was die Vergangenheit wie ein Heiligtum gehegt hatte, endgültig zu zerstören: die Persönlichkeit, deren Größe und Hoheit in Friedrich Nietzsche dann doch noch einen Propheten von überwältigender Kraft des Ausdruckes fand. Aber auch in dem Arbeiter an der Maschine schrie die der wirtschaftlichen Höchstleistung zuliebe ausgeschaltete und geknebelte Seele wieder nach Freiheit; liegt doch dem Deutschen viel weniger die hastige Akkordarbeit, bei der es nur auf die Kraft und Fingerfertigkeit ankommt, als jene „Wertarbeit", die nur aus der gesammelten Tätigkeit der ganzen Seele entspringt. Männer der Zeit, wie Friedrich Naumann, verstanden diesen Schrei und gaben ihn weiter. Denker wie Rudolf Eucken riefen auch die Gebildeten auf zum „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt". Um die Wende des

Jahrhunderts fing man an, sich auf das große Erbe der Zeit vor 100 Jahren zu besinnen. Die Bilder und die Gedankenwelt des deutschen Idealismus, zunächst Goethes und Schillers, dann der Romantik und der Stürmer und Dränger tauchten wieder auf. Aber man blieb nicht bei der toten Nachahmung stehen, sondern versuchte in dem Geiste jener großen Freiheitsbewegung weiter zu wirken und zu schaffen. Das Eigenrecht des Geistes wurde wieder erkannt, und der Idealismus suchte aufs neue Religion, Kunst und Wissenschaft zu durchdringen und die staatliche und völkische Gesinnung zu vertiefen. So lernte denn auch der Deutsche bei sich selber einkehren und neben den ewigen Werten der alten und der fremden Völker vor allem die treibenden und urgesunden Kräfte der eigenen Geschichte wieder nutzbar machen. Mit tieferem geschichtlichen Verständnis und feineren Fühlfäden der Seele denn je drang man in jene große Zeit ein, da bei uns die gotische Kunst und das bewußt deutsche Menschentum blühte. Grünewald und seine Genossen, die deutschen Mystiker und die alten Volksbücher wurden wieder lebendig.

Die deutsche Bewegung war so stark, daß sie bereits auf das Ausland einzuwirken begann, noch ehe sie in Deutschland bis in die Tiefe fortgeleitet und für die breitesten Kreise des Volkes nutzbar gemacht werden konnte. Bei uns wie im Auslande dauerte freilich daneben der Tanz um das goldene Kalb fort, und in einem alles überwuchernden Erwerbskampfe, in dämonischer Vergnügungssucht und in atemlosem Wettrüsten der Völker bereitete sich der Weltkrieg und die Revolution vor. Unvermutet sah sich Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber, die mit ihrer ungeheuren Übermacht an Geld, Menschen und Kriegsmitteln aller Art, mit rücksichtsloser Aushungerung unseres und geschickter Beeinflussung der anderen Völker den Zusammenbruch des Deutschen Reiches von 1871 herbeiführte. Noch stehen wir nicht am Ende der ungeheuren Erlebnisse, in die uns der Krieg gestürzt hat, noch können wir das letzte Ende nicht absehen. Aber „nichts ist verloren, solange der Geist nicht verloren ist" — der deutsche Geist, der die Stürme der Völkerwanderung, des Dreißigjährigen Krieges und der Bedrückung durch Bonaparte überdauert hat und der nach trüben Zeiten materialistischer Öde immer wieder siegreich durchgebrochen ist. In diesem Geiste mögen sich alle zusammenfinden, die hier oder da, mit diesen oder jenen Mitteln einsetzen und mitarbeiten wollen am Neubau deutschen Geisteslebens von Grund auf.

Büchernachweis: H. Meyer, Deutsches Volkstum, 2. Aufl., 2 Bde.; Leipzig 1903, Bibliogr. Institut. — A. Heusler, Die Isländersagas als Zeugnisse germanischer Volksart; Deutsche Rundschau 1917. — E. Wechßler, Das Kulturproblem des

Minnesangs; Halle 1909, W. Niemeyer. — J. Kärst, Die Reformation als deutsches Kulturprinzip; München 1916, C. H. Beck. — R. Pfleiderer, Reden und Aufsätze; München 1909, Lehmann (bes. S. 1 ff.: Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Religion). — „Die Religion", herausgeg. von F. Schiele, 5 Bde.; Tübingen 1909—14, Mohr. — E. Tröltsch, „Deutscher Idealismus" (in Herzogs Protest. Realencykl., 3. Aufl., 7. Bd., S. 612 ff.). — W. Windelband, Die Philosophie im Geistesleben des 19. Jahrh.; Tübingen 1909, Mohr. — O. Walzel, Deutsche Romantik, 4. Aufl., 2 Bde. (AnuG Bd. 232/33); Leipzig 1918, B. G. Teubner. — A. Bernt, Humanismus und Deutschtum (Volksbücher zur Deutschkunde); Leipzig 1918, A. Haase. — K. Burdach, Deutsche Renaissance, 2. Aufl.; Berlin 1918, Mittler & Sohn. — Literaturgeschichten: bes. von W. Scherer (12. Aufl.; Berlin 1910, Weidmann) und Vogt-Koch (3. Aufl., 2 Bde.; Leipzig 1910, Bibliogr. Institut). — Könnecke, Bilderatlas zur deutschen Literaturgeschichte, 2. Aufl.; Marburg 1912, Elwert. — Allgemeine Bildungsgeschichte: F. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung, 3. Aufl. (AnuG Bd. 100); Leipzig 1912, B. G. Teubner. — W. Dilthey, Gesammelte Schriften. 2. Bd.: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation; ebenda 1914.

Stichwortübersicht.

Die deutschen Zahlen bedeuten die Seitennummern, die römischen die Tafelnummern.

Ackerbau 18 f., 22 f., 40
Adel 43, 90 ff., 95 ff.
Aktiengesellschaften 88
Alemannen 47
Almende 41
Alpen, Landschaftsformen 6
Alpenvorland, deutsches 6 f.
Althochdeutsch 145.
Anakreontiker 229
Antiqua 150, XIV
Arbeiterstand 97 f., 232 f.
Armbrustschützen XII
Aufklärung 96

Bach, Seb. 199, 202
Barock 175 ff., XIX, XX, XXII, XXXIV (Auricularstil)
Bauern 77, 81, 90, 92, 95, 107, 132 f.
Bauernlegen 81
Baukunst 188 ff., XXXVII
Bayern 47
Beamtentum 94
Bedarfswirtschaft 79, 88
Beethoven 199, 201
Begas 185
Bernstein 42
Besiedelung 11 ff.
Bettelmönche 223
Bildnerei 163 ff., 178, 191 f., IX, XVIII, XXI, XXVII—XXIX, XXXI—XXXIII, XXXVI, XXXVIII, XL
Brahms 203.
Brauch, Sitte und 127 ff.
— Altheidnisches im 132 ff.
Briefadel 95
Bronzeschwert III
Bronzeschwertstab III
Bronzezeiten 33 ff.
Bronzezeitliches Dorf 35, II, III
Bruchlandschaften 7
Bruchschrift 186, XIV, XV
Brückenbau 189
Bruckner 204
Buch 151 f., 167 f., 185
Buchdruckerkunst 150
Buchillustration 167 f. 185
Bühne 206 ff., XLI, XLII
— Illusions- 215 f.
— Renaissance- 210
— Shakespeare- 210 f.
— Simultan- 207
— Stil- 216
Bühnenaussprache 215
Buhurt 67, 91
Burgen 161 f., XX, XXIV
Bürgerhaus 159, 161, 177 f., XXII—XXV, XXXIV, XXXVII
Bürgertum 25 ff., 92, 96, 99, 128, 132, 223, 230, XI
Burgunder 47
Busch, Wilhelm 184, XL

Charakter der Bewohner 16
Cursive 150, XIV

Denkmäler XXXVIII
Deutsch, die Benennung 140
Deutschtum im Auslande 10 ff., 111 f.
Ding 43, 100 f., 103
Dingelstedt 214
Dolmen 31
Domänen 49, 73
Donar (Thor) 117
Dorf 52 f.
— bronzezeitliches 35, II, III
— Haufen- V
— Pfahlbau- II
— Reihen- V
— Rundling- V
— Straßen- V
Drama, bürgerliches 212
— liturgisches 207
— Mysterien- 207 f.
— Renaissance- 209 f.
— Schäfer- 210
— Schul- 209
Dreifelderwirtschaft 23, 74
Drucke XIV, XV
Dürer 173 ff., XIV, XV, XXXIII

Einzelhöfe 41, 52
Eisenzeit, vorrömische 36 f.
Eiszeit 6 f.
Elsheimer 178 f.
Empfindsamkeit 229
Erbuntertänigkeit 82 f.
Erntefest 139

Fahrende Leute 93
Falkenjagd VIII
Fastnacht 136 f.
Fastnachtsspiele 208 f.
Feldbestellung VII
Feldgraswirtschaft 41
Femgericht 103
Feste 128 f., 132 ff.
Feudallasten 83
Fibel 34, 37 ff., III, IV
Flachland, norddeutsches 7 ff.
Flurverteilung 53 f.
Flurzwang 41

Franken 47 f.
— u. Christentum 49 f.
— Königtum bei den 48 f.
— fränkische Axt IV
Frauen 42, 45, 91 f., 96 f., 127
— höfische Frau IX
Freigrab 163
Freihandel 83
Friesen 47. 74
Frija 117
Fürsten 90. 95. 105. 227

Gartenkultur 24
Geburtsstände 90
Geistliche 91, 94
Geldwirtschaft 76, 86
Gelehrtenstand 93, 95
Gemenglage 41, 53
Germanen:
  Auftreten auf deutschem Boden 12
  Charakter 44, 217 f.
  u. Christentum 51, 118, 219
  Gottesverehrung 116 f.
  Handel 42
  Kleidung 37, 41, IV
  Kultur 37 ff.
  Musik 45
  Recht 43, 50
  u. Römer 39 f., 45 ff.
Germanischer Krieger 37 f., IV
Germanisches Schwert IV
Getreideernte VII
Gewanne 41, 53
Gewerbe 76, 80 f., 85
Gewerbefreiheit 83
Gilde 92
Gotischer Stil 155 ff., X, XVI, XVII, XIX—XXIX, XXXI—XXXIII
Gottsched 211 f.
Graf (Gericht) 101
Graphik 167 f., 184 ff., XXX, XXXVI
Großgrundbesitz 50, 73 f.
Gründerjahre 233
Grundherrschaft 40, 49, 77, 81
Grünewald 169 ff., XXXI, XXXII

Haine, heilige 116
Hakenhof 58, V
Hallstattkultur 35 f.
— -schwert III
— (Bronze-) -eimer III
Handel 46, 74 f., 78 f., 82 f., 85
Händel 200
Handwerk 79 f., 87
Hanse 78, 80
Haufenhof, mitteldeutscher 58, I, II
Haus 54 ff., XXIII
— bayrisches VI
— bronzezeitliches II, III
— fränkisches (mitteldeutscher Haufenhof) VI
— friesisches V, VI
— niedersächsisches V, VI, XX
— oberdeutsches V
— Schwarzwald- VI
— Schweizer- 57
— Wohnstall- V
Hausbuchmeister 168, XI, XXX
Hausrat 64
Haydn 200 f.
Hegel 232
Heilige drei Könige 136
Heimarbeit 87
Herrenland (Salland) 74
Hochzeit 134 f.
Hodler 193 f., XL
Hofraiten 53
Holbein 169, 175, XXXIII
Hufenbesitz 41, 53, 73
Humanismus 147, 225 f.
Hundertschaften 43
Hünengräber 31, II

Idealismus, deutscher 229
Immermann 214
Immunität 102
Impressionismus 187
Initialen 151, XIV
Inkunabeln (Wiegendrucke) 150
Johannisfeuer 138 f.
Italistischer Stil 173 f.
Juden 93, 96
Jugendstil (Sezessions-) 185

Kapitularien 101
Kapitalismus 79, 85, 99
Karl d. Große 50 f., 149
Karolingerkunst 153
Kegelgrab (Bronzezeit) 33, II
Kelten 11, 28, 36, 39, 142
Kirchen 176 ff., 191, XVI, XVII, XIX—XXIV, XXXIV
Kirchliche Macht 223 f., 231 f.
Klassizismus, akad. 180
Kleiderluxus XIII
Kleidung 62 f., IV
Klinger, M. 186 f., XXXVI
Kloster St. Gallen VII
Kolonisation 77 f., 109 ff.
Komödianten, engl. 211 f.
König 101, 105 f.
Königs(Blut-)bann 101 f.
Königsgrab von Seddin 34
— Bronzeurne aus d. III
— Messer aus dem III
Königshalle, germ. 153, 161, XVI
Königtum b. d. Franken 48 f.
Kreuzzüge 221
Kunstgewerbe 188 f.

Laienkultur 91
Laienrichter 94
Land, deutsches 5 ff.
Landsknechte 63, XII
Landwirtschaft 87 f.
Langobarden 47
Lastmann 179
La-Tène-Kultur 36 f., IV
Laube 214
Lausitzer Kultur 36
Lautverschiebung 140 f., 144
Lehnswesen 74, 106
Lehrerstand 97
Leibeigenschaft 82
Leibniz 229
Lied 200, 203
Liszt 204
Luren 45
Luther 146 f., 226

Mailehen 138
Majuskel 149, XIV
Malerei 164, 166 f., 178 f., 180 f., 187 f., XXX, XXXIII, XXXV, XXXIX
Märchen 119 ff.
— Volksgeschichte im 119
Markt 74 f., 103
— -platz XXV
— Bauern auf dem IX
Martini 139
Materialismus 232 f.
Megalithgräber 31
Meininger 215
Mendelssohn 201, 204
Mensch, erster auf deutschem Boden 30
Menzel 181 ff., XXXV, XL
Merkantilismus 82
Metzner 194 f., XXXVIII
Miniaturen 167
Minuskel 149, XIV
Mischkultur 45 f.
Mittelgebirge, deutsches 9 ff.
Mittelhochdeutsch 146
Mittelstand 99
Moderne Kunst 179 ff.
Mönchtum 91
Moralitäten 208
Mozart 199 ff.
Musik, französ. Einfluß in der 204
— u. Reformation 197 f.
— Rückgang der Kirchen- 199 f.
Musikdrama 214 f.
Musikinstrumente 197
Mystik 224

Nationalbühne 213
Naturalistische Dichtung 234
Nerthus 117
Neuberin, Karoline 212
Nibelungenlied 223
Nietzsche 234
Nordseeküste 8
Notker 220

Obstbau 23
Oper 200, 210
Oratorium 200
Orchestermusik 200 f. 203
Ortsnamen, Entstehung der 12
Ostern 137 f.
Ostseeküste 8

Pacht 77
Pessimismus 233
Pfahlbauten 32
Pfahlbürger 75
Pfingsten 138
Pflanzenwelt 18 ff.
Pietismus 96, 228
Profitwirtschaft 79, 88
Prosa 146, 224
Puppenspiel 208

Rasse, nordische 27 f., 42
— fremder Einfluß auf die 29
Rathaus 159 ff., XVIII, XIX, XXIII, XXIV, XXVI
Recht 100 ff.
Reckentum 47
Reformation 226 f.
Reichskammergericht 104
Reichsstandschaft 93
Reihengräber 29
Religion 116 ff.
Religionskriege 226 f.
Renaissance 150, 224 f.
Renaissancismus, akad. 185
Rethel XXXVI
Richterstand 94
Riemenschneider 165, XXVIII, XXIX
Rietschel 185
Ritter 67, 90 ff., 94, 221 ff., IX
— Frau IX
Rokoko 179
Rolandsreiten 128 f.
Romanischer Stil 153 ff., XVI, XVII, XVIII
Romanisch. Leuchter XVIII
Romantik 180 f., 231 f.
Runen 148, 149
Runenspeer IV

Sachs, Hans 208 f.
Sachsen 47, 51
Sage 121 ff.
Salland (Herrenland) 74
Schadow 180, XXXIV
Schauspieler 96, 206 ff.
Schembartlaufen 132
Schloßbau 161 f., 178 f., XX, XXVI
Schmitz, Bruno 192, XXXVIII
Scholastik 223 f.
Schongauer 169, XXX
Schrift 145 ff., XIV
Schubert 203
Schumann 200, 204
Schütz, Heinrich 199
Schweizer Haufe XII
Schwertleite 91
Semnonen 47
Siedlung, ländliche 12 f., 37, 40 f., 52 ff., 78
— und Landschaft 13 ff.
Signete 168
Sippe 40, 42 f.
Slawen 12, 47
Snobismus 99
Sommersonnenwende 139
Sonate 201
Soziale Gesetzgebung 98
Sozialismus 88 f.
Spielleute 197, 221
Spielmannsepen 222
Spinnstube 139
Sprachen, Einfluß fremder 142
Sprachgesellschaften 227
Staatsentwicklung 105 ff.
Stadt 98, 107, 162, 179, XIX, XXV—XXVI
Stadtwirtschaft 75
Stämme, die neuen westgermanischen 47
Stapelrecht 75
Steinbeile 32, 42
Steinzeiten 31, I
Sturm und Drang 96, 229
Sueben 47

Taufe 134
Technik 48, 84
Theater, österr. 213
Thoma 184, XXXIX
Thomasius 228
Thüringer 47
Tierwelt 24 ff.

Tjost 67
Tiu oder Ziu 116
Tod 135
Tonwaren 31 f.
Tracht 49, VIII, IX
Treue 44, 123, 128
Trinkstube (Zunftstube) X
Turniere 67, VIII

Umgestaltung, kulturelle, des Landes 14 f.
Universitäten 228 f.
Unternehmer 97

Vaganten 93
Vennkolonien 14
Verfassung 107 f.
Verkehrswege 42, 46, 74
Vischer, Peter 164
Völkerwanderung 109
Völkerwanderungsstil (Gewandspangen) 152 f., XVIII
Volkslied 123 ff.
Volute 176

Waffen 38, 66 f.
Wagen VII
Wagner 202 f.
Wald:
  Urwald 18
  Rodung 12, 19
  geregelte Wirtschaft 20
  Bäume 21 f.
Walmdach 59, 153
Weber, Karl Maria von 202
Wechselstube XIII
Wehrbau 68 ff.
  Dansker 72
  deutsche Burgform 69
  roman. Burgform 68 f.
  Ganerbenburg 68
  Stadtmauer 72
  Vorlege 72
Weinbau 24
Weise, Christian 209
Weistümer 102, 146
Weltwirtschaft 85 f.
Wenden 53
Wergeld 43
Wiesen und Futter 23
Winckelmann 230
Wintersonnenwende 135 f.
Wirtschaft, die, deutschen Landes 17 f.
Witz, Konrad 167, XXX
Wodan 116 f.
Wohnung 32, 37, 52 ff., 60 ff.
Worpswede 188
Wortbildung 145
Wulfila 148

Zeitblom XXX
Zimmer, gotisches X
Zollverein 83 f.
Zünfte 64, 76, 95, 132
Zwintscher 187 f.

Bücher zur Deutschkunde

Deutsche Volkskunde im Grundriß. Von K. Reuschel. I. Teil: Allgemeines. Sprache. Volksdichtung. Mit 3 Fig. im Text. II. Teil: Glaube, Brauch, Kunst u. Recht. (*Bd. 644/45.)

Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz u. als Bildgsstoff. Von W. Peyer. M. 2.80

Heimatpflege. (Denkmalpflege und Heimatschutz.) Ihre Aufgaben, Organisation und Gesetzgebung. Von H. Bartmann. (*Bd. 756.)

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von O. Weise. 5. Auflage. Mit 30 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln und einer Dialektkarte Deutschlands. (*Bd. 16.)

Natur und Mensch. Von M. G. Schmidt. Mit 19 Abb. (*Bd. 458.)

Mensch und Erde. Skizze von d. Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von A. Kirchhoff. 4. Aufl. (*Bd. 31.)

Unsere Pflanzen. Ihre Namenerklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Fr. Söhns. 6. Aufl. Geb. M. 8.–

Pflanzen in Sitte, Sage u. Geschichte. Für Schule und Haus von Fr. Warnke. M. 1.50, geb. M. 2.10

Germanische Kultur in der Urzeit. Von G. Steinhausen. 3. Aufl. Mit 13 Abbild. (*Bd. 75.)

Das Nibelungenlied. Von J. Körner. (*Bd. 591.)

Die germanische Heldensage. Von J. W. Bruinier. (*Bd. 486.)

Das deutsche Dorf. Von R. Mielke. 3. Aufl. Mit 51 Abb. (*Bd. 192.)

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Chr. Rauck. 3. Aufl. Mit 73 Abb. (*Bd. 121.)

Geschichte d. dtsch. Bauernstandes. Von H. Gerdes. 2., verb. Aufl. Mit 22 Abbild. (*Bd. 320.)

Deutsch. Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Chr. Gruber. 4. Aufl. bearb. von H. Reinlein. (*Bd. 42.)

Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Von R. Kötzschke. 2., umg. Aufl. (Grundriß d. Geschichtswissenschaft II, Abt. 1.) Kart. M. 12.–

Grundzüge d. neueren Wirtschaftsgeschichte v. 17. Jahrh. bis zur Gegenwart. Von H. Sieveking. 3., verb. Aufl. (Grundriß d. Geschichtswissenschaft II, Abt. 2.) Kart. M. 7.–

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens i. letzten Jahrh. Von E. Pohle. 4. Aufl. (*57.)

Geschichte d. dtsch. Handels seit d. Ausg. d. Mittelalters. Von Langenbeck. 2. Aufl. M. 16 Tab. (*337.)

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von E. Otto. 5. Aufl. Mit 23 Abb. auf 8 Tafeln. (*Bd. 14.)

Vom deutschen Volk zum deutschen Staat. Eine Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins. Von P. Joachimsen. 2. Aufl. (*Bd. 511.)

Quellen u. Historiographie der dtsch. Geschichte bis 1500. Von M. Jansen. 2. Aufl. von E. Schmitz-Kallenberg. (Grundr. d. Geschichtswissensch. I, Abt. 7.) M. 3.–, geb. M. 4.–

Dtsch. Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Fr. Hartung. (Grundriß d. Geschichtswissenschaft II, Abt. 4.) Geh. M. 3.40, geb. M. 4.60

Dtsch. Verfassungsgeschichte v. Anf. d. 19. Jahrhdt. b. z. Gegenw. Von M. Stimming. (*Bd. 639.)

Deutsche Rechtsgeschichte. (Mit Ausschl. d. Verfassungsgeschichte.) Von C. Freih. v. Schwerin. 2. Aufl. (Grundriß d. Geschichtswissenschaft II, Abt. 5.) Geh. M. 3.20, geb. M. 5.–

Germanische Mythologie. Von J. v. Negelein. 3. Aufl. (*Bd. 95.)

Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion. (Kultur der Gegenwart. Hrsg. von P. Hinneberg. Teil I, Abt. III, 1.) 2. Aufl. Geh. M. 10.–, geb. M. 16.–

Psychologie d. Volksdichtg. V. O. Böckel. 2. Aufl. M. 7.–, geb. M. 8.–

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt von O. Böckel. 2. Auflage. (*Bd. 262.)

Das deutsche Volksmärchen. Von K. Spieß. (*Bd. 507.)

Deutsches Märchenbuch. Von O. Dähnhardt. Bd. I. 3. Aufl. Geb. M. 4.–. Bd. II. 4. Aufl. Geb. M. 5.–

Das deutsche Volkslied. Über Wesen u. Werd. d. dtsch. Volksgesanges. Von J. W. Bruinier. 5. Aufl. (*Bd. 7.)

Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Von J. W. Bruinier. (*Bd. 404.)

Heimatklänge aus deutsch. Gauen. Von O. Dähnhardt. Bd. I: Aus Marsch u. Heide. 2. Aufl. M. 2.–, geb. M. 3.50. Bd. III: Aus Hochland u. Schneegebirg. M. 2.–, geb. M. 4.–

Mittelalterl. Kulturideale. Von V. Dedel. I.: Heldenleben. (*Bd. 292.) II.: Ritterromantik. (*Bd. 293.)

Deutsche Städte u. Bürger i. Mittelalt. V. B. Heil. 4. Aufl. (*43.)

Deutsche Feste und Volksbräuche. Von E. Fehrle. 2. Aufl. Mit 29 Abbildungen. (*Bd. 518.)

Deutsche Volkstrachten. Von K. Spieß. Mit 11 Abb. (*Bd. 542.)

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Ed. Otto. 3. Aufl. Mit 12 Abb. (*Bd. 45.)

Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen. Von O. Weise. 2., verb. Aufl. Mit 1 Sprachenkarte Deutschlands. Geb. M. 4.50

Unsere Muttersprache, ihr Wesen und ihr Werden. Von O. Weise. 9., verb. Aufl. Geb. M. 5.–

Wort und Sinn. Begriffswandlungen in der deutschen Sprache. Von Fr. Söhns. Kart. M. 2.40

Die dtsch. Personennamen. Von A. Bähnisch. 3. Aufl. (*Bd. 296.)

Schrift- und Buchwesen in alter u. neuer Zeit. Von O. Weise. 4., verb. Aufl. Mit 28 Abb. (*Bd. 4.)

Das Wesen d. dtsch. bildend. Kunst. Von H. Thode. (*Bd. 585.)

Deutsche Baukunst. Von A. Matthaei. I: Von den Anfängen bis zum Ausgang der romanisch. Baukunst. 4. Aufl. Mit 55 Abb. II: Gotik u. Spätgotik. 4. Aufl. Mit 67 Abb. (*Bd. 8/9.) III: In der Renaissance u. der Barockzeit bis zum Ausgang des 18. Jahrhdt. 2. Aufl. Mit 63 Abb. (*Bd. 326.) IV: Im 19. Jahrhdt. u. in der Gegenwart. 2. Aufl. Mit 40 Abb. (*Bd. 781.)

Albrecht Dürer. Von R. Wustmann. 2., neub. Aufl. v. A. Matthaei. Mit 1 Titelbild u. 31 Abb. i. T. (*Bd 97.)

Die altdeutschen Maler in Süddeutschland. Von H. Nemitz. Mit 1 Abb. i. T. u. 1 Bilderanh. (*464.)

Die deutsche Malerei im 19. Jahrhdt. Von R. Hamann. M. 5.– ganzleit. u. 200 halbleit. Abb. M. 15.–

Das Theater. Vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Chr. Gaehde. 3. Aufl. Mit 17 Abbild. (*Bd. 230.)

Der Leipziger Student von 1409 bis 1909. Von W. Bruchmüller. (*Bd. 273.)

Aus Weimars Vermächtnis: Schiller, Goethe und das deutsche Menschheitsideal. Von K. Bornhausen. (Bd. 1.) Kart. M. 5.–

Lebensfragen in unserer klassischen Dichtung. Von H. Schurig. (Bd. 2.) Kart. M. 7.50

* Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". Jeder Band kart. M. 2.80, geb. M. 3.50

Auf sämtl. Preise Teuerungszuschlag des Verlags 120% (Abänder. vorbeh.) u. teilw. der Buchhandlungen

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preise freibleibend

Volk und Vaterland

Schaffen und Schauen, Band I. 4. Aufl. Gebunden M. 14.—

„Niemals am Vaterland verzweifeln und fest daran glauben, daß das Vaterland, wenn die Zeiten auch noch so hart und drückend sind, aus allen Prüfungen herrlich hervorgehen wird."

Diesen Worten Schleiermachers folgend, möchte dies Buch vor allem unserer Jugend, den künftigen Führern unseres Volkes, die große Aufgabe zeigen, die sie zu lösen hat: unser Volk zur innern Einheit zu führen. Dazu gibt es ein Bild alles dessen in seiner Vielgestaltigkeit, was sich zur großen Einheit des deutschen Vaterlandes zusammenschließt.

So werden dargestellt das deutsche Land als Boden deutscher Kultur, das deutsche Volk in seiner Eigenart, die deutsche Heimat in ihrem Reichtum, das Deutsche Reich in seinem Werden, die deutsche Volkswirtschaft nach ihren Grundlagen und ihren wichtigsten Zweigen, der Staat, seine Kräfte und seine Aufgaben, Recht und Verwaltung, Wirtschafts- und Sozialpolitik, Bildungs- und Kirchenwesen, Wehrmacht und auswärtige Beziehungen, endlich die wichtigsten Berufsarten nach ihrem innern Wesen.

Das Werk stellt eine lebensvolle, aber durchaus sachliche, unparteiische Bürgerkunde des neuen Deutschland dar, erfüllt vom Geiste tatkräftiger Vaterlandsliebe.

Der II. Band des Werkes unter dem Titel

Des Menschen Sein und Werden

3. Aufl. Gebunden M. 14.—

führt in die tieferen Zusammenhänge der deutschen geistigen Welt der Gegenwart ein.

Er zeigt das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse, ferner als Voraussetzung von all diesem die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen und seines geistigen Daseins und andererseits zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung nach den in dem Werke dargelegten Grundsätzen.

Beide Bände zusammen M. 25.—

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschläge des Verlags 120% (Abänderung vorbehalten)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preise freibleibend

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus den Gebieten der **Philosophie, Psychologie, Pädagogik, Sprache, Literatur, bildenden Kunst, Musik, Geschichte, Kulturgeschichte, Geographie, Mathematik, Naturwissenschaften, Medizin, Recht, Wirtschaft und Technik.**

Jeder Band, meist reich illustriert, ist einzeln käuflich. Kart. M. 2.80, geb. M. 3.50

„... In ihrer Gesamtheit stellt diese Bücherfolge schon heute eine großartige Enzyklopädie des Wissens dar. Als Einzelerscheinungen sind die Bände dieser Bibliothek den Besten zuzurechnen, was in der Monographienliteratur dargeboten wird." (Sächsische Staatszeitung.)

Teubners kleine Fachwörterbücher

Teubners Fachwörterbücher geben klare u. zuverlässige Auskunft über alle wichtigen Gegenstände u. Fachausdrücke.

Bisher erschienen: **Philosophisches Wörterbuch.** Von Dr. P. Thormeyer. 2. Aufl. (Bd. 4.) Geb. M. 7.- · **Psychologisches Wörterbuch.** Von Dr. Fr. Giese. (Bd. 7.) Geb. M. 7.— · **Zoologisches Wörterbuch.** Von Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) Geb. M. 8.— · **Botanisches Wörterbuch.** Von Dr. O. Gerke. (Bd. 1.) Geb. M. 8.— · **Physikalisches Wörterbuch.** Von Prof. Dr. G. Berndt. (Bd. 5.) Geb. M. 7.— · **Geologisch-mineralogisches Wörterbuch.** Von Dr. C. W. Schmidt. (Bd. 6.) Geb. M. 8.— · **Geographisches Wörterbuch.** Von Prof. Dr. O. Kende. (Bd. 8.) Geb. M. 9. — · **Wörterbuch der Warenkunde.** Von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) Geb. M. 9.—

Unter der Presse: **Wörterbuch zur deutschen Literatur.** Von Studienrat Dr. H. Röhl · **Handelswörterbuch.** Von Dr. V. Sittel und Justizrat Dr. M. Strauß.

(Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.)

Teubners Naturwissenschaftliche Bibliothek

Die Sammlung will Lust und Liebe zur Natur wecken und fördern, indem sie in leichtfaßlicher Weise über die uns umgebenden Erscheinungen aufklärt und die Selbsttätigkeit anzuregen sucht. Zugleich soll der Leser einen Einblick gewinnen in das Leben und Schaffen großer Forscher und Denker. — Alle Bände sind reich illustriert und geschmackvoll gebunden. (Preis je M. 3.— bis M. 8.80.)

U. a. gehören zur Sammlung: **Große Physiker.** Von Joh. Reserstein. · **Physikalisches Experimentierbuch.** Von H. Rebenstorff. In 2 Teilen. · **Chemisches Experimentierbuch.** Von K. Scheid. In 2 Teilen. · **Die Luftschiffahrt.** Von A. Nimführ. · **Geologisches Wanderbuch.** Von K. G. Bolk. In 2 Teilen. I. 2. Aufl. · **Geographisches Wanderbuch.** Von A. Berg. 2. Aufl. · **Große Geographen.** Von F. Lampe. · **Große Biologen.** Von W. Maß. · **Biologisches Experimentierbuch.** Von C. Schäffer. · **Vegetationsschilderungen.** Von P. Gräbner. · **Anleitung zu photographischen Naturaufnahmen.** Von C. J. Schulz.

Mathematisch-Physikalische Bibliothek

Gemeinverständliche Darstellungen aus der Mathematik und Physik. Hrsg. von Direktor Dr. W. Liebmann und Studienrat Dr. A. Witting. Fast alle Bändchen enthalten zahlreiche Figuren. Kart. je M. 2.—

Die Sammlung bezweckt, allen denen, die Interesse an den mathematisch-physikalischen Wissenschaften haben, es in angenehmer Form zu ermöglichen, sich über das gemeinhin in den Schulen Gebotene hinaus zu belehren.

U. a. sind erschienen: **Der Begriff der Zahl in seiner logischen und historischen Entwicklung.** Von H. Wieleitner. 2., durchges. Aufl. (Bd. 2.) · **Die 7 Rechnungsarten mit allgemeinen Zahlen.** Von H. Wieleitner. 2. Aufl. (Bd. 7.) · **Der pythagoreische Lehrsatz mit einem Ausblick auf das Fermatsche Problem.** Von W. Liebmann. 2. Aufl. (Bd. 3.) · **Mathematik und Malerei.** Von G. Wolf. (Bd. 20/21.) · **Der Goldene Schnitt.** Von H. E. Timerding. (Bd. 32.) **Beispiele zur Geschichte der Mathematik.** Von R. Witting u. M. Gebhard. (Bd. 15.) · **Mathematiker-Anekdoten.** Von W. Ahrens. 2. Aufl. (Bd. 18.) · **Wo steckt der Fehler?** Von W. Liebmann und B. Trier. 2. Aufl. (Bd. 10.) · **Geheimnisse der Rechenkünstler.** Von P. Maennchen. 2. Aufl. (Bd. 13.) · **Riesen und Zwerge im Zahlenreiche.** Von W. Liebmann. 2. Aufl. (Bd. 25.) **Das Relativitätsprinzip.** Leichtfaßlich entwickelt von R. Angersbach. (Bd. 39.) · **Beobachtung des Himmels mit einfachen Instrumenten.** Von Fr. Rusch. 2. Aufl. (Bd. 14.)

Die Kultur der Gegenwart

Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Professor Paul Hinneberg

In 4 Teilen. I—II. Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete. III. Die mathematisch-naturwissenschaftlichen und medizinischen Kulturgebiete. IV. Die technischen Kulturgebiete.

Ausführl. Prospekte der Sammlungen sind auf Wunsch vom Verlag umsonst. u. postfr. erhältlich

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschlag des Verlags 120% (Abänderung vorbehalten) u. teilw. d. Buchhandl.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preise freibleibend

Lehr- und Unterhaltungsbücher

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Studienrat Dr. H. Röhl. 3., verb. u. bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Geb. M. 6.—

„Mit großem Geschick weiß der Verfasser in knappen Worten einen Zeitabschnitt, das Wirken einer Persönlichkeit treffend zu charakterisieren, ein Dichtwerk zu analysieren." (Südwestdeutsche Blätter.)

Das Erlebnis u. die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Aufsätze von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. W. Dilthey. 7. Aufl. Mit Titelbild. Geh. M. 14.—, geb. M. 20.—

„... Was diesen klassischen Aufsätzen ein besonders edles Gepräge gibt, ist der goldene Schimmer geistiger Jugendfrische, der sie verklärt, die lautere Verehrung unserer höchsten literarisch-künstlerischen Kulturwerke." (Das literarische Echo.)

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgewählt u. eingeleitet von Ministerialrat Dr. G. Bäumer. 2. Aufl. Mit 12 Abb. Geb. M. 14.—

„Die Herausgeberin hat sich, wie die den Abschnitten vorausgeschickten Einleitungen zeigen, liebevoll in diese Frauenseelen eingefühlt und ihr Urteil immer voll abgewogen." (Südwestdeutsche Schulblätter.)

Philosophische Propädeutik im Anschluß an einzelne Unterrichtsfächer. Herausgegeben von Geh. Reg.- und Oberreg.-Rat Dr. G. Lambeck. Geh. M. 5.60, geb. M. 8.-

Aus der Mappe eines Glücklichen. Von Geh. Oberregierungs-Rat Ministerialdirektor Dr. A. Jahnke. 5. Auflage. Kart. M. 5.-

„Diese Blätter können nicht warm genug empfohlen werden allen, die über die ‚Rätsel des Lebens', die ‚Rätsel des Todes und Gott' und andere Fragen nachdenken." (Monatsschrift für höh. Schulen.)

Die Großmächte und die Weltkrise. Von Prof. Dr. R. Kjellén. Kart. M. 9.—, geb. M. 11.—

„Das Buch ist eine Schule der Selbsterkenntnis, aber auch des völkischen Willens." (Ztschr. f. Deutschkde.)

Die altklassische Welt. Von Konrektor Prof. Dr. H. Lamer 2. Aufl. Mit 2 Plänen. Kart. M. 3.40

„Das Buch sei allen, die sich über den Ursprung unserer heutigen Kultur unterrichten wollen, empfohlen."
(Hamburger Nachrichten.)

Antike Technik. Sieben Vorträge von Geh. Oberreg.-Rat Prof. D. Dr. H. Diels. 2., erw. Aufl. Mit 78 Abb., 8 Taf. u. 1 Titelbild. Geh. M. 9.-, geb. M. 12.-

„Wer sich einen seltenen Genuß verschaffen will, nehme das Buch von Diels zur Hand."
(Dinglers Polytechnisches Journal.)

Aus eigener Kraft. Bilder von deutscher Technik und Arbeit für die reifere Jugend. Von Dipl.-Ing. C. Weihe. Mit 20 Abb. auf 10 Tafeln. Kart. M. 3.60

Mathemat. Unterhaltungen u. Spiele. Von Dr. W. Ahrens. 2 Bde. I. Bd. 3. Aufl. [In Vorb. 1921.] Mit Figuren. II. Bd. 2. Aufl. Mit 128 Figuren. Geh. M. 14.-, geb. M. 15.-

Lehrbuch der Physik. Von Direktor Prof. E. Grimsehl. Zum Gebrauch beim Unterricht, bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. 2 Bände. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Hillers und Prof. Dr. H. Starke.

I. Mechanik, Wärmelehre. Akustik und Optik. 5., verm. und verb. Auflage. Mit 1049 Figuren im Text, 10 Figuren auf 2 farbigen Tafeln und 1 Titelbild. Geh. M. 32.—, geb. M. 38.—

II. Magnetismus und Elektrizität. 4., verm. u. verb. Aufl. Mit 548 Fig. Geh. M. 22.—, geb. M. 26.—

Tierbau und Tierleben in ihrem Zusammenhang betrachtet von Prof. Dr. R. Hesse und Prof. Dr. F. Doflein. 2 Bde. Mit 1220 Abb. u. 35 Tafeln in Schwarz-, Bunt- und Lichtdruck. Geschmackvoll geb. je M. 18.-, in Halbfranz je M. 45.-

I. Der Tierkörper als selbständiger Organismus. Von Prof Dr. R. Hesse. II. Das Tier als Glied des Naturganzen. Von Prof. Dr. F. Doflein.

„Ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Werk. Es vereinigt sachliche, streng wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes mit klarer, jedem, der in rechter Mitarbeit an das Werk herantritt, verständlicher Darstellung."
(Literar. Jahresbericht des Dürerbundes.)

Einführung in die Biologie. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. 4. Aufl. bearbeitet von Prof. Dr. C. Schäffer. Mit 367 Textabb., 1 schwarzen Tafel sowie 4 Tafeln u. 2 Karten in Buntdruck. Geb. M. 10.-

Einführung in die allgemeine Biologie. Von W. T. Sedgwick und E. B. Wilson. Übersetzung nach der 2. Auflage von Dr. R. Thesing. Mit 126 Abbildungen. Geh. M. 6.-, geb. M. 7.-

Streifzüge durch Wald und Flur. Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Von weil. Prof. B. Landsberg und weil. Rektor Prof. Dr. W. B. Schmidt. 6. Aufl., vollständig neubearbeitet von Dir. Dr. A. Günthart. Mit zahlreich. Originalzeichn. u. Abb. [U. d. Pr. 1921.]

Neue Geschichten aus dem Tierleben. Von A. Marx. 2. Aufl. Mit Abb. [In Vorb. 1921.]

Erlebte Naturgeschichte. (Schüler als Tierbeobachter). Von Rektor C. Schmitt. 2. Aufl. Mit 35 Abbildungen. Kart. M. 6.60

Ein eigenartiges, für jeden Naturfreund interessantes Buch. Es bringt eine große Zahl von Niederschriften 13–17jähriger Schüler über ihre Beobachtungen und Versuche an Tieren aus allen Klassen des Tierreichs.

Führer durch unsere Vogelwelt. Zum Beobachten und Bestimmen der häufigsten Arten durch Auge und Ohr verfaßt von Oberstudienrat Prof. Dr. B. Hoffmann. Mit Bildschmuck nach Zeichnungen von K. Soffel. 2., verm. u. verb. Aufl. In Pappband M 8.60

Exkursionsflora für Nord- und Mitteldeutschland. Taschenbuch zum Bestimmen der im Gebiete einheim. u. häufiger kultivierten Gefäßpflanzen für Schüler u. Laien von K. Kraepelin. 6., verb. Aufl. Mit Bildnis Kraepelins u. 625 Holzschn. Geb. M. 7.20

Auf sämtliche Preise Teuerungszuschlag des Verlags 120% (Abänderung vorbehalten) u. teilweise d. Buchhandl.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Preise freibleibend

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

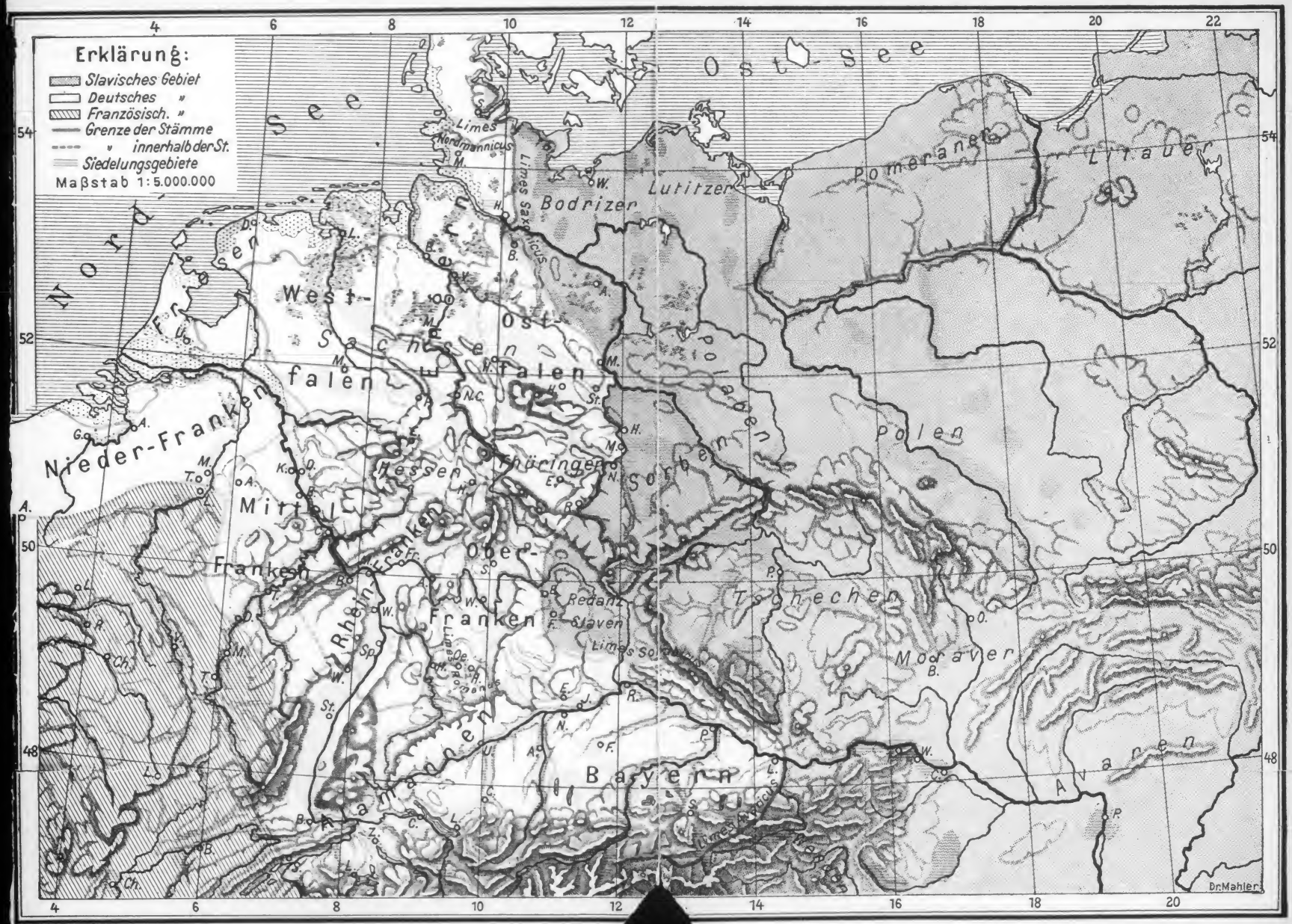
MAY 23 1922

943.01 H678

Hofstaetter.

Deutschkunde.

18 MAR 1922 24 MAY 1922


Erklärung:
Slavisches Gebiet
Deutsches "
Französisch. "
Grenze der Stämme
" innerhalb der St.
Siedelungsgebiete
Maßstab 1:5.000.000
Nord-See
Ost-See
Limes Nordmannicus
Limes Saxonicus
Bodrizer
Lutitzer
Pomeraner
Litauer
Friesen
West-falen
Ost-falen
Sachsen
Polaben
Polen
Nieder-Franken
Hessen
Thüringen
Sorben
Mittel-Franken
Ober-Franken
Rhein-Franken
Redanz Slaven
Limes Sorabicus
Tschechen
Moraver
Avaren
Bayern
Dr. Mahler

Sprachenkarte

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021075735